

Wie verändern wir Sprache?

Beiträge aus einem Lehrprojekt zum Thema Sprachwandel

Universität Hamburg, Institut für Germanistik,
SoSe 17 bis WiSe 17/18

Herausgegeben von Lisa Dücker, Melitta Gillmann, Eleonore Schmitt,
Renata Szczepaniak und Annika Vieregge

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

Dieses Vorhaben wurde aus
Mitteln des BMBF unter dem
Förderkennzeichen
01PL17033 gefördert.

Inhalt

Vorwort	1
Eingenordet – Morphologische Assimilation mittelniederdeutscher Lehnwörter im Altnordischen. <i>Lena Schnee</i>	5
Wo sind die vollen Vokale geblieben? – Eine Untersuchung möglicher Einflussfaktoren auf die Nebensilbenabschwächung. <i>Tanja Stevanović</i> 20	
Von <i>ob ich schon wanderte</i> zu <i>obschon ich wanderte?!</i> – Eine Korpusuntersuchung zur Konzessivität von 1700-1900. <i>Lisa Bürgerhoff/Jana Giesenschlag/Alexandra Kern/Linda Kunow</i>	37
<i>Die bisher jedermann unbekannt gewesen [ist/war/sei/wäre]</i> – Zum Rückgang des ersparten Finitums in Nebensätzen des frühen Neuhochdeutsch. <i>Brit Schwerin</i>	69
<i>Nicht/keinen/kein Fußball spielen?</i> – Inkorporationsprozesse in Substantiv-Verb-Verbindungen. <i>Carlotta J. Hübener</i>	83
<i>Die menschliche Zunge ist faul.</i> – Assoziationen zu der Verwendungsweise der Präposition <i>wegen</i> mit dem Genitiv und dem Dativ. <i>Lea Heese/Fabiola Kaiser</i>	99
<i>#Erdogan-Diktatur</i> – Hashtags als Elemente von Substantivkomposita in politischen Tweets. <i>Markus Majewski</i>	117
Gibt es denn jetzt lilane Kühe oder nicht? – Einflussfaktoren auf den Gebrauch indeklinabler Farbadjektive. <i>Johanna Hartwig</i>	130
Ist das ein Komma oder kann das weg? – Topologische Felder und Kommasetzung. Erste empirische Befunde. <i>Marie Wrona</i>	147

Vorwort

LISA DÜCKER, MELITTA GILLMANN, ELEONORE SCHMITT, RENATA SZCZEPANIAK UND ANNIKA VIERGE

Die hier abgedruckten Beiträge sind in einem Lehrprojekt zum Thema „Wie verändern wir Sprache?“ entstanden. Das im Rahmen des Universitätskollegs 2.0 aus Mitteln des BMBF geförderte Projekt fand vom Sommersemester 2017 bis zum Wintersemester 2017/18 an der Universität Hamburg statt. Insgesamt 17 Studierende beschäftigten sich über ein Jahr hinweg mit aktuellen und historischen Sprachwandelphänomenen und führten eigene empirische Forschungsprojekte durch, die sie auf der studentischen Tagung am 1.-3. Februar 2018 präsentierten. Die Beiträge beschäftigen sich aus diachroner sowie synchroner Perspektive mit Sprachvariation und -wandel. Die diachronen Beiträge befassen sich dabei mit folgenden Themen:

Lena Schnee analysiert in ihrem Beitrag „Eingenordet – Morphologische Assimilation mittelniederdeutscher Lehnwörter im Altnordischen“ die Liste mittelniederdeutscher Entlehnungen im Altnordischen Etymologischen Wörterbuch und zeigt, wie die mittelniederdeutschen Wörter, die in der Hansezeit in die skandinavischen Sprachen entlehnt wurden, an das Altnordische angepasst wurden. Dabei wendet sie ein Transderivationsmodell an, um die morphologische Assimilation nicht nur von ganzen Lexemen, sondern auch von Affixen und Wortstämmen nachzuvollziehen. Schnees Untersuchung ergibt, dass bei der Entlehnung in das Altnordische hauptsächlich die Affixe adaptiert wurden. Die mittelniederdeutschen Affixe wurden überwiegend durch native oder entlehnte altnordische ersetzt, was darauf hinweist, dass die Morphemgrenzen und Wortbildungselemente bei der Entlehnung als solche erkannt wurden. Als Erklärung hierfür führt Schnee die typologische Ähnlichkeit der beiden Sprachen an.

Mit der mittelhochdeutschen Nebensilbenabschwächung beschäftigt sich Tanja Stevanovićs Beitrag „Wo sind die vollen Vokale geblieben? Eine Untersuchung möglicher Einflussfaktoren auf die Nebensilbenabschwächung“. Dafür hat sie in einer Korpusuntersuchung im Referenzkorpus Mittelhochdeutsch schwache Verben analysiert, die trotz der fortschreitenden Nebensilbenabschwächung noch im Mittelhochdeutschen Vollvokale in Endsilben aufweisen. Stevanović untersucht eine

Vielzahl von Faktoren und stellt fest, dass es – auch unabhängig von signifikanten Eigenschaften wie der Textsorte – im Zuge der Abschwächung vom Vollvokal zu Schwa eine große Unsicherheit bei den SprachbenutzerInnen gab, die sich in dem Auftreten von etymologisch unmotivierten Vollvokalen zeigt.

Wie sich Konzessivkonnektoren im 18. und 19. Jh. entwickelt haben, untersuchen Lisa Bürgerhoff, Jana Giesenschlag, Linda Kunow und Alexandra Kern für ihren Beitrag „Von *ob ich schon wanderte* zu *obschon ich wanderte*?! – Eine Korpusuntersuchung zur Konzessivität von 1700-1900“. Ihre Untersuchungen im Deutschen Textarchiv zeigen unter anderem einen Zusammenhang zwischen der Zusammenschreibung der Konnektoren und einer eindeutig konzessiven Lesart, der für *obschon*, *obgleich*, *obwohl* und *obzwar* allerdings unterschiedlich stark ist. Auch die Faktizität der Teilsätze und das Auftreten verstärkender Partikeln sind für die Entwicklung der *ob*-Gruppe von Bedeutung. Als eindeutigste und frequenteste Konzessivkonnektoren stellen sich insgesamt *obwohl* und vor allem *obzwar* heraus.

Brit Schwerin nimmt sich in ihrem Artikel „*die bisher jedermann unbekannt gewesen [ist/war/sei/wäre]* – Zum Rückgang des ersparten Finitums in Nebensätzen des frühen Neuhochdeutsch“ des Phänomens der afiniten Nebensätze an, die in der Frühen Neuzeit im deutschen Sprachraum weit verbreitet waren. Ihre Analyse von Nebensätzen mit und ohne finites Verb in Texten aus dem 17. und 18. Jh. ergibt, dass der Rückgang der afiniten Konstruktionen in Verbindung mit dem Bedürfnis nach eindeutiger Markierung grammatischer Kategorien wie Tempus und Modus steht.

Die diachronen Studien decken somit Sprachwandel auf verschiedenen Ebenen ab. Gleiches gilt für die Beiträge, die sich aus synchroner Perspektive mit Sprachvariation und -wandel auseinandersetzen:

Carlotta J. Hübener diskutiert in ihrem Beitrag „*Nicht/keinen/kein Fußball spielen?* – Inkorporationsprozesse in Substantiv-Verb-Verbindungen“ Inkorporationsprozesse bei Substantiv-Verb-Verbindungen wie bspw. *Fußball spielen*. Hierbei fokussiert sie auf die Negation: Während *kein(en) Fußball spielen* einen Hinweis darauf gibt, dass *Fußball* noch als eigenständiges Substantiv interpretiert wird, ist *nicht Fußball spielen* ein Indiz dafür, dass *Fußball* und *spielen* als eine konzeptionelle Einheit wahrgenommen werden. *Kein* negiert nämlich Nomen (*Ich mag keinen Spinat*), während *nicht* Verben negiert (*Ich hab‘ noch nicht geges-*

sen). Hübener überprüft in ihrem Beitrag anhand des Deutschen Referenzkorpus, inwiefern Frequenz, Idiomatik und Individuiertheit Einfluss auf die Negation von Substantiv-Verb-Verbindungen nehmen können. Zudem wirft sie einen Blick auf unflektierte *kein*-Vorkommen in Substantiv-Verb-Verbindungen (*Ich spiele kein' Fußball* statt *keinen Fußball*). Für den Wandel und die Variation der Präposition *wegen* interessieren sich Lea Heese und Fabiola Kaiser in ihrem Beitrag „*Die menschliche Zunge ist faul. Assoziationen zu der Verwendungsweise der Präposition wegen mit dem Genitiv und dem Dativ*“. *Wegen* schwankt im Standarddeutschen zwischen Genitiv- und Dativreaktion. Obwohl sie seit langem existiert, wird die Dativvariante von SprecherInnen oftmals als Zeichen für Sprachverfall gedeutet. Heese und Kaiser erhoben mithilfe einer Onlineumfrage Daten zum Gebrauch der Präposition in informellen und formellen Registern sowie Assoziationen zu den beiden Varianten. Wie bereits das Titelzitat des Beitrags zeigt, wird der Dativ unter anderem als Zeichen für Nachlässigkeit interpretiert.

Wie Hashtags bei Twitter als Teile von Komposita verwendet werden, zeigt Markus Majewski in seinem Beitrag *#Erdogan-Diktatur – Hashtags als Elemente von Substantivkomposita in politischen Tweets*. Als Grundlage dient ihm das Korpus aus Tweets von SpitzenpolitikerInnen der großen Parteien während des Wahlkampfs, in dem er alle Substantivkomposita mit einem Hashtag als Bestandteil wie *#Energiewende* auf funktionale, graphematische und strukturelle Aspekte untersucht. Insbesondere bei der Schreibung der Komposita zeigt sich eine große Kreativität. Zudem lassen sich Twitter-spezifische Kommunikationsfunktionen der Hashtag-Erstglieder beobachten.

Johanna Hartwig beschäftigt sich mit der Deklination entlehnter Farbadjektive wie *lila*, *orange* und *rosa* („Gibt es denn jetzt lilane Kühe oder nicht? – Einflussfaktoren auf den Gebrauch indeklinabler Farbadjektive“). Diese Adjektive wurden ursprünglich nicht flektiert (*das lila/rosa Haus*). Hartwig führt ein Produktionsexperiment durch, um zu überprüfen, inwiefern die Frequenz und die Endung eines Adjektivs Einfluss auf dessen Flexion nehmen. Dabei stellt sie fest, dass frequente Adjektive zur Flexion neigen, jedoch auch die Endung eine Rolle spielt. So bleiben Adjektive auf [a] wie bspw. *lila* trotz hoher Frequenz unflektiert. Adjektive auf Frikativ weisen hingegen umso mehr Flexion auf, je frequenter sie sind. Für seltene Adjektive (*creme*) konnte Hartwig eine Vermeidungsstrategie feststellen: *Creme* wurde in ihrem Experiment am

häufigsten in ein Derivat (*cremefarben*) umgewandelt, das eine Flexion des Adjektivs ermöglicht (*das cremefarbene Haus*).

Marie Wrona präsentiert in ihrem Beitrag „Ist das ein Komma oder kann das weg? – Topologische Felder und Kommasetzung. Erste empirische Befunde“ ein Experiment zur Kommadidaktik. Sie untersucht, inwiefern sich die Kommasetzungskompetenz von SchülerInnen verbessert, wenn diese mithilfe des topologischen Feldermodells vermittelt wird, das auf der Verbklammer im Deutschen aufbaut, anstatt wie bei traditionellen Ansätzen mithilfe von Signalwörtern wie Subjunktionen. Die SchülerInnen lernten, das finite Verb zu bestimmen und so zu entscheiden, ob ein Komma gesetzt werden muss oder nicht. Nach der Unterrichtseinheit setzten die SchülerInnen v.a. deutlich weniger falsche Kommata.

Eingenordet – Morphologische Assimilation mittelniederdeutsche Lehnwörter im Altnordischen

LENA SCHNEE

1 Einleitung

Das Ausmaß des niederdeutschen Einflusses auf die festlandskandinavischen nordgermanischen Sprachen besonders während der Hansezeit (1370-1530) ist immens und wird sogar mit dem des normannischen Französisch auf das Altenglische verglichen (vgl. JOHANNISSON 1986:607, TÖRNQVIST 1977:12). Ein Symptom dieses Kontaktes sind die Lehnwörter, die noch in den heutigen Sprachstufen zu finden sind:

Wir [sc. die Skandinavier] sind so intensiv [sc. vom Mnd.] beeinflusst worden, daß ein Skandinave [!] heute wohl kaum einen Satz sagen kann, ohne ein niederdeutsches Wort zu verwenden, natürlich ohne daß das Fremde als ‚fremd‘ empfunden wird. (BRATTEGARD 1963:10, zitiert nach BRAUNMÜLLER 1993:137, Anmerkungen von BRAUNMÜLLER)

Einen Eindruck davon, wie sich das Ausmaß der Beeinflussung rein quantitativ vorstellen lässt, gibt beispielsweise das *Svenska Akademiens Ordbok* (SAOB) ('Wörterbuch der Schwedischen Akademie'), das für 4651 Lemmata mittelniederdeutsche, für weitere 372 altsächsische Herkunft angibt.¹ Sowohl von deutscher als auch skandinavischer Seite ist dieses Gebiet ausgiebig behandelt worden, wobei der Forschungsfokus bis in die 1970er Jahre auf der Identifizierung von Lehnwörtern lag. Danach wandte sich das Interesse der Forschung soziokulturellen Fragen, wie der nach der tatsächlichen Kommunikationssituation zu.² Diese Untersuchung schließt an die Lehnwortforschung an und versucht, rezente Modelle zur Differenzierung von Entlehnungsprozessen auf morphologischer Ebene auf den niederdeutsch-skandinavischen Sprachkontakt anzuwenden. Es soll untersucht werden, welche Arten von morphologischer Assimilation stattgefunden und mit dafür gesorgt haben, dass die Wörter heute nicht fremd klingen. Zur theoretischen Grundlegung wird

¹ Für diese Ergebnisse auf <http://g3.spraakdata.gu.se/saob/> unter „Sökning på etymologi“ (Suche nach Etymologie) als „Besläktat språk“ (Verwandte Sprache) „medellågtyska“ (Mittelniederdeutsch) bzw. „fornsaxiska“ (Altsächsisch) „Endast som långivande språk“ (ausschließlich als lehngibende Sprache) angeben.

² Für einen Forschungsüberblick der letzten 25 Jahre siehe ELMÉVIK/JAHR (2012:9–16), eine Übersicht über die Lehnwortforschung gibt ROSENTHAL (1987:179–203). Zur Kommunikationssituation des mnd.-skand. Sprachkontakts s. BRAUNMÜLLER (1995:9–33).

in Kapitel 2 neben der Erläuterung zentraler Begriffe ein (knapper) Überblick über die mittelniederdeutsch-skandinavische Sprachkontaktsituation gegeben und auf Basis des Transderivationsmodells von TSAPAEVA (2016) ein System zur Beschreibung der unterschiedlichen morphologischen Assimilationsvorgänge entwickelt. In Kapitel 3 werden die Untersuchungshypothese aufgestellt, das verwendete Korpus vorgestellt und das methodische Vorgehen erläutert. In Kapitel 4 wird präsentiert, welche Arten morphologischer Assimilation bei der Entlehnung mittelniederdeutscher Wörter ins Altnordische stattgefunden haben. Kapitel 5 bietet ein Fazit mit Methodendiskussion und Ausblick.

2 Theoretische Grundlegung

Bezüglich der Sprachstufen ist zunächst zu beachten, dass es sich sowohl beim Mittelniederdeutschen als auch beim Altnordischen „um zwei in sich komplexe und heterogene Diasysteme“ handelt (BRAUNMÜLLER 1989:10). Die zusammenfassenden und vereinfachenden Bezeichnungen können den Eindruck von Homogenität erwecken, was jedoch eine verfehlte Sicht der Dinge wäre. *Altnordisch* (An.) bezeichnet die gesamte nordgermanische Sprachlandschaft im ungefähren Zeitraum vom 9. bis zum 13. Jh. (vgl. BAIER/SCHÄFKE 2012:2, die auch auf die Ungenauigkeit dieser Datierung, die unter anderem in der Rückdatierung einiger späterer Überlieferungen begründet liegt, hinweisen). Ab der Mitte des 12. Jhs. lassen sich das konservativere Altwestnordisch (Altnorwegisch und Altisländisch) und das innovativere Altostnordisch (Altdänisch, Altschwedisch und Altgutnisch) unterscheiden (vgl. HARBERT 2007:19),³ die Ausdifferenzierung der heutigen Sprachen verlief unterschiedlich und setzte unterschiedlich spät ein (vgl. HARBERT 2007:19). *Mittelniederdeutsch* (Mnd.) bezieht sich auf den Zeitraum von 1300 bis 1650 (vgl. PETERS 2000:1482), wobei die Periode zwischen 1370 und 1530 als Hochphase des Mittelniederdeutschen gilt, welches in dieser Zeit auch *Hansesprache* genannt wird. Sie ist gleichzeitig die Hochphase des niederdeutsch-skandinavischen Sprachkontaktes (vgl. BRAUNMÜLLER/DIERCKS 1993:11-12), dessen Bedingungen im Folgenden skizziert werden.

³ Das Altostnordische machte unter anderem lautliche Entwicklungen durch, die das Altwestnordische nicht teilte. Siehe hierzu BAIER/SCHÄFKE (2012:1), HAUGEN (84:241), HARBERT (2007:19f.).

2.1 Der niederdeutsch-skandinavische Sprachkontakt

Das Niederdeutsche und das Altnordische standen bereits vor der hier fokussierten Hansezeit in Kontakt, vor allem im dänisch-deutschen Grenzgebiet, aber auch im Zuge der von Norddeutschland ausgehenden Christianisierung Skandinaviens (HYLDGAARD-JENSEN 1983:668). Diese Untersuchung behandelt das Mnd. als Gebersprache, das An. als Nehmersprache. Zwar gab es, wie HYLDGAARD-JENSEN (1983:666) betont, auch Transferenz in die andere Richtung, allerdings nur in marginalem Ausmaß (vgl. JOHANNISSON 1968:620 und BRAUNMÜLLER 1989:12f). Die intensivste Phase des Sprachkontakts, in der die Hansekaufleute den Handel in Skandinavien dominierten, dauerte etwa 200 Jahre an (vgl. BRAUNMÜLLER/DIERCKS 1993). Für die Intensität spielten verschiedene Faktoren⁴ eine Rolle, die wichtigsten werden nun kurz vorgestellt. Als maßgeblicher, sprachexterner Faktor werden das „kulturelle Gefälle“ (BRAUNMÜLLER/DIERCKS 1993:12) zwischen europäischem Festland und Skandinavien und die „ökonomische und technische Überlegenheit der Deutschen“ (TÖRNQVIST 1977:14) angesehen. Dadurch kam dem Mnd. enormes Prestige zu, was sogenanntes „intimate borrowing“ (BLOOMFIELD 1933:461-475, zitiert nach HAUGEN 1984:398) auslöste. Das bedeutet, dass neben (Fach-)Wörtern für neue Konzepte oder Gegenstände ebenfalls Wörter entlehnt wurden, für die in der Nehmersprache bereits Wörter vorhanden waren und die teilweise auch zum Alltagswortschatz gehören. Der Sprachkontakt fand außerdem auf einer „verhältnismäßig hohen Kulturstufe“, nämlich in den Städten, statt und prägte somit die Vorbilder der späteren Standardisierung (TÖRNQVIST 1977:14). Als weiteren sprachexternen Faktor nennen BRAUNMÜLLER und DIERCKS die spät einsetzende Schriftlichkeit in Skandinavien (BRAUNMÜLLER/DIERCKS 93:10-12).⁵ Zusammen mit dem Fehlen einer Standardsprache bedingte dies die erhöhte Offenheit des Altnordischen für Veränderungen.⁶ Zudem bestand, so BRAUNMÜLLER, durch die große Heterogenität der Diasysteme besonders in Skandinavien eine erhöhte Toleranz der SprecherInnen für sprachliche Varianz (1989:11f.). Die SprecherInnen konnten nie

ganz sicher sein, ob die gehörte Form noch zu diesem großen, gemeinskanandinavischen Diasystem zu zählen war oder ob es sich hierbei um fremdes Wortgut handelte. Zu letzterem muß freilich gleich präzisierend hinzugefügt

⁴ Zu sprachkontaktrelevanten Faktoren allgemein vgl. WEINREICH (1979:17-19).

⁵ Die älteste nachrunische Überlieferung in schwedischer Sprache und lat. Buchstaben, das *Äldre Västgötalagen*, wird auf 1220-1230 datiert (vgl. WESSÉN 1968:96).

⁶ Zur Entstehung der skandinavischen Standardsprachen vgl. HAUGEN 1984:410f.

werden, daß solche Wörter nicht gegen phonologische oder auch phonotaktische Gegebenheiten in diesem Diasystem verstoßen durften, sondern vielmehr mit diesem vereinbar sein mußten. (BRAUNMÜLLER 1989:11)

Die phonologischen und phonotaktischen Einschränkungen betrafen das mittelniederdeutsche Sprachmaterial jedoch kaum, da die beiden Diasysteme sowohl genetisch als auch durch gleichläufige Entwicklungstendenzen bedingt große Ähnlichkeit aufwiesen.⁷ Wichtig ist hierbei neben dem sehr ähnlichen Phoneminventar auch das in beiden Sprachsystemen dreiteilige Genussystem.

Dieser letzte, sprachinterne Faktor begünstigte (im Zusammenspiel mit den anderen Faktoren) die Aufnahme des mnd. Sprachmaterials. Welche derivationsmorphologischen Assimiliationsprozesse das phonologisch bereits sehr ähnliche mnd. Sprachmaterial noch stärker in das An. integriert haben (sodass es, wie oben erwähnt, für heutige SprecherInnen nicht mehr als fremd wahrgenommen wird), wird in dieser Arbeit untersucht. Die Grundlage dafür bildet das Beschreibungsmodell von TSAPAEVA (2016), das im Folgenden vorgestellt wird.

2.2 Morphologische Beschreibungskategorien für Lehnwörter

Entlehnung oder *Transferenz* bezeichnet nach BUßMANN (2008:164) „Vorgang und Ergebnis der Übernahme eines sprachlichen Ausdrucks bzw. einer sprachlichen Struktur aus einer Fremdsprache in die Muttersprache“. Es wird zwischen semantischen und lexikalischen Entlehnungen unterschieden. Bei semantischen Entlehnungen (*Lehnprägungen*) wird die Bedeutung eines fremdsprachlichen Wortes durch eigenes Sprachmaterial ausgedrückt, wie beispielsweise in der Lehnübersetzung nhd. *Jungfernnrede* für engl. *maidenspeech* (vgl. BETZ 1974:136). In dieser Untersuchung geht es um die lexikalischen Entlehnungen, bei denen sowohl die Bedeutung als auch das fremdsprachliche Wort übernommen werden. Die lexikalischen Entlehnungen (*Lehnwörter im weiteren Sinne*) werden „nach dem Grad ihrer Integration/Assimilation in die heimische Sprache“ unterdifferenziert in (nicht assimilierte) *Fremdwörter* und (assimilierte) *Lehnwörter im engeren Sinn* (vgl. BUßMANN 2008:164, BETZ 1974:136).

⁷ Zur lautlichen Ähnlichkeit des Sprachmaterials und daraus folgenden Identifizierungs- und Datierungsschwierigkeiten vgl. HYLGAARD-JENSEN (1983:671f.), zur Schwierigkeit der Unterscheidung zwischen „Erb- und Lehnwörtern“ vgl. ROSENTHAL (1987:180-181).

Diese grundlegende Klassifizierung kann als unzureichend bezeichnet werden. Sie ist in vielen Fällen nicht anwendbar, da der „Grad der Integration/Assimilation“, wie der Name bereits sagt, graduell ist und mit zwei dichotomen Kategorien (assimiliert/nicht assimiliert) nicht dargestellt werden kann. Wie noch gezeigt wird, existieren unterschiedliche Grade der Assimilierung auf phonologischer und morphologischer Ebene. TSAPAEVA (2016:218) konstatiert, dass in ihren Korpora altrussischer (aruss.) Entlehnungen im Mnd. und mnd. Entlehnungen im Aruss. die Klassifizierung in Fremdwort und Lehnwort i.e.S. nicht möglich ist.⁸ Anhand einer Erweiterung dieser Klassifizierung zeigt sie (s. Abb. 1), dass viele der Entlehnungen in den Peripheriebereich fallen. Dazu gehören periphere Lehnwörter i.e.S., die „minimale Assimilationserscheinungen wie z.B. Neben- und Endsilbenabschwächung“ aufweisen (z.B. mnd. *temnitze* ‚Gefängnis‘ aus aruss. *tem'nica*) oder periphere Fremdwörter, bei denen beispielsweise ein Vokalwechsel stattgefunden hat (z.B. mnd. *klêt* ‚kleines Haus‘ von aruss. *klit*) (vgl. TSAPAEVA 2016:219). Außerdem finden sich Hybridbildungen, bei denen nur ein Kompositionsglied entlehnt, das andere heimisch ist, wie z.B. beim mnd. *lodienman* ‚Schiffer auf einem Lastschiff auf der Newa usw‘.

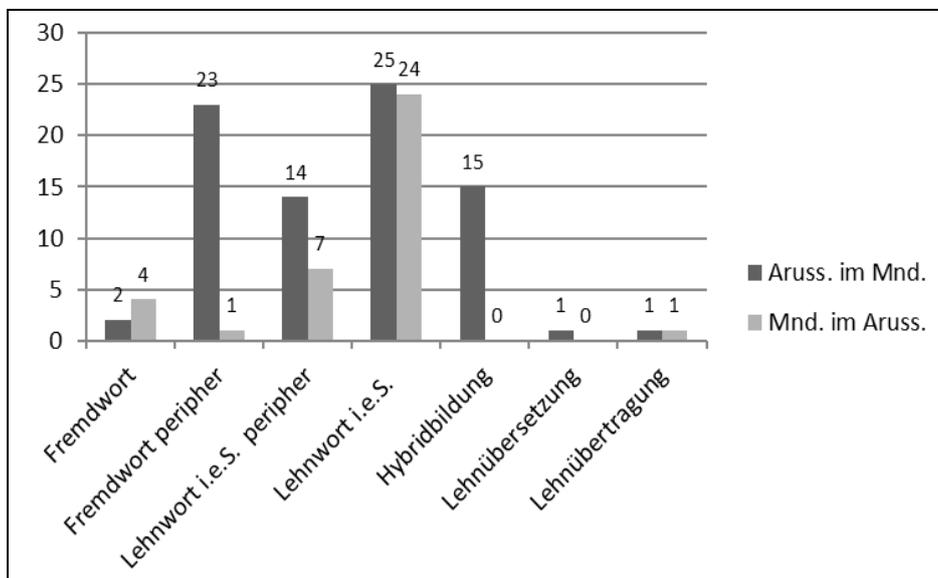


Abb. 1: Verteilung der Entlehnungen in der erweiterten Klassifizierung nach TSAPAEVA (2016:218).

⁸ Ihre Teilkorpora enthalten 86 aruss. Entlehnungen ins Mnd. und 37 mnd. Entlehnungen ins Aruss. (vgl. Tsapaeva 2016:215).

Die Beispiele für periphere Lehnwörter i.e.S. und periphere Fremdwörter zeigen, dass auch dieses erweiterte Modell zur Beschreibung noch nicht ausreicht. Die Graduierung der Assimilationen bleibt ungenau und die Unterscheidung zwischen Fremd- und Lehnwort (i.e.S.) damit schwammig. Als Alternative schlägt TSAPAEVA die sogenannte *Kontaktemtheorie* AJDUKOVIČS vor, der Beschreibungstermini sowohl für die „Kontakteinheiten“ (*Kontakteme*) als auch die Adaptionsprozesse auf jeder Sprachebene entwickelt hat (2006:220f.).⁹ Die von TSAPAEVA erweiterte Klassifizierung der Transderivationsprozesse liegt dieser Untersuchung zugrunde. AJDUKOVIČS Modell unterscheidet zunächst zwischen Nulltransderivation (D0), partieller Transderivation (D1) und freier Transderivation (D#). Nulltransderivation bedeutet, dass keine Assimilation der Wortbildungsmorpheme stattfindet (vgl. *Fremdwort*). Bei partieller Transderivation werden entweder die Wurzel (D1.1) oder die Derivationsaffixe (D1.2) assimiliert. Bei freier Transderivation werden alle Derivationsmorpheme assimiliert, (vgl. *Lehnwort i. e. S.*) (vgl. TSAPAEVA 2016:222). Unter partielle Transderivation fallen also die im zuvor erprobten Modell nicht klassifizierbaren Peripheriebereiche und Hybridbildungen. TSAPAEVA (2016:225–227) erweitert das Modell um Unterkategorien in der partiellen Transderivation, die in ihren beiden Teilkorpora überwiegt (vgl. TSAPAEVA 2016:222). Tabelle 1 enthält die verschiedenen Parameter partieller Transderivation.

Kürzel	Parameter
{Suf.}	Suffixelision (Auslassung)
{Suf.}	Suffixaddition (Hinzufügung)
{Suf _{ch.} }	Suffixsubstitution
{Suf _{m.ch.} }	morphematischer Wechsel
{Präf.}	Präfixelision (Auslassung)
{Präf.}	Präfixaddition (Hinzufügung)
{Präf _{ch.} }	Präfixsubstitution
{Präf _{m.ch.} }	morphematischer Wechsel

Tab.1: Einzelne Parameter (der partiellen Transderivation) nach Tsapaeva (2016:227)

Es wird zwischen formalen und quantitativen Veränderungen unterschieden. Formale Veränderungen können „minimale

⁹ Das Modell wird hier auf Grundlage von TSAPAEVA (2016) vorgestellt und verwendet, da die Verfasserin wegen mangelnder Russischkenntnisse nicht auf AJDUKOVIČS Schriften zurückgreifen kann.

phonologische Anpassungen“ (TSAPAEVA 2016:226) sein, die sich auf Derivationsebene kaum auswirken, oder aber größerer Art und durch die Derivationsmuster der beteiligten Sprachen bedingt. Bei Präfix- und Suffixsubstitution (Ersetzung der fremden Derivationsaffixe durch eigene) ($\{\text{Präf}_{\text{ch}}\}$, $\{\text{Suf}_{\text{ch}}\}$) handelt es sich um solche größeren formalen Veränderungen. Die minimalen Veränderungen („Neben- oder Endsilbenabschwächung, Akzentverschiebung oder Einführung von Sprossvokalen zur Meidung von Konsonantenhäufung“ (TSAPAEVA 2016:226)) fallen unter die Nulltransderivationen, da sie wie gesagt nicht auf Derivationsebene operieren. Die Präfix- und Suffixelisionen und -additionen ($\{\text{Präf}_-\}$, $\{\text{Suf}_-\}$, $\{\text{Präf}_+\}$, $\{\text{Suf}_+\}$) sind quantitative Veränderungen, da Derivationsaffixe weggelassen oder hinzugefügt werden. Morphematischer Wechsel ($\{\text{Präf}_{\text{m.ch.}}\}$, $\{\text{Suf}_{\text{m.ch.}}\}$) liegt vor, wenn „ein Suffix oder Präfix der Gebersprache in der Nehmersprache Teil der Wurzel wird und nicht mehr als Affix angesehen wird“ (TSAPAEVA 2016:226), also die Morphemgrenzen verschoben werden. Es handelt sich dabei nach TSAPAEVA (2016:226) um eine formal-quantitative Veränderung. Veränderungen der Wurzeln (D1.1) finden sich in TSAPAEVAS Korpora keine, der Fokus des Modells liegt daher auf den Affixen (D1.2). Es können auch mehrere der Parameter in Kombination vorliegen (vgl. TSAPAEVA 2016:227-229).

TSAPAEVAS Ergebnisse zeigen u. A., dass die aruss. Wörter hauptsächlich partiell transderiviert wurden, über die Hälfte ihrer Belege wurde auf diese Weise assimiliert (47 von 86 Belegen). Zum größten Teil liegt hierbei morphematischer Wechsel vor. Sie vermutet, dass die Mnd.-SprecherInnen die aruss. Wörter mangels ausreichender Russischkenntnisse und im Zuge sehr ökonomischer Sprachverwendung nicht morphologisch analysierten (vgl. TSAPAEVA 2016:230f.). Etwas weniger als ein Drittel der Belege wurde frei adaptiert (24 Belege), Nulltransderivation liegt nur zehnmal vor.

3 Methodische Grundlegung

Im Folgenden sollen aus dem Theorieteil Arbeitshypothesen abgeleitet werden, im Anschluss dann das untersuchte Korpus vorgestellt und die methodische Vorgehensweise erläutert werden.

3.1 Hypothesenaufstellung

Im Rahmen der übergeordneten Frage, ob sich das mnd. Lehngut im Altnordischen mithilfe der in Kapitel 2.2 vorgestellten Parameter beschreiben lässt, soll eine Vorannahme überprüft werden. Aufgrund der in 2.1 beschriebenen typologischen Nähe von An. und Mnd. ist zu erwarten, dass im Vergleich zum Aruss.-Mnd. Kontakt (bei dem die beteiligten Sprachen einander weniger ähnlich sind) weniger morphematischer Wechsel vorkommt, da die Morphemgrenzen für die SprecherInnen leichter zu erkennen gewesen sein dürften. Diese Annahme gilt als bestätigt, wenn die gegenteilige Hypothese (H_0 = Es liegen nicht weniger Fälle von morphematischem Wechsel vor) durch die Ergebnisse widerlegt wird.

3.2 Untersuchungsgegenstand

Als Korpus dient eine dem Altnordischen Etymologischen Wörterbuch (AEW) von DE VRIES (1977)¹⁰ vorangestellte Liste mnd. Entlehnungen. Diese enthält 398 lexikalisierte Entlehnungen aus dem Mittelniederdeutschen, die im Mittelniederdeutschen Handwörterbuch (LBCM) oder im Mittelniederdeutschen Wörterbuch (SL) verifiziert werden. Die Wörterbucheinträge zu diesen enthalten neben Übersetzungen Informationen zu Genus und Flexionsklassen. Vorausgegangene Untersuchungen dieses Korpus haben gezeigt, dass die Wortartenverteilung dieser Liste zu den gängigen Entlehnungshierarchien (vgl. WILKINS 1996:114) passt, sie besteht zu 75,7% aus Substantiven, zu 16,8% aus Verben und zu 6,4% aus Adjektiven. Ebenfalls konnte gezeigt werden, dass sie sowohl Fach- als auch Alltagswortschatz enthält (SCHNEE 2016), also auch ‚intimate borrowing‘ bezeugt. Es handelt sich also um eine in zwei Aspekten repräsentative Auswahl, die sich daher und aufgrund der überschaubaren Größe – verglichen mit den Lehnwortlisten der heutigen skandinavischen Sprachen (vgl. Kapitel 1) – hervorragend als Korpus für eine Untersuchung dieses Umfangs eignet.¹¹

¹⁰ Ob dessen Zusammenarbeit mit dem SS-Ahnenerbe (vgl. QUAK (2006:652)) möchte sich die Verfasserin an dieser Stelle ausdrücklich vom Autor dieses Wörterbuches distanzieren. DE VRIES' „ideologische Nähe zum Nationalsozialismus“ (RUSS 2003:1961) wird verschieden eingestuft und gewertet. KYLSTRA (1998:110-111) geht dezidiert auf von der NS-Ideologie abweichende Auffassungen DE VRIES' ein.

¹¹ Der geringere Umfang liegt hauptsächlich in der relativ schmalen Überlieferung altnordischer Textzeugen begründet (vgl. DE VRIES 1977:VII).

3.3 Untersuchungsmethode

Die Informationen aus dem AEW wurden um die entsprechenden Angaben aus dem LBCM ergänzt. Als nächster Schritt wurden die an. und die mnd. Derivationsaffixe annotiert, um schließlich die Transderivationsparameter vergeben zu können.

Tabelle 2, die aus Gründen der Lesbarkeit in zwei Teilen abgebildet wird, zeigt einen beispielhaften Ausschnitt aus dem Korpus.

Nr.	Lemma AEW	Wortart AEW	An.	Mnd.	Transd.para.	Transd.para.2	
218	<i>léna</i> 3	sw. Verb	-a	-en	D1/2.2	{Suf.ch}	

	Lemma LBCM	Wortart LBCM	Bedeutung Mnd.	Bedeutung An.
	lënen1	sw. Verb	leihen, borgen	ausleihen, belehnen

Tab. 2: Beispielhafter Ausschnitt zur Veranschaulichung der Datensammlung

Die Derivationsaffixe wurden auf Grundlage einer aus mehreren Grammatiken zusammengestellten Liste der an. bzw. mnd. Wortbildungsaffixe annotiert.¹² Da das Altnordische keine Präfigierung aufwies, wurden hier nur Suffixe annotiert. Die Präfixe *be-* und *för-* des Mittelniederdeutschen wurden zwar ins Altnordische transferiert (vgl. u.a. JOHANNISSON 1968:612-613, TÖRNQVIST 1977:18), allerdings spiegelt sich das in diesem Korpus noch nicht wider. Bei den mnd. Wörtern kommen nur drei präfigierte Wörter vor (die Verben *vorbarmen* und *vormōgen* und das Substantiv (*ge*)*mak*), die Präfixe wurden jeweils nicht ins An. übernommen. Sie wurden auch im Mnd. nicht zwingend realisiert. Die Transderivationsparameter wurden mit dem in Tabelle 3 dargestellten auf dem von TSAPAEVA (2016) aufbauenden Tagset annotiert.

¹² Für das Altnordische sind das HAUGEN (2015), KRISTOFFERSEN (2008), MØRCK (2008), NEDOMA (2006), RANKE (1988), SIMENSEN (2008) und ZALUSKA-STRÖMBERG (1982). Für das Mittelniederdeutsche bieten CORDES/NIEBAUM (2000) sowie eigene Korpusuntersuchungen im Referenzkorpus Mittelniederdeutsch die Grundlage.

Transderivationsparameter		
D0 Nulltransderivation	D0/1 komplett	
	D0/2 min. phon. Veränderung	
	D0/3 +Flexionsendung	
D1 partielle Transderivation	D1/1 Adaption der Wurzel	
	D1/2.1 Adaption der Derivationspräfixe	{Präf.}
		{Präf.}
		{Präf _{ch.} }
		{Präf _{m.ch.} }
	D1/2.2 Adaption der Derivationsuffixe	{Suf.}
		{Suf.}
		{Suf _{ch.} }
{Suf _{m.ch.} }		
D# freie Transderivation		

Tab. 3: Tagset der Transderivationsparameter (n. TSAPAEVA 2016, adapt. v. L.S.)

In Erweiterung des Modells von TSAPAEVA (2016) wird in dieser Untersuchung innerhalb der Nulltransderivationen noch zwischen überhaupt nicht veränderten (D0/1), phonetisch minimal veränderten (D0/2) und durch altnordische Flexionsendung veränderten Wörtern (D0/3) unterschieden. Kombinationen mehrerer Parameter werden ggf. extra aufgeschlüsselt.

4 Präsentation der Ergebnisse

Tabelle 4 fasst die Gesamtergebnisse zusammen. Bei fast zwei Dritteln der Belege liegt partielle Transderivation (D1) vor. Davon, und mit 187 Belegen auch insgesamt, kommt am häufigsten Suffixsubstitution ({Suf_{ch.}}) vor, also der Austausch eines mnd. durch ein an. Derivationsuffix. Weitere 18 Belege weisen Suffixsubstitution in Kombination mit Hinzufügen eines an. Flexionssuffixes auf, weitere drei treten in Kombination mit Präfixelision auf. Ein Beispiel für Suffixsubstitution ist die Assimilation von mnd. *sliper* („Schleifer“) zu an. *slípari*, bei der das mnd. Suffix *-er* (hauptsächlich produktiv in der Bildung von Nomina Agentis) durch das an. Suffix *-ari* (die funktionale Entsprechung) ausgetauscht wurde.¹³

¹³ Der Austausch durch das funktional entsprechende Suffix überwiegt stark, Ausnahmen kommen nur bei den sehr seltenen Fällen von Wortartenwechsel vor, die hier nicht eingehender betrachtet werden.

Transderivationsparameter		Belege	in %	
D0 Nulltransderivation (128) (30,9%)	D0/1 komplett	50	12,1%	
	D0/2 min. phon. Veränderung	32	7,7%	
	D0/3 +Flexionsendung	46	11,1%	
D1 partielle Transderivation (249) (60,2%)	D1/1 Adaption der Wurzel	0	0%	
	D1/2.1 Adaption der Derivationspräfixe	{Präf.}	1	0,2%
		{Präf.}	0	0%
		{Präf _{ch.} }	0	0%
		{Präf _{m.ch.} }	0	0%
	D1/2.2 Adaption der Derivationsuffixe	{Suf.}	21	5%
		{Suf.}	7	1,6%
		{Suf _{ch.} }	187	45,3%
		{Suf _{m.ch.} }	5	1,2%
	D1/2.3 Adapt. d. Derivationsuffixe +Flexionsendung	{Suf.}	6	1,4%
		{Suf.}	1	0,2%
{Suf _{ch.} }		18	4,1%	
Kombination D1/2.1 + D1/2.2	{Präf.}+{Suf _{ch.} }	3	0,7%	
D# freie Transderivation		28	6,7%	

Tab. 4: Belegzahlen insgesamt (n=413)

Ebenfalls relativ belegstark in der Gruppe der partiellen Transderivation ist Suffixellision ({Suf.}, das Weglassen eines Suffixes) mit 21 Belegen. Morphematischer Wechsel ({Suf_{m.ch.}}) kommt mit fünf Belegen nur äußerst selten vor.

Adaption der Wurzel (D1/1) kommt nicht vor, wobei einige der unter D0/2 erfassten minimalen phonetischen Veränderungen Vokal- oder Konsonantenwechsel in der Wurzel betreffen. Für die Fragestellung dieser Arbeit ist dies nicht relevant, für weiterführende Untersuchungen muss die Methode diesbezüglich aber verfeinert werden. Am zweitstärksten vertreten ist die Nulltransderivation mit fast einem Drittel der Belege. Davon sind 50 Belege überhaupt nicht assimiliert¹⁴ (D0/1). Beispiele hierfür sind das mnd. Substantiv *kram* („Waren“) das im An. *kram* bleibt, (allerdings das Genus von Maskulinum zu Neutrum wechselt) und das mnd. Adverb *straks* („in gerade Richtung, starr, streng“) das im An. *strax* bleibt, wobei sich die Bedeutung zu ‚sogleich‘ verschiebt. Bei den 32 Fällen von minimalen lautlichen Assimilationen, die sich nicht auf

¹⁴ Aussprache und Betonung sind in dieser lexikonbasierten Arbeit nicht mitberücksichtigt.

die Morphologie auswirken (D0/2), handelt es sich um systematische Anpassungen an das an. Phonemsystem, z.B. von mnd. /sch/ zu an. /sk/ (wie bei mnd. *schorstèn* („Schornstein“) zu an. *skorsteinn*) oder von Schwa zu einem Vollvokal (z.B. mnd. *kanefas* zu an. *kanifas*). Letzteres bedeutet gleichzeitig eine Anpassung an die an. Silbenstruktur.

Freie Transderivation (D#) kommt 28mal vor und macht damit 6,7% der Belege aus. Wie das Beispiel mnd. *sickeltun* („golddurchwirkter Seidenstoff, bes. für Kissen und Decken“), das zu an. *siklát* wurde, zeigt, wurden diese Wörter vergleichsweise stark verändert.

Der Vergleich mit den Ergebnissen von TSAPAEVA (2016), in deren Korpus aruss. Entlehnungen im Mnd. zum Großteil morphematischer Wechsel vorliegt (vgl. Kapitel 2.2), stärkt tendenziell die Hypothese, dass die Morphemgrenzen in der Assimilation zwischen näher verwandten Sprachen eher erhalten bleiben: Morphematischer Wechsel kommt im hier untersuchten Korpus nur marginal vor. Dieses Ergebnis muss jedoch als reine Tendenz gewertet werden, da die Vergleichbarkeit aufgrund der geringen Belegzahl im aruss.-mnd. Korpus nicht gegeben ist. Die anderen Assimilationsarten sind ebenfalls unterschiedlich verteilt: Im aruss.-mnd. Korpus macht die Nulltransderivation (D0) den geringsten Teil aus, im mnd.-an. Korpus hingegen mit fast einem Drittel den zweitgrößten Teil. Freie Transderivation (D#) kommt im aruss.-mnd. Korpus zu fast einem Drittel vor, im mnd.-an. zu nicht mal zehn Prozent. Die zur fundierteren Interpretation dieser Ergebnisse nötigen weiteren Untersuchungsschritte werden im Fazit zur Diskussion gestellt.

5 Zusammenfassung, Diskussion und Ausblick

Die übergeordnete Fragestellung dieser Untersuchung, ob das Modell von TSAPAEVA (2016) auf das mnd. Lehnwort im An. angewendet werden kann, ist grundsätzlich zu bejahen. Einschränkungen werden im Folgenden noch diskutiert. Die Ergebnisse machen in jedem Fall den Vorteil dieses Beschreibungsmodells gegenüber der dichotomen Unterscheidung in *Fremdwort* und *Lehnwort i.e.S.* deutlich: Wie gezeigt wurde, liegt bei ca. 60% der Belege Partielle Derivation (D1) vor. Dieser Bereich wird mit dem hier verwendeten Modell ziemlich differenziert betrachtet, während die graduellen Unterschiede in der Assimilation zwischen *Fremdwort* und *Lehnwort i.e.S.* vorher nicht beschrieben werden konnten. Das Transderivationsmodell hat sich für die Beschreibung der Transderivationsprozesse zwischen zwei eng verwandten und ähnlichen Sprachen als fruchtbar herausgestellt, wobei bereits ein (tendenzieller)

Unterschied zu den Transderivationsprozessen vom Aruss. zum Mnd. offengelegt wurde. Während bei der Assimilation des aruss. Sprachmaterials ins Mnd. größtenteils die Morphemgrenzen verschoben bzw. uminterpretiert wurden (D1/2.2 {Suf_{m.ch.}}), überwiegt bei der ‚Einnordung‘ des mnd. Lehnguts der regelhafte Austausch der mnd. zu an. Wortbildungssuffixen (D1/2.2 {Suf_{ch.}}). Im mnd.-an. Korpus kommen kaum freie Transderivationen vor, im aruss.-mnd. kaum Nulltransderivationen.

Es deutet sich an, dass die Untersuchung der Belege in den jeweiligen Gruppen (D0, D1, D# – womöglich auch der differenzierteren Untergruppen) auf Gemeinsamkeiten zu untersuchen, um möglicherweise auf Regelmäßigkeit bezüglich der Wahrscheinlichkeit einer bestimmten Transderivationsart für bestimmte Wörter. Unter anderem fiel im Verlauf der Untersuchung auf, dass in der Gruppe der Nulltransderivation viele einsilbige Wörter vorkommen, wie es auch TSAPAEVA in ihrem Korpus konstatiert (2016:231), außerdem finden sich hier mehrsilbige Wörter, die ursprünglich aus dem Lateinischen stammen. Die Belege sollten also hinsichtlich der Silbenzahl und Etymologie (ein weiteres interessantes Merkmal dürfte die Wortart sein) auf Tendenzen zu bestimmten Transderivationsprozessen überprüft werden. Außerdem sollen Genus- und Wortartenwechsel genauer beschrieben werden und die Hinzufügung an. Flexionssuffixe auf Regelmäßigkeit diesbezüglich überprüft werden. Anhand dieser ‚Voruntersuchung‘ wurde die Notwendigkeit einiger methodischer Anpassungen deutlich. Zum einen muss, wegen der großen Ähnlichkeit der beteiligten Sprachen, der Entscheidung zwischen morphologischer oder phonologischer Assimilation eine noch spezifischere Definition zugrunde gelegt werden. Außerdem muss in der Annotation der häufig multifunktionalen Derivationsuffixe auf deren jeweilige Funktion geachtet werden, um sicher zu stellen, dass die vorliegende Wortbildung richtig verstanden wurde. Die Entscheidung, Derivationsuffixe gewissermaßen aufgrund von Typenfrequenz als solche zu werten, ist noch mal zu überdenken. Zu erwägen wäre hierbei, ob Produktivität und Transparenz der Wortbildungsaffixe in der Gebersprache eine Auswirkung auf den Assimilationsprozess haben oder nicht.

Literatur

Baier, Katharina/Schäfer, Werner (2012): Altnordisch. Eine Einführung. Tübingen: Narr.

- Betz, Werner (³1974): Lehnwörter und Lehnprägungen im Vor- und Frühdeutschen. In: Maurer, Friedrich/Rupp, Heinz (Hg.): Deutsche Wortgeschichte. Bd. 1, Berlin/ New York: De Gruyter, S. 135–163.
- Braunmüller, Kurt (1995): Formen des Sprachkontakts und der Mehrsprachigkeit zur Hansezeit. Eine einführende Übersicht. In: Braunmüller, Kurt (Hg.): Niederdeutsch und die skandinavischen Sprachen II. Heidelberg: Winter, S. 9–33.
- Braunmüller, Kurt/Diercks, Willy (1993): Entwicklung des niederdeutsch-skandinavischen Sprachkontakts. Untersuchungen zur Transferenz anhand von volks-sprachlichen Texten des 15., 16. und 17. Jahrhunderts – eine Projektübersicht. In: Braunmüller, Kurt/Diercks, W. (Hg.): Niederdeutsch und die skandinavischen Sprachen I. Heidelberg: Winter, S. 9–40.
- Bußmann, Hadumod (⁴2008): Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart: Kröner.
- Cordes, Gerhard/Niebaum, Hermann: Wortbildung des Mittelniederdeutschen. In: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Bd. 2. Berlin/New York: De Gruyter, S. 1469–1469.
- De Vries, Jan (²1977): Altnordisches Etymologisches Wörterbuch. Leiden: Brill.
- Elmevik, Lennart/Jahr, Ernst Håkon (2012): 25 years of research on the contact between Low German and Scandinavian. In: Elmevik, Lennart/Jahr, E. (Hg.): Contact between Low German and Scandinavian in the Late Middle Ages. 25 Years of Research. Uppsala: Kungl. Gustav Adolfs Akademin för svensk folkkultur, S. 9–16.
- Harbert, Wayne (2007): The Germanic Languages. New York: Cambridge.
- Haugen, Einar Ingvald(1984): Die skandinavischen Sprachen. Eine Einführung in ihre Geschichte. Übers. v. Pétursson, M., Hamburg: Buske.
- Haugen, Odd Einar (2015): Norröne Grammatik im Überblick: Altisländisch und Altnorwegisch. Hamburg: Buske.
- Hyltdgaard-Jensen, Karl (1983): Mittelniederdeutsch und die skandinavischen Sprachen. In: Cordes, Gerhard/Möhn, Dieter (Hg.): Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft. Berlin: Schmidt, S. 666–677.
- Johannisson, Ture (1986): Deutsch-Nordischer Lehnwortaustausch. In: Mitzka, W. (Hg.): Wortgeographie und Gesellschaft. Festgabe für Ludwig Erich Schmitt zum 60. Geburtstag am 10. Februar 1968. Berlin: De Gruyter, S. 607–623.
- Kylstra, Andries Dirk (1998): Vries, Jan de. In: Bautz, Friedrich Wilhelm (Begr. u. Hg.), Bautz, Traugott (Fortgef.): Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Band 13. Herzberg, Sp. 108–17.
- LBCM= Mittelniederdeutsches Handwörterbuch. Bd. 1ff. Begr. v. Lasch, A./Borchling, C. fortgef. v. Cordes, G. hg. v. Möhn, D. Neumünster 1956ff.
- Mørck, Endre (2005): Morphological developments from Old Nordic to Early Modern Nordic: Inflexion and word formation. In: Bandle, Oscar et.al (Hg.): The Nordic Languages. Bd II. An International Handbook of the History of the North Germanic Languages. Berlin: De Gruyter.

- Nedoma, Robert (2006). *Kleine Grammatik des Altisländischen*. Heidelberg: Winter.
- Peters, Robert (2000): Die Diagonalgliederung des Mittelniederdeutschen. In: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Bd. 2. Berlin/New York: De Gruyter, S. 1478–1490.
- Ranke, Friedrich/Hoffman, Dietrich (1988): *Altnordisches Elementarbuch*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Rosenthal, Dieter (1986): Über den Umfang des niederdeutschen Einflusses auf das Schwedische.“ In: Ureland, Sture (Hg.): *Sprachkontakt in der Hanse. Aspekte des Sprachausgleichs im Ostsee- und Nordseeraum. Akten des 7. Internationalen Symposiums über Sprachkontakt in Europa*. Tübingen: Niemeyer, S. 179–203.
- Russ, Anja (2003): Vries, Jan Pieter Marie Laurens de. In: König, Christoph (Hg.): *Internationales Germanistenlexikon 1800–1950*. Berlin u.a., S. 1961–1962.
- SL= *Mittelniederdeutsches Wörterbuch*. Bd. 1 ff. Schiller, Karl/Lübben, August. Bremen 1875–1881.
- Schnee, Lena (2016): *Spuren der Hansezeit. Mittelniederdeutsche Lehnwörter im Neuschwedischen*. Unveröffentlichte Seminararbeit.
- Simensen, Eric (2008): The old-nordic lexicon. In: Bandle, Oscar et.al (Hg.): *The Nordic Languages. Bd. I. An International Handbook of the History of the North Germanic Languages*. Berlin: De Gruyter. S. 951–963.
- SAOB= Svenska Akademiens Ordbok (‚Wörterbuch der Schwedischen Akademie’) <http://g3.spraakdata.gu.se/saob/>
- Tsapaeva, Sabina (2016): Transderivationsprozesse im mittelniederdeutsch-alt-russischen Sprachkontakt. In: Schmidt, Hans-Ulrich/ Ziegler, Arne (Hrsg.): *Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte*. Bd. 7 2016, S. 211-234.
- Törnqvist, Nils (1977): *Das niederdeutsche und niederländische Lehngut im schwedischen Wortschatz*. Neumünster: Wachholtz.
- Weinreich, Uriel (1977): *Sprachen in Kontakt*. Übers. v. Kohlhase, J. München: Beck.
- Wilkins, D. P. (1997): Morphologie. In: Goebel, Hans/Nelde, Peter/Stary, Zdenek/Wölck, Wolfgang (Hg.): *Kontaktlinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Berlin/New York: De Gruyter, S. 109–117.
- Zaluska-Strömberg, Apolonia (1982): *Grammatik des Altisländischen. Mit Lese-stücken und Glossar*. Hamburg: Buske.

Wo sind die vollen Vokale geblieben? – Eine Untersuchung möglicher Einflussfaktoren auf die Nebensilbenabschwächung

TANJA STEVANOVIĆ

1 Die Nebensilbenabschwächung als Gestalterin der deutschen Sprache

Die systematische Abschwächung der Nebensilbenvokale zählt zu den weitreichendsten Wandlerscheinungen in der Geschichte der deutschen Sprache (vgl. PAUL 2007: 108). Ein vergleichender Blick auf alt- und mittelhochdeutsche Sprachbeispiele zeigt, wie fremd das Althochdeutsche für Sprecherinnen des Neuhochdeutschen wirkt, während das Mittelhochdeutsche vergleichsweise vertraut und verständlich erscheint (hier veranschaulicht an einem Ausschnitt aus dem ahd. und dem mhd. Vaterunser):

Althochdeutsch¹:

*uuerde uuillo diin sô in himile
sôsa in erdu*

Mittelhochdeutsch²:

*din wille werde dem gelich hie uf der
erde als in den himeln*

Dieser Befund ist größtenteils anhand der Nebensilbenabschwächung (NSA) zu erklären, die sich im Zeitraum vom Anfang des 10. bis zum Ende des 12. Jhs. vollzog und das Deutsche in phonologischer und typologischer Hinsicht stark veränderte (vgl. SCHMIDT 2007: 103, SZCZEPANIAK 2007). Sie führte zu einer tiefgreifenden Veränderung der deutschen Silbenstruktur, da seit Abschluss der NSA bei deutschen Simplicia nur noch die Hauptsilben volle Vokale aufweisen, während die Nebensilben lediglich ein Schwa führen können (vgl. SZCZEPANIAK 2009: 256). Auf diese Weise trug sie zum typologischen Wandel des Deutschen von einer Silben- zu einer Wortsprache bei (vgl. SZCZEPANIAK 2007). Zusätzlich bewirkte die NSA Veränderungen auf der morphologischen Ebene (vgl. BERGMANN et al. 2016: 76, VON POLENZ 2009: 12); so führte die Reduzierung der Endsilben zu einem Zusammenfall verschiedener Kasusendungen, wodurch sich das Deutsche von einer recht synthetischen hin zu einer eher analytischen Sprache entwickelte (vgl. SCHMIDT 2007: 103f.).

¹ Althochdeutsches Textbeispiel entnommen aus: St. Gallen, Stiftsbibliothek, Cod. 911, S. 320.

² Mittelhochdeutsches Textbeispiel entnommen aus: Cod. Pal. germ. 848, Bl. 329v.

Die Nebensilbenabschwächung ist also für die Entwicklung der deutschen Sprache hochgradig relevant, über ihren genauen Verlauf ist jedoch bis heute wenig bekannt. Einschlägige Grammatiken (BERGMANN ET AL. 2016, BRAUNE 2004, PAUL 2007) präsentieren zwar diverse Erkenntnisse zu dem Thema, diese stützen sich jedoch kaum auf transparent gemachte empirische Befunde. In Kap. 2 werden die wichtigsten Erkenntnisse der Forschung zusammengefasst und vorgestellt. Im Mittelpunkt dieser Arbeit steht schließlich eine in Kap. 3 vorgestellte Untersuchung, die im Referenzkorpus Mittelhochdeutsch durchgeführt wurde, um mögliche Einflussfaktoren auf die Verbreitung der NSA zu identifizieren. Dabei wurden Wortformen schwacher mittelhochdeutscher Verben auf den Vokal ihrer Nebensilbe hin untersucht, denn auch in mhd. Zeit finden sich noch Vollvokale in Nebensilben, obwohl die Abschwächung der Nebensilben allgemein als Zäsur zwischen dem Ahd. und dem Mhd. gilt (vgl. BECKER 2000: 33, PAUL 2007: 108). Welche Faktoren die Konservierung des Vollvokals begünstigten bzw. hemmten, stellt dabei die zentrale Untersuchungsfrage dar. Die Faktoren, die in der Untersuchung berücksichtigt wurden, sind die jeweilige Verbklasse, die Textsorte, das Dialektgebiet, die Gebrauchsfrequenz sowie die Qualität und die Funktion des jeweiligen Nebensilbenvokals. Zudem wird dargelegt, warum das Untersuchen von phonologischen Prozessen in älteren Sprachstufen grundsätzlich mit größeren Schwierigkeiten einhergeht und wie die vorliegende Untersuchung auf diese Probleme eingegangen ist. Abschließend wird der Versuch unternommen, die bisherige Forschung und die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung zusammenzuführen und einen Ausblick auf weitere Desiderata zu bieten.

2 Forschungsstand

Als Ausgangspunkt für die Nebensilbenabschwächung gilt ein prosodischer Wandel im Germanischen (vgl. PAUL 2007: 108, VON POLENZ 2009: 9f.): Noch im Indoeuropäischen war der Wortakzent frei, „d. h. jede Silbe eines Wortes konnte unter bestimmten Bedingungen den Akzent tragen“ (SCHMIDT 2007: 38). In germanischer Zeit wurde er jedoch auf die Initialsilbe fixiert, sodass nur noch diese betont werden konnte. Dadurch bildete sich eine Opposition zwischen den betonbaren Hauptsilben und den nicht-betonbaren Nebensilben heraus, welche zur stetigen Reduktion der Nebensilben führte (vgl. SCHMIDT 2007: 46f.). Dies lässt sich mit einem Streben der Sprecherinnen nach Ökonomie erklären (vgl. KOHRT 1998: 566); die betonbaren Stammsilben tragen die Hauptbedeutung

des Wortes und müssen daher deutlich artikuliert werden, während die nicht-betonbaren Nebensilben im Vergleich weniger relevant sind und daher mit weniger artikulatorischem Aufwand realisiert werden können, was zur kontinuierlichen Zentralisierung der Nebensilbenvokale hin zu Schwa [ə] führte. BEHAGHEL formuliert: „Laute, denen keine sprachliche Aufgabe zukommt, die nicht Träger einer Unterscheidung sind, unterliegen besonders leicht der Schwächung oder dem völligen Untergang“ (BEHAGHEL 1928: 324). Als Folge der Nebensilbenabschwächung können im heutigen Deutschen bei Simplizia nur noch die Hauptsilben volle Vokale aufweisen, während die Nebensilben lediglich ein Schwa führen können (vgl. SZCZEPANIAK 2009: 256).

Die Abschwächung der Nebensilben setzte zu Beginn des 10. Jhs. ein (vgl. BRAUNE 2004: 61), doch „wie sich im einzelnen [sic] die Abschwächung seit der altniederdeutschen und althochdeutschen Zeit vollzogen hat, darüber sind wir bis jetzt nicht genügend unterrichtet“ (BEHAGHEL 1928: 334). BEHAGHEL postuliert jedoch, dass die Abschwächung von Nebensilben mit ihrer Nähe bzw. Ferne zur jeweiligen Stammsilbe zusammenhänge: „je weiter eine Silbe vom Hochton entfernt ist, desto weniger Expiration bleibt mehr für sie übrig“ (BEHAGHEL 1928: 327). Dies widerspricht jedoch BRAUNES Beobachtung, dass „die Vokale vor dem Starkton (in Vorsilben bzw. proklitischen Präpositionen) [...] am frühesten der Abschwächung verfallen“ (BRAUNE 2004: 60), während die Vokale der Endsilben stabiler seien als die Mittelsilbenvokale (vgl. BRAUNE 2004: 60). BECKER hingegen geht davon aus, dass „die stärkste Reduktion [...] in vor- und zwischentoniger Position zu erwarten“ sei (BECKER 2000: 34), also in Präfixen und in Nebensilben, die sich in direkter Nachbarschaft zur Hauptsilbe befinden. Um diesen Widerspruch aufzuklären wird in der folgenden Untersuchung auch auf die Entfernung der jeweiligen Nebensilben zur Stammsilbe eingegangen (siehe Kap. 3.3.4).

Neben der Stellung der Nebensilbe im Wort scheint auch die jeweilige Vokalqualität von Bedeutung zu sein: Von den fünf zur Verfügung stehenden Vollvokalen /a, e, i, o, u/ verhalten sich nicht alle gleich, vielmehr scheint sich in den Nebensilben eine Dreivokalopposition /a, e, o/ herauszubilden³, indem zunächst /e/ und /i/ zu /e/ zusammenfallen, ebenso wie /u/ und /o/ zu /o/. Das bedeutet, dass zwar alle fünf Vokal-

³ SCHMIDT (2007) geht von einem Dreivokalsystem /e, a, o/ aus, BECKER (2000) hingegen von /i, a, u/. In beiden Fällen fallen /e/ und /i/ zu einem Phonem zusammen, sowie /o/ und /u/, daher ist diese Abweichung für die vorliegende Arbeit nicht relevant.

qualitäten noch auftreten, in den Nebensilben aber nicht mehr konsequent zwischen /e/ und /i/ bzw. zwischen /u/ und /o/ unterschieden wird (vgl. BECKER 2000: 32f., BRAUNE 2004: 61f., SCHMIDT 2007: 103), sodass nicht ohne weiteres vom jeweiligen Graphem <i, e, o, u> auf den tatsächlichen Lautwert geschlossen werden kann (Näheres zur Schwierigkeit von Graphem-Phonem-Zuordnungen im Alt- und Mittelhochdeutschen folgt in Kap. 3.2.).

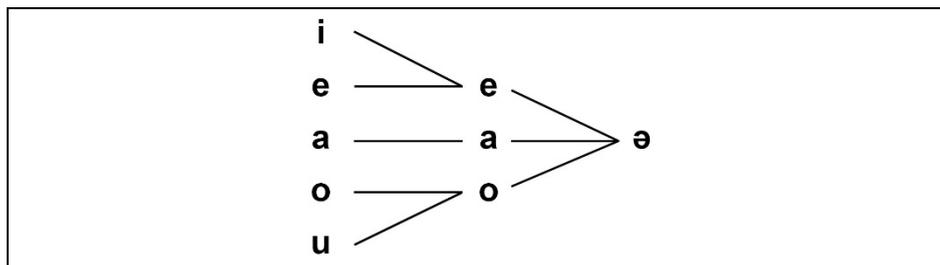


Abb. 1: Zusammenfall der Nebensilbenvokale im Althochdeutschen, nach SCHMIDT (2007: 103).

Recht ausgiebig befasst sich die Forschung mit dem Einfluss des jeweiligen Dialektgebiets auf die Abschwächung der Nebensilben. Dabei wird einhellig konstatiert, dass die Nebensilben im alemannischen Sprachgebiet am spätesten abgeschwächt würden (vgl. BEHAGHEL 1928: 331f., BRAUNE 2004: 63, PAUL 2007: 41). Dort finde sich ein höchst konservativer Vokalismus, der die althochdeutschen vollen Vokale bis ins späte 13. Jh. beibehalte (vgl. PAUL 2007: 41). Im Höchstalemannischen des Deutschwallis sei der Vokalstand des Althochdeutschen sogar bis heute bewahrt worden (vgl. BRAUNE 2004: 63, SZCZEPANIAK 2007: 317). Im Bairischen seien alle Vokale, bis auf /i:/ und /iu/, im Oberfränkischen alle Vokale bis auf /iu/ abgeschwächt worden (vgl. BEHAGHEL 1928: 333f). Im Mittel- und Niederdeutschen hingegen seien alle Vollvokale gleichsam zu /ə/ reduziert worden (vgl. BEHAGHEL 1928: 334). Insgesamt, so BEHAGHEL, sei „der Norden dem Süden mit der Schwächung vorangegangen“ (BEHAGHEL 1928: 334).

PAUL (2007: 110) geht außerdem davon aus, dass die vollen Nebensilben in der Reimdichtung länger bewahrt wurden als in Prosatexten oder sonstigen Textsorten. VON POLENZ hingegen stellt eine andere Verbindung zwischen der NSA und der reimenden Dichtung her:

Die Einebnung aller unbetonten Silben auf den Vokal e eröffnete nun der deutschen Dichtung ein Vielfaches an Reimwörtern. Typische Reime der mhd. Klassik wie *minnen* : *sinnen* wären im Ahd. noch nicht möglich gewesen

(*minnōn* : *sinnan*). Jetzt erst war im Deutschen die strenge Kunst des reinen Reims möglich geworden, die von Heinrich v. Veldeke an für die höfischen Dichter verbindlich war. (VON POLENZ 2009: 46)

Demnach gilt zu untersuchen, ob und wie sich reimende Dichtung in Hinblick auf die Nebensilbenvokale von Prosatexten unterscheidet.

3 Korpusuntersuchung im Referenzkorpus Mittelhochdeutsch

3.1 Untersuchungsaufbau

Ziel der vorliegenden Untersuchung ist es, zu ermitteln, welche Faktoren die Abschwächung der Nebensilben begünstigten bzw. hemmten. Dabei wurden schwache Verben als Untersuchungsgegenstand ausgewählt, da sie im Althochdeutschen neben der Stammsilbe sowohl einen Ableitungsvokal als auch einen Flexionsvokal aufwiesen. Das ahd. Konjugationsparadigma der schwachen Verben umfasst mit Ableitungs- und Flexionsvokal also zwei funktional unterschiedliche Vollvokale in den Nebensilben. So enthält bspw. die Verform *salbōta* sowohl den Ableitungsvokal *ō* als auch den Flexionsvokal *a*. Außerdem finden sich im ahd. Paradigma alle fünf möglichen Vokalqualitäten (/a, e, i, o, u/). Im mhd. Paradigma hingegen wurden alle Nebensilben zu Schwa reduziert oder sogar komplett getilgt (vgl. PAUL 2007: 241). Anhand verschiedener Wortformen schwacher Verben im frühen Mittelhochdeutschen kann nun überprüft werden, ob sich Tendenzen erkennen lassen, welche Vokalqualitäten zuerst zur Abschwächung neigten, und ob ein Unterschied zwischen der Reduzierung des Ableitungs- und der des Flexionsvokals zu erkennen ist. Um eine Vergleichbarkeit der Belege zu gewährleisten, wurden nur Verben mit zweisilbigem Infinitiv untersucht.

jan-Verb: zellen		ên-Verb: habēn		ôn-Verb: salbōn	
Präsens	Präteritum	Präsens	Präteritum	Präsens	Präteritum
ih zellu	ih zellita	ih habēn	ih habēta	ih salbōn	ih salbōta
du zellis	du zellitōs	du habēs	du habētōs	du salbōs	du salbōtōs
er zellit	er zellita	er habēt	er habēta	er salbōt	er salbōta
wir zellumēs	wir zellitun	wir habēmēs	wir habētun	wir salbōmēs	wir salbōtun
ir zellet	ir zellitut	ir habēt	ir habētut	ir salbōt	ir salbōtut
sie zellent	sie zellitun	sie habēnt	sie habētun	sie salbōnt	sie salbōtun

Abb. 2: Flexion des schwachen Verbs im Althochdeutschen, angelehnt an BERGMANN ET AL. (2016: 211).

Die Untersuchung wurde im Referenzkorpus Mittelhochdeutsch (ReM) durchgeführt, das in einem Kooperationsprojekt der Universität Bonn und der Ruhr-Universität Bochum entwickelt und unter <https://www.linguistics.rub.de/rem/index.html> zur freien Verfügung gestellt wurde. Das ReM beinhaltet ca. 2 Mio. Wortformen aus dem Zeitraum von 1050-1350 und umfasst die Textsorten Prosa, Urkunde und Versdichtung. Aus jeder ahd. Verbkategorie (*jan*-, *ôn*-, *ên*-Verben, s. Abb. 2) wurden sechs Verben untersucht⁴, wobei jeweils zwei Verben eine niedrige Gebrauchsfrequenz aufweisen, zwei eine mittlere und zwei eine hohe (Gebrauchsfrequenz steigt von links nach rechts an):

- *jan*-Verben: *grüezen*, *kennen*, *zellen*, *nennen*, *setzen*, *wænen*
- *ên*-Verben: *lachen*, *schamen*, *vrâgen*, *volgen*, *kunnen*, *sagen*
- *ôn*-Verben: *danken*, *schaden*, *loben*, *klagen*, *minnen*, *machen*

Von jedem Verb wurden sämtliche Wortformen im Präsens und Präteritum dahingehend überprüft, ob ein Vollvokalgraphem in der Nebensilbe vorliegt. War dies der Fall, so wurde annotiert, ob es sich dabei um den ahd. Ableitungs- oder Flexionsvokal handelt und in welcher Qualität er realisiert wurde. Zusätzlich wurden die jeweilige Verbkategorie, das Dialektgebiet, die Textsorte und die Gebrauchsfrequenz annotiert. Insgesamt ergaben sich 9786 Token.

⁴ Die genaue Suchsyntax lautete (hier am Beispiel des Verbs *minnen*):
 lemma = "minnen" & inflection = /.*Past.* / & #1 _ _ #2 bzw.
 lemma = "minnen" & inflection = /.*Pres.* / & #1 _ _ #2.

3.2 Methodische Probleme der historischen Phonologie

Beim Erforschen historischer Lautwandelprozesse ergibt sich grundsätzlich das Problem, dass man versucht, anhand von Graphemen Aussagen über Phoneme zu treffen, da man „über keinerlei primäre empirische Daten verfügt, sondern nur über sekundär rekonstruierte“ (KOHRT 1998: 561). Eine solche Zuordnung ist jedoch grundsätzlich problematisch:

Ebensowenig wie in ahd. Zeit gibt es im Mhd. eine eindeutige Beziehung zwischen Laut und Zeichen [...]. Diese Inkongruenz zwischen Graphie und Laut [...] [ist die] Ursache für unsere Schwierigkeiten bei dem Versuch, den genauen phonologischen (oder gar phonetischen) Wert der Schriftzeichen zu ermitteln. (PAUL 2007: 23)

Für die Vokale der Nebensilben stehen auf der lautlichen Ebene folgende Monophthonge zur Verfügung: /a:, a, e:, e, ε:, ε, ə, i:, i, o:, o, u:, u/, im mhd. Schriftsystem stehen dem lediglich fünf Grapheme gegenüber: <a, e, i, o, u>. Diese „Inkongruenz zwischen Graphie und Laut“ (PAUL 2007: 23) führt dazu, dass jede Schlussfolgerung über das Lautsystem, die sich auf graphematische Befunde stützt, zwangsläufig sekundär und indirekt bleiben muss. Hinzu kommt „die starke Variabilität nicht normierter Schreibsprachen im Gegensatz zu den orthographischen Regelungen moderner Schriftsprachen“ (GLASER 1988: 173f.), die „bei vorliegenden Varianten eines Wortes die Unterscheidung von rein graphischer Variation und Wiedergabe einer phonologischen Schwankung“ (GLASER 1988: 174) praktisch unmöglich macht. Wie bereits erwähnt wurden die reduzierten Vokale der Nebensilben nur noch in einem Dreivokalsystem unterschieden, wobei der tatsächlich realisierte Laut mitnichten eindeutig einem der drei Vollvokale zugeordnet werden konnte:

Manchmal [...] sind Sprecher einer solchen Sprache genötigt, das Resultat des Zusammenfalls zu kategorisieren und auf das System der betonten Vokale zu beziehen – etwa, wenn sie für eine Verschriftlichung einen Buchstaben finden müssen. Diese Entscheidung kann in unterschiedlichen Sprachen unterschiedlich ausfallen, sogar innerhalb einer Sprache bei unterschiedlichen Sprechern, sogar bei ein und demselben Sprecher in unterschiedlichen Fällen. (BECKER 2000: 33)

Daher wurde der Schwa-Laut, dessen Wiedergabe im heutigen Deutsch regelhaft mit dem Graphem <e> erfolgt, im Mittelhochdeutschen noch sehr häufig durch <i> repräsentiert (vgl. BECKER 2000: 32f., BRAUNE 2004: 63, PAUL 2007: 113).

Für die vorliegende Untersuchung ergeben sich dadurch mehrere Schwierigkeiten. Zunächst muss damit gerechnet werden, dass jedes <i> für einen Schwa-Laut stehen kann, sodass dieses Graphem nie mit Sicherheit als Repräsentation des Vollvokals /i:/ interpretiert werden

kann. Bei den *jan*-Verben kann daher rein graphisch nicht zwischen dem vollen Ableitungsvokal /i:/ und dem Reduktionsvokal / ə / unterschieden werden, da beide durch dasselbe Graphem <i> wiedergegeben werden können. Noch unglücklicher ist die Lage bei den *ên*-Verben, bei denen für das volle /e:/ und das / ə / jeweils nur das Graphem <e> zur Verfügung steht. Insgesamt wurden daher nur die Grapheme <a, o, u> in Nebensilben als Korrespondenzen voller Vokale annotiert, während <e, i> außer Acht gelassen wurden. Aus diesem Grund konzentriert sich die Untersuchung hauptsächlich auf die 2936 Belege der *ôn*-Verben, bei denen zumindest zwischen <o> und <e> unterschieden werden kann, obwohl der genaue Lautwert auch hier als unsicher gelten muss.

3.3 Darstellung der Ergebnisse

Im Folgenden werden zunächst nur die Ergebnisse für die *ôn*-Verben vorgestellt, ein Blick in die Ergebnisse der *jan*- und *ên*-Verben erfolgt in Kap. 3.3.5.

Bevor die Auswertung in Bezug auf die einzelnen Einflussfaktoren erfolgt, wird zunächst auf die generelle Häufigkeit von Belegen mit Vollvokal in der Nebensilbe im Untersuchungszeitraum von 1050-1350 eingegangen. Abb. 3 stellt den Anteil der Belege mit einem Vollvokal in der Nebensilbe an der Gesamtmenge der Belege dar, dabei steht der linke Balken für den gesamten Untersuchungszeitraum, während der rechte Balken die Belege mit Vollvokal im Zeitraum von 1200-1350 gesondert präsentiert, da die NSA zu dieser Zeit weitgehend abgeschlossen war und Belege mit vollen Nebensilbenvokalen hier deshalb besonders interessant sind. In den folgenden Abschnitten werden die 4,9% bzw. 2,1% näher auf ihre Metadaten hin beleuchtet.

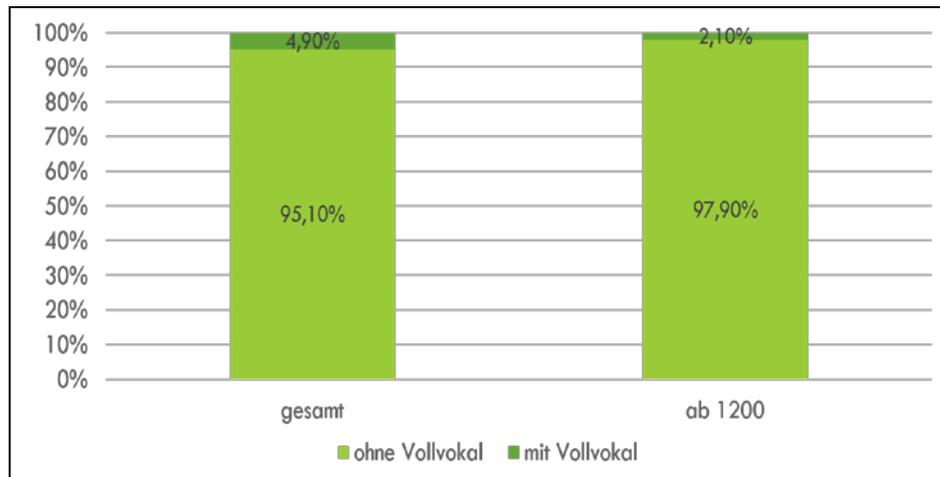


Abb. 3: Anteil der Belege mit Vollvokal in der Nebensilbe an der Gesamtmenge aller Belege (nur *ôn*-Verben).

3.3.1 Einfluss des Dialektgebiets

Die Annahme der Forschung, das Alemannische behandle seine Vokale konservativer als die übrigen Dialektgebiete, kann anhand der Daten bestätigt werden (s. Abb 4): Das Alemannische weist über den gesamten Untersuchungszeitraum mit 15,4% die meisten Wortformen mit vollem Nebensilbenvokal auf, während im Bairischen und Oberfränkischen Werte zwischen 4 und 6% erreicht werden. Im Mittelfränkischen liegt der Anteil bei 2,5%, im Ostmitteldeutschen und Rheinfränkischen hingegen finden sich keine Belege für schwache Verbformen mit Vollvokal in der Nebensilbe. Betrachtet man nur den Zeitraum ab 1200, wird das Bild noch klarer: Hier weist das Alemannische noch immer über 10% Belege mit Vollvokal in der Nebensilbe auf, während in den anderen Gebieten praktisch nur noch Verbformen mit Schwa in der Nebensilbe gebildet werden (s. Abb. 5).

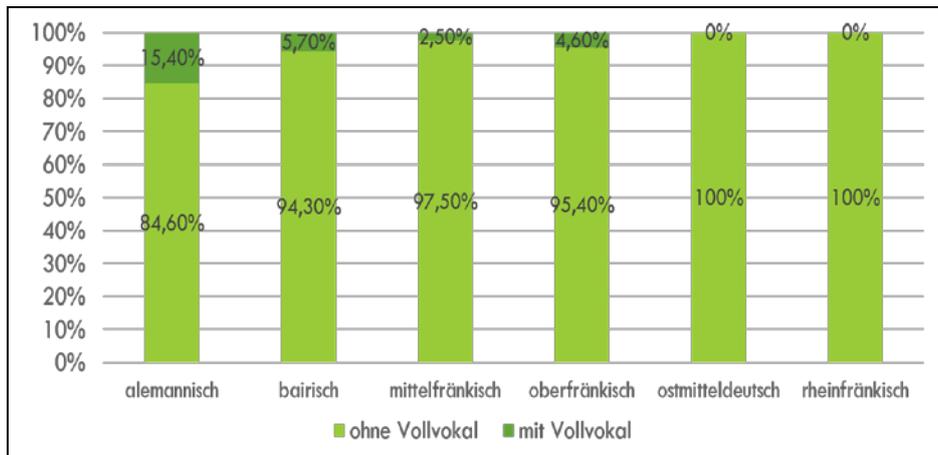


Abb. 4: Anteil der Belege mit Vollvokal in der Nebensilbe im jeweiligen Dialektgebiet (nur *ôn*-Verben).

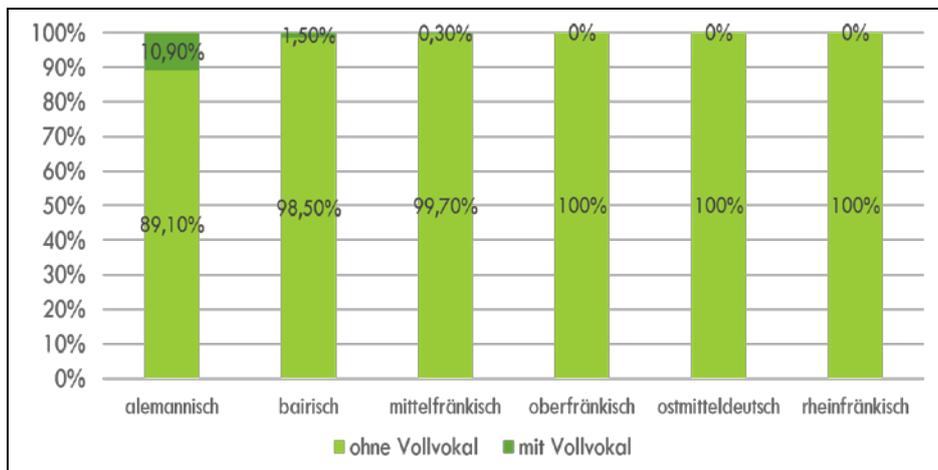


Abb. 5: Anteil der Belege mit Vollvokal in der Nebensilbe im jeweiligen Dialektgebiet ab 1200 (nur *ôn*-Verben).

3.3.2 Einfluss der Textsorte

Die Daten aus dem ReM sprechen dafür, dass VON POLENZ' Vermutung, dass die Verdichtung eher zur Nebensilbenabschwächung tendiere als die Prosa (vgl. VON POLENZ 2009: 46), näher an der Realität ist als PAULS Hypothese, die Verdichtung konserviere den ahd. Lautstand (PAUL 2007: 110). Tatsächlich ist die Anzahl der Verbformen mit Vollvokal in der Nebensilbe bei den Prosatexten mehr als doppelt so hoch wie in der Verdichtung (s. Abb. 6). Auch im Zeitraum von 1200-1350 liegt der Anteil in der Prosa noch bei 2,7%, während die Verdichtung nur 1,7% aufweist. Interessant wäre jedoch eine genauere Aufschlüsselung der Metadaten, denn das ReM gibt nicht an, nach welchem Prinzip diese annotiert wurden. Die Kategorie *genre*, die für die vorliegende Arbeit verwendet

wurde, teilt die Texte lediglich in Prosa, Vers und Urkunde ein, nach welchen Kriterien diese Zuordnung erfolgte, ist allerdings nicht ersichtlich. Für zukünftige Arbeiten könnten daher ebenfalls die Kategorien *text*, *text-type* und *topic* genutzt werden, die möglicherweise genauere Angaben zu den Texten liefern.

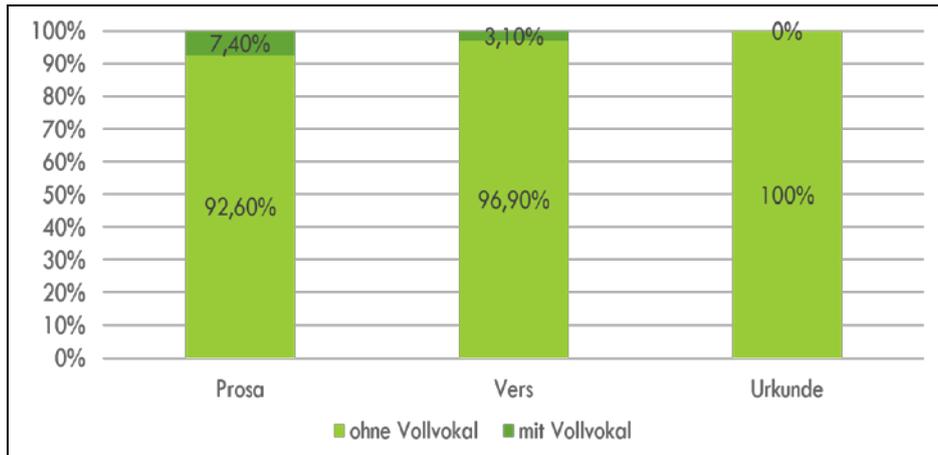


Abb. 6: Anteil der Belege mit Vollvokal in der Nebensilbe an der jeweiligen Textsorte (nur *ôn*-Verben).

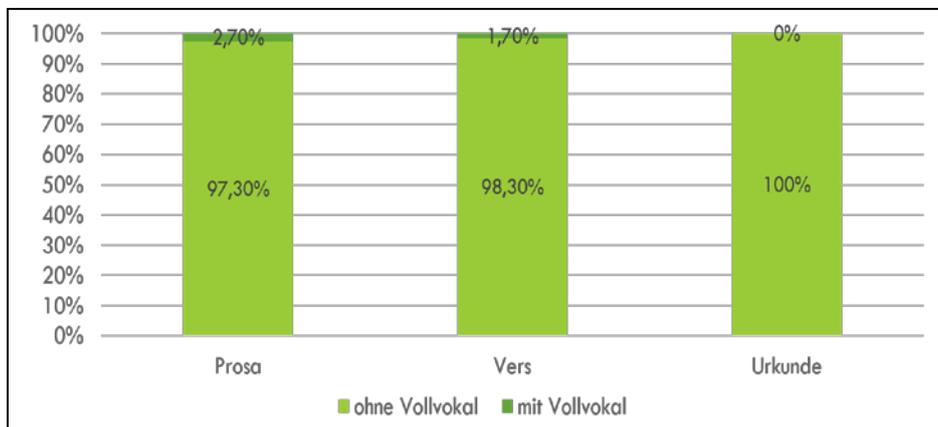


Abb. 7: Anteil der Belege mit Vollvokal an der jeweiligen Textsorte ab 1200 (nur *ôn*-Verben).

3.3.3 Einfluss der Frequenz

In Bezug auf einen Zusammenhang zwischen der Abschwächung der Nebensilbenvokale und der Gebrauchsfrequenz der Verben lässt sich in den Daten keine Auffälligkeit feststellen (s. Abb. 8). Zwar weisen die beiden frequentesten Verben *minnen* und *machen* mit 8,3% bzw. 5,0% den höchsten Anteil an Belegen mit Vollvokal auf, doch der niedrigste Anteil

findet sich nicht etwa bei den niederfrequenten Verben, sondern direkt beim drittfrequentesten Verb *loben*, dessen Tokenanzahl nur geringfügig kleiner ist als die von *minnen*. Daher liegt es nahe, dass die Unterschiede zwischen den einzelnen Verben nicht mit ihrer Gebrauchsfrequenz zu erklären sind, sondern mit einem anderen Faktor, etwa ihrer phonologischen Struktur. Aufgrund der geringen Type-Anzahl lässt sich diese Vermutung anhand der vorliegenden Daten jedoch nicht überprüfen, hierfür müssten gezielt Verben mit ähnlicher Lautstruktur auf ihr Abschwächungsverhalten hin verglichen werden.

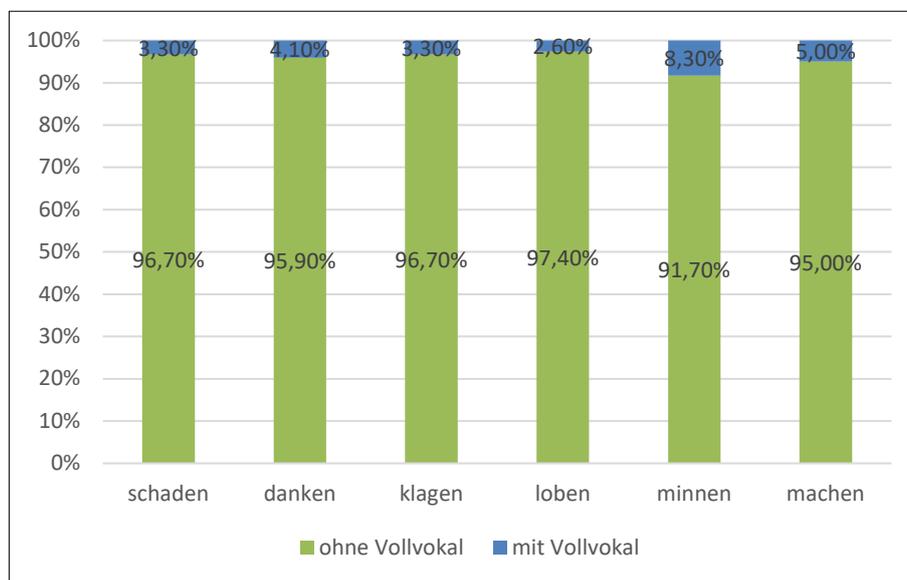


Abb. 8: Anteil der Belege mit Vollvokal in Abhängigkeit zur Gebrauchsfrequenz. Die Frequenz der Verben steigt von links nach rechts an (*schaden*: n=61, *danken*: n= 97, *klagen*: n= 459, *loben*: n= 539, *minnen*: n= 617, *machen*: n= 1163).

3.3.4 Einfluss der Vokalfunktion; Ableitungs- vs. Flexionsvokal

Bei den *ôn*-Verben entspricht der Vollvokal in der Nebensilbe im gesamten Untersuchungszeitraum in über 75% der Fälle dem ahd. Ableitungsvokal /o/, wie etwa in den Belegen *minnoten*, *machote*, *danchotest*⁵. Rund 10% der vollen Nebensilbenvokale entsprechen dem ahd. Flexionsvokal wie in *minnota*, *scadeta*, *mahheta*. Dabei ist auffällig, dass meist das *a* der 3. Person Singular Präteritum realisiert wurde, seltener andere Vokale des ahd. Flexionsparadigmas. Rund 14% der realisierten Vollvokale stimmen nicht mit dem zu erwartenden ahd. Vokal überein, bei diesen Fällen handelt es sich jedoch meistens um eine Varianz zwischen /o/

⁵ Alle Beispiele stammen aus den Daten der Untersuchung im ReM, zugänglich unter: <https://www.linguistics.rub.de/rem/index.html>.

und /u/, wie bspw. bei *lobeton*, *klagun* (anstelle von *lobetun*, *klagon*), die nach SCHMIDT ja ohnehin zu erwarten ist (vgl. SCHMIDT 2007: 103). Daneben finden sich einige Formen, in denen der Ableitungsvokal *o* realisiert wurde und zusätzlich anstelle des Flexionsvokals *a* ein weiteres *o* als Flexionsvokal eingesetzt wurde: *minnoto*, *machodo*. Möglicherweise handelt es sich hierbei um vokalharmonische Prozesse; da ohnehin Vokalvarianz in den Nebensilben vorliegt, könnte diese Variabilität genutzt worden sein, um durch eine Distanzassimilation der Vokale eine Ausspracheerleichterung zu erzielen (vgl. SZCZEPANIAK 2007: 51).

Im Zeitraum von 1200-1350 sieht das Bild sehr ähnlich aus (s. rechter Balken in Abb. 9): Über 70% der realisierten Vollvokale entsprechen dem Ableitungsvokal *o*, knapp 8% entfallen auf den Vokal der Flexionsendung und gut 20% der Vollvokale weichen leicht von dem erwartbaren ahd. Vokal ab, jedoch handelt es sich auch hier vorwiegend um Abweichungen zwischen *o* und *u*.

Insgesamt scheinen die Ableitungsvokale sich also länger gegen die Abschwächung behauptet zu haben als die Flexionsvokale. Durch den Zusammenfall von /o/ und /u/ zu /o/ scheinen die Sprecherinnen jedoch nicht mehr genau zu wissen, welcher Ableitungsvokal ursprünglich der ‚richtige‘ war, was sich in einer verstärkt auftretenden Varianz niederschlägt. In Bezug auf die Entfernung zur Hauptsilbe kann Folgendes festgestellt werden: Da sich die Ableitungsvokale (die sich in direkter Nachbarschaft zur Hauptsilbe befinden) in der Untersuchung als die stabilsten Nebensilbenvokale erwiesen haben, scheint BEHAGHEL Recht zu behalten, dass die Nähe zur Hauptsilbe die Reduzierung hemmen kann. Die Vermutung von BECKER und BRAUNE, die Mittelsilben würden stärker reduziert als die Endsilben (vgl. BECKER 2000: 34, BRAUNE 2004:60), kann anhand der Ergebnisse nicht bestätigt werden.

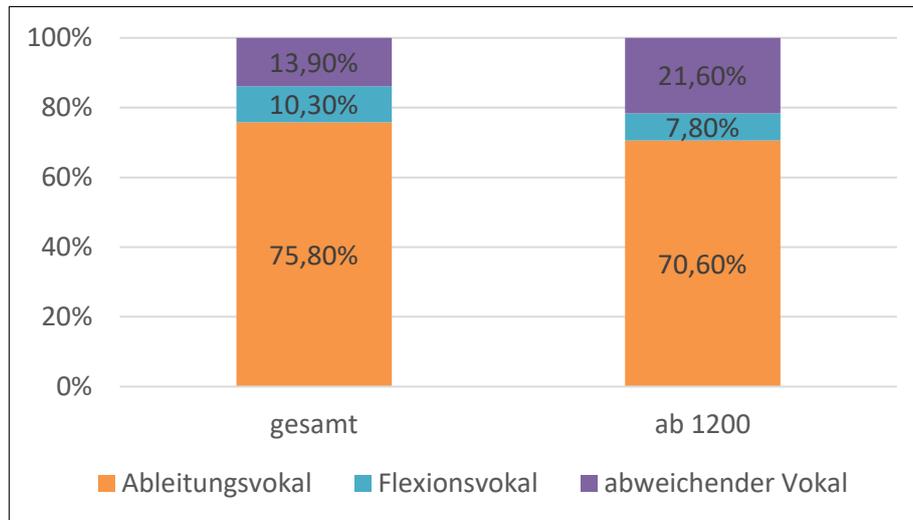


Abb. 9: Anteil von Ableitungs- und Flexionsvokalen an den Belegen mit vollem Nebensilbenvokal (nur *ôn*-Verben).

3.3.5 Ergebnisse bei den *jan*- und *ên*-Verben

Bei den *jan*- und *ên*-Verben können aufgrund der beschriebenen Schwierigkeiten nur Tendenzen beschrieben werden. Ob der Ableitungsvokal sich auch bei den *jan*- und *ên*-Verben länger gehalten hat als die Flexionsvokale, ist leider nicht überprüfbar, doch bei den Flexionsvokalen zeigt sich die gleiche Varianz von *o* und *u* wie bei den *ôn*-Verben. Bei den *ên*-Verben fällt außerdem auf, dass von den 97 Belegen, die ein *a*, *o* oder *u* in der Nebensilbe haben, 47 Belege ein *o* anstelle eines *e* als Ableitungsvokal aufweisen. Möglicherweise ist dieser Befund damit zu erklären, dass sich der Ableitungsvokal bei den *ôn*-Verben so lange gegen die Abschwächung behauptet hat und durch Analogiebildung nun auch vereinzelt ein *o* bei anderen Verbklassen als Ableitungsvokal eingesetzt wurde.

4 Fazit

Die Ausgangsfrage dieser Untersuchung war, welche Faktoren auf die Verbreitung der Nebensilbenabschwächung begünstigenden oder hemmenden Einfluss nehmen konnten. Anhand der Korpusuntersuchung im Referenzkorpus Mittelhochdeutsch konnten dazu einige Erkenntnisse gewonnen werden: Die bereits in der Forschung postulierte These, dass das Alemannische die vollen Vokale in den Nebensilben länger als andere Dialekte konserviere, kann anhand der vorliegenden Daten bestätigt werden; selbst im Zeitraum von 1200-1350 weisen hier noch rund

10% der untersuchten Verbformen volle Nebensilbenvokale auf. Entgegen der Annahme von PAUL, die Reimdichtung bewahre volle Nebensilben länger als andere Textsorten, konnten in Prosatexten die meisten Wortformen mit vollem Nebensilbenvokal gesichtet werden. Diese Beobachtung deckt sich mit den Ausführungen von VON POLENZ, der darlegt, dass sich abgeschwächte Nebensilben besser für das Verfassen von Endreimen eignen als die ahd. Vollvokale. Die Gebrauchsfrequenz der einzelnen Verben scheint sich im Gegensatz dazu nicht auf die Abschwächung der Nebensilbenvokale auszuwirken, da bei den mittel- bis hochfrequenten Verben sowohl der höchste als auch der geringste Anteil an Belegen mit Vollvokal in der Nebensilbe gesichtet wurden.

BRAUNE und BECKER nehmen an, dass die Vokale der Endsilben stabiler seien als die der Mittelsilben (vgl. BECKER 2000: 34, BRAUNE 2004: 60), während BEHAGHEL bei zunehmender Entfernung von der Stammsilbe von einer Zunahme der Abschwächung ausgeht (vgl. BEHAGHEL 1928: 327). Die untersuchten Daten scheinen dabei BEHAGHEL Recht zu geben, denn die Ableitungsvokale, die typischerweise in der Mittelsilbe auftreten, behaupten sich gegen die Abschwächung weitaus besser als die Flexionsvokale der Endsilben. Hier könnte die These aufgestellt werden, dass verbklassenspezifische Vokale in gewisser Weise salienter sind als Flexionsvokale, die im Konjugationsparadigma aller Verben auftreten können, und daher länger in der Kompetenz der Sprecherinnen präsent bleiben. Zudem konnte gezeigt werden, dass die Abschwächung nicht geradlinig von einem Vollvokal zum Schwa verlaufen ist, sondern dass die Vollvokale in den Nebensilben mitunter gegeneinander austauschbar wurden. Die Schreibenden schienen zwar noch zu ahnen, dass hier ein Vollvokal realisiert werden konnte; welche Vokalqualität etymologisch die ‚korrekte‘ Form war, entzog sich jedoch bereits teilweise der Kompetenz.

Für eine weiterführende Untersuchung der Nebensilbenabschwächung böte es sich an, auch die phonologische Struktur der Wörter als Einflussfaktor zu betrachten; möglicherweise fördern manche Konsonanten in der Stammsilbe die Abschwächung der Nebensilbe. Zudem beschränkte sich die hier präsentierte Untersuchung auf Formen schwacher Verben, in einer größer angelegten Studie könnten verschiedene Wortarten untersucht und miteinander verglichen werden. Eine Arbeitshypothese könnte dabei sein, dass Synsemantika früher abgeschwächt wurden als Autosemantika, da erstere nur in Verbindung mit einem Autosemanti-

kum ihre Bedeutung entfalten und daher „von dem Grad ihrer Bedeutsamkeit“ her (BEHAGHEL 1928: 324) leichter reduziert werden können. Wünschenswert wäre außerdem eine genauere Untersuchung des jeweiligen sprachlichen Kontextes. Das ReM erlaubt es leider nicht, gleichzeitig Metadaten und den Kontext des jeweiligen Beleges zu exportieren, weswegen in dieser Untersuchung ausschließlich mit Metadaten gearbeitet wurde. Eine qualitative Analyse des Kontextes würde jedoch ebenfalls gewinnbringende Erkenntnisse versprechen.

Literatur

- Althochdeutsches Vaterunser: St. Gallen, Stiftsbibliothek, Cod. 911, S. 320.
- Becker, Thomas (2000): Zur Vokalreduktion im Althochdeutschen. In: Bittner, Andreas et al. (Hgg.): Angemessene Strukturen: Systemorganisation in Phonologie, Morphologie und Syntax. Hildesheim: Olms, S. 31-46.
- Behaghel, Otto (⁵1928): Geschichte der deutschen Sprache. Berlin, Leipzig: de Gruyter.
- Bergmann, Rolf/Moulin, Claudine/Ruge, Nikolaus (⁹2016): Alt- und Mittelhochdeutsch. Arbeitsbuch zur Grammatik der älteren deutschen Sprachstufen und zur deutschen Sprachgeschichte. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Braune, Wilhelm (¹⁵2004): Althochdeutsche Grammatik I. Laut- und Formenlehre. Tübingen: Niemeyer.
- Glaser, Elvira (1988): Die Problematik der graphematischen Analyse historischer Texte. In: Nerius, Dieter/Augst, Gerhard (Hgg.): Probleme der geschriebenen Sprache. Beiträge zur Schriftlinguistik auf dem XIV., internationalen, Linguistenkongreß 1987 in Berlin. Berlin: Akad.-Verlag, S. 173-180.
- Klein, Thomas/Wegera, Klaus-Peter/Dipper, Stefanie/Wich-Reif, Claudia (2016): Referenzkorpus Mittelhochdeutsch (1050-1350), Version 1,0, <https://www.linguistics.ruhr-uni-bochum.de/rem>. ISLRN 332-536-136-099-5. Zugriff: 14.11.2017.
- Kohrt, Manfred (²1998): Historische Graphematik und Phonologie. In: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hgg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Berlin, New York: de Gruyter, S. 552-572.
- Mittelhochdeutsches Vaterunser: Cod. Pal. germ. 848, Bl. 329v.
- Paul, Hermann (²⁵2007): Mittelhochdeutsche Grammatik. Tübingen: Niemeyer.
- Polenz, Peter von (¹⁰2009): Geschichte der deutschen Sprache. Berlin, New York: de Gruyter.
- Schmidt, Wilhelm (¹⁰2007): Geschichte der deutschen Sprache. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium. Stuttgart: Hirzel.
- Szczepaniak, Renata (2007): Der phonologisch-typologische Wandel des Deutschen von einer Silben- zu einer Wortsprache. Berlin, New York: de Gruyter.

Szczepaniak, Renata (2009): Wortsprachliches Deutsch und silbensprachliches Spanisch. Ein phonologisch-typologischer Vergleich. In: *Estudios filológicos alemanes* 17, S. 251–267.

Von *ob ich schon wanderte* zu *obschon ich wanderte*?!

– Eine Korpusuntersuchung zur Konzessivität von 1700-1900

LINDA KUNOW, JANA GIESENSCHLAG, ALEXANDRA KERN, LISA BÜRGERHOFF

1 Einleitung

Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Forschungsarbeit sind die historischen Entwicklungstendenzen konzessiver Gliedsätze zwischen 1700 und 1900, wobei insbesondere ihre textsemantische Funktion im Mittelpunkt der Betrachtung steht.

Konzessivsätze drücken einen faktischen Gegengrund zu dem im Hauptsatz dargestellten Sachverhalt aus, infolge dessen eine unerwartete inhaltliche Verbindung zwischen Haupt- und Nebensatz oder auch eine Art Kontrastverhältnis entsteht. Diese Forschungsarbeit stellt die Ergebnisse einer Korpusuntersuchung zu diesem Thema vor und setzt die Ergebnisse zu dem aktuellen Forschungsstand in Bezug.

Die Arbeit gliedert sich in vier Kapitel. Zunächst soll in Kapitel 2 die semantische Klasse der Konzessivität genauer betrachtet und erläutert werden. Anschließend folgt die Darstellung aktueller Forschung zum Thema Konzessivität in Kapitel 3, wobei der Fokus auf BASCHEWAS (1983) diachroner Untersuchung zu Konzessivsätzen im Neuhochdeutschen liegt, die als Basis für unsere eigene Korpusuntersuchung dient. Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, eine Antwort auf folgende Forschungsfrage zu finden: Liegt eine Korrelation zwischen der Wahl der Subjunktion der *ob*-Gruppe und der semantischen Funktion des Gliedsatzes vor?

Die Vorstellung und Begründung dieser Forschungsfrage sowie die damit einhergehenden Hypothesen und das methodische Vorgehen der Annotation werden im darauffolgenden vierten Kapitel behandelt.

Anschließend folgt in Kapitel 5 die Darstellung der Annotationsergebnisse und ein zusammenfassendes Fazit in Kapitel 6. Im Fazit wird noch einmal ausgeführt werden, inwiefern die zuvor präsentierten Ergebnisse der Auswertung die in Kapitel 4 vorgestellten Hypothesen bestätigen bzw. widerlegen. Dazu zählt unter anderem, inwieweit die Konnektoren der *ob*-Gruppe unterschiedliche Entwicklungstendenzen hinsichtlich ihrer semantischen Funktion aufweisen und welche Rolle Faktizität, verstärkende Partikeln und die Distanzstellung bei der Wahl des Konnektors spielen. Ist beispielsweise eine eindeutige Entwicklung weg von *ob ich schon wanderte* hin zu *obschon ich wanderte* und somit eine direkte

Verbindung zwischen der allmählichen Auflösung der Distanzstellung und der zunehmenden Eindeutigkeit von Konzessivität zu erkennen?

2 Die semantische Klasse der Konzessivität

Die Konnektoren *obwohl*, *obschon*, *obgleich* und *obzwar* sind durch die Verschmelzung des ursprünglich konditionalen Konnektors *ob* und der jeweiligen affirmativen Partikel im Laufe des Neuhochdeutschen entstanden (BREINDL 2014: 904). Sie zählen im Gegenwartsdeutschen, neben den Konnektoren der *wenn*-Gruppe (*wenn auch*, *wenngleich* etc.), zu den Konnektoren (Einleiter von Gliedsätzen), die vorrangig konzessive Gliedsätze einleiten:

- (1) *Obwohl die Sonne schien, schaute sie Fernsehen.*
- (2) *Sie findet keinen Partner, obgleich sie sehr gerne einen hätte.*
- (3) *Auch wenn wir früher hingehen, finden wir keinen freien Platz mehr.*

Die Konzessivsätze gehören zu den adverbialen Nebensätzen und zeichnen sich insbesondere dadurch aus, dass sie einen Kontrast zwischen dem Sachverhalt des Obersatzes und dem des Gliedsatzes zum Ausdruck bringen (vgl. BREINDL 2014:904):

- (4) *Obwohl es regnete, ging er spazieren.* [+Kontrast]

Das durch die konzessive Relation ausgedrückte Kontrastverhältnis wird in der Forschung unterschiedlich charakterisiert. Neben einer Beschreibung als „Gegensatz“, „hindernder Umstand“, „Hindernis“, trifft man auch auf Formulierungen wie „Negation einer Norm“ oder „versteckte Kausalität“ (DI MEOLA 1998: 329–355). Dabei bergen diese semantischen Werte teilweise die Gefahr, dass sie die Abgrenzung zu den verwandten Klassen erschweren. Definiert man bspw. die konzessive Relation lediglich als einen *Gegensatz*, fasst man auch adversative Nebensätze als konzessiv auf:

- (5) *Beate hat die Pilze gegessen, aber sie waren giftig.*
- (6) *Beate hat die Pilze gegessen, obwohl sie giftig waren.*

Der Adversativsatz (5) enthält zwei Sachverhalte, ‚Pilze sind giftig‘ und ‚Pilze werden gegessen‘, ohne einen inneren Zusammenhang zwischen ihnen auszuweisen. In Abgrenzung zu diesem liegt zwischen den beiden Sachverhalten des Ober- und Konzessivsatzes im Beispielsatz (6) eine kausale Beziehung vor, die sich dadurch auszeichnet, dass der Sprecher annimmt, dass Beate von der Giftigkeit der Pilze wusste. Das im Konzessivsatz ausgedrückte Kontrastverhältnis ist somit spezifischer und be-

tont zudem, dass die Folge (‚Pilze werden gegessen‘) angesichts der artikulierten Bedingung (‚Pilze sind giftig‘) besonders überraschend ist (vgl. DI MEOLA 1998: 338).

Gleichzeitig erfährt der Hörer über die spezifische Situation (Ursache), welche darüber aufklärt, warum Beate die Pilze gegessen hat, nichts Genaueres:

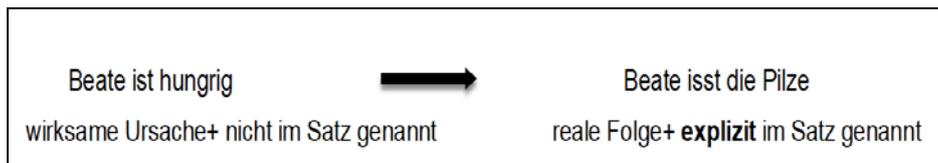


Abb. 1: Prinzip der versteckten Kausalität bei wirksamer Ursache (vgl. DI MEOLA 1998: 338).

In konzessiven Nebensätzen wird die wirksame Ursache, z.B. dass Beate sehr hungrig ist, nicht explizit genannt, so dass die Folge (‚Pilze werden gegessen‘) als ein faktischer Gegengrund zur geäußerten Bedingung, *Pilze sind giftig*, erscheint (vgl. DI MEOLA 1998: 338–349). Gleichzeitig wird die Norm, dass man Pilze nicht isst, wenn sie giftig sind, durch die reale Folge, ‚Pilze essen‘, negiert:

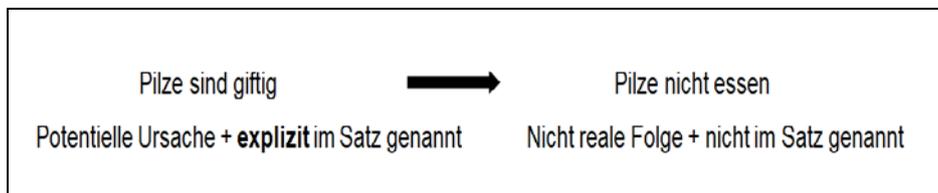


Abb. 2: Prinzip der versteckten Kausalität bei potentieller Ursache (vgl. DI MEOLA 1998: 338).

Es zeigt sich bereits an dieser Stelle, dass die Konzessivität eine komplexe semantische Klasse darstellt. Sie hat sich erst im Rahmen der Schriftsprachlichkeit herausgebildet und ist nicht in allen Sprachen belegt ist (BREINDL 2014: 906). Vor diesem Hintergrund erstaunt nicht, dass sie immer wieder Anlass für linguistische Untersuchungen gibt, die insbesondere das Ziel verfolgen, ihre Grammatikalisierung konkret nachzuvollziehen. Welche zentralen Erkenntnisse dabei gewonnen und für unsere eigene Untersuchung aufgegriffen werden konnten, zeigt der nächste Abschnitt im Einzelnen auf.

3 Aktueller Forschungsstand

Die im Jahr 1983 veröffentlichte Untersuchung von BASCHEWA zur historischen Entwicklung von Konzessivsätzen im Neuhochdeutschen ist der forschungsbezogene Grundstein der vorgelegten Arbeit. Das Ziel von BASCHEWA (1983) war es, über die Betrachtung der (inneren) Struktur von Konzessivsätzen mit dem semantischen Merkmal Irrelevanz Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Formen von konzessiven Nebensätzen (uneingeleitet/eingeleitet) und ihren Entwicklungstendenzen aufzudecken, um so schließlich eine empirische Grundlage für eine semantische Analyse der Konzessivität bereitstellen zu können (vgl. BASCHEWA 1983: 77-78).

Mit Hilfe eines diachronen Vergleichs von zwei Synchronien (Synchronie I: 1770 bis 1830, Synchronie II: ab 1900) der neuhochdeutschen Literatursprache konnten Erkenntnisse gewonnen werden, welche grundlegend für die hier durchgeführte Untersuchung sind: Zunächst konstatiert BASCHEWA eine Zunahme der eingeleiteten Nebensätze auf Kosten der uneingeleiteten, wobei vor allem die Gruppe der konjunkional eingeleiteten Konzessivsätze in den stark frequenten Kern des konzessiven Subsystems vordrang:

- (7) Uneingeleitet: *Mag dieser Bericht auch manche Probleme vereinfachen, trifft er doch zu.* (vgl. BASCHEWA 1983: 102)
- (8) Konjunkional eingeleitet: *Obwohl das dänische Parlament schon in die Sommerpause ging, werden die Debatten mit größter Intensität weitergeführt.* (vgl. BASCHEWA 1983: 95)

Die Verteilung variierte dabei in Korrelation zur Konzeption der Textsorte: In konzeptionell mündlicheren Texten, wie denen der Presse, ist die Frequenz von konjunkional eingeleiteten Konzessivsätzen höher als in konzeptionell schriftlicheren Gattungen wie der der Wissenschaft. Bei Letzteren kann jedoch trotz der abnehmenden Tendenzen eine stabilere Verwendung von uneingeleiteten Konzessivsätzen im Neuhochdeutschen angenommen werden (vgl. BASCHEWA 1983: 86–87). Das Ergebnis ist auf die Gesetzmäßigkeit von Sprachwandelprozessen zurückzuführen, welche besagt, dass neue grammatische Formen erst in konzeptionell mündlichen Texten auftreten, bevor sie in konzeptionell schriftliche übergehen können (vgl. DÜRSCHIED 2006: 42–43).

Weiter hält u.a. BASCHEWA (1983: 88) fest, dass es im Bereich der konzessiven Konnektoren zu einer quantitativen und qualitativen Veränderung kommt:

I. Synchronie	Zahl	%	II. Synchronie	Zahl	%
1. Obgleich	329	36,03	1. Obwohl	451	38,15
2. Wenn auch	15	16,54	2. Wenn auch	249	21,26
3. Wiewohl	73	7,99	3. Auch wenn	118	10,08
4. Wenngleich	71	7,78	4. Obgleich	101	8,62
5. Obschon	56	6,13	5. Ob + oder	73	6,23
6. Obwohl	46	5,05	6. Selbst wenn	41	3,5
7. Un/ohngeachtet	36	3,95	7. Wenngleich	37	3,16
8. Un/ohnerachtet	27	2,96	8. Obschon	35	2,99
9. Obzwar	27	2,96	9. Wenn (Vorders.)	15	1,28
10. Wenn (Vorders.)	14	1,53	10. Trotzdem	11	0,94
11. Auch wenn	13	1,42	11. Wiewohl	10	0,85
12. Wo (red. Vorders.)	12	1,31	12. Wenschon	9	0,77
13. Wenn + mehrere Partikeln	12	1,31	13. Und wenn	7	0,59
14. Und wenn	10	1,09	14. Auch dann, wenn	4	0,34
15. Selbst wenn	10	1,09	15. Ungeachtet, daß	4	0,34
16. Ob + oder	9	0,99	16. Obzwar	3	0,26
17. Wenschon	8	0,88	17. Selbst dann, wenn	2	0,17
18. Selbst dann, wenn	3	0,33	18. Ob...auch	1	0,08
19. Wenn+ noch so	2	0,22			
20. Falls...auch	1	0,11			
21. Auch wo	1	0,11			
22. Wenn zwar	1	0,11			
23. Auch dann, wenn	1	0,11			
Gesamtzahl:	913	100		1171	100

Tab. 1: Vorkommen konzessiver Konnektoren in beiden Synchronien (nach BASCHEWA 1983: 88)

Wie Tab. 1 entnommen werden kann, variiert die Frequenz der einzelnen Konnektoren und damit ihre Platzierung in der Tabelle zwischen den beiden Synchronien. Stellte der Konnektor obgleich in der ersten Synchronie noch den gebräuchlichsten konzessiven Konnektor (von 36,03% auf 8,62%), wird er in der zweiten Synchronie von obwohl (von 5,0% auf 38,15%) abgelöst. Ebenso tritt der Konnektor auch wenn in Konkurrenz zu wenn auch, wobei letzterer als einziger konzessiver Konnektor seine Position behauptet (Baschewa 1983: 88–89). Daneben reduziert sich der Bestand der Konzessivkonnektoren von 23 in der ersten Synchronie auf 18 in der zweiten Synchronie. Diese Entwicklung wird als Abnahme des „Reichtums von Konjunktionen im System der Konzessivsätze“

(BASCHEWA 1983: 89) interpretiert, da in der zweiten Synchronie ausschließlich die *ob*- und *wenn*-Gruppen den Kern stark frequenter Konnektoren im konzessiven Subsystem ausmachen. Diese Tendenz zur stärkeren Polarisierung konzessiver Konnektoren führte schließlich zu der Verdrängung von Konnektoren wie *trotzdem*, *wiewohl*, *un/ohnerachtet* oder *un/ohneachtet* (BASCHEWA 1983: 89–91).

Die Ergebnisse von BASCHEWA (1983) bestätigen Entwicklungstendenzen, die für das gesamte Syntaxsystem der deutschen Gegenwartssprache beobachtet werden können und als „Vereinheitlichung und Verdeutlichung [der] strukturellen Beziehungen“ (BASCHEWA 1983: 89) bezeichnet werden. Die Zunahme konjunkional eingeleiteter Konzessivsätze steht somit im Zeichen der „Forderung nach Sachlichkeit und Eindeutigkeit bei der Festlegung der semantischen Beziehung“ (BASCHEWA 1983: 89), da sie die konzessive Relation zwischen Glied- und Obersatz eindeutiger anzeigen als beispielsweise uneingeleitete Konzessivsätze oder Einleiter wie *jedoch*, die auch eine andere (hier adversative) Lesart zulassen (vgl. BASCHEWA 1983: 88).

Aufbauend auf BASCHEWAS Erkenntnissen untersucht DEGROODT (2003) die Grammatikalisierung der *ob*-Gruppe tiefgehender. Sie beschreibt zunächst die Merkmale der Grammatikalisierung lexikalischer Elemente. Die Grammatikalisierung sei demnach irreversibel und verlaufe stets in eine Richtung, wobei lexikalische Elemente zu grammatischen Elementen werden (vgl. DEGROODT 2003: 194–195):

$$A_1 > A_1-A_2 > A_2-A_3 > A_2-A_3-A_4 > A_4-A_5 > A_5-A_6$$

Abb. 3: Richtung einer prototypischen Grammatikalisierung nach HASPELMATH (vgl. DEGROODT 2003:194)

Diese Annahme bedeutet im Umkehrschluss, dass eine Bewegung in die entgegengesetzte Richtung auf eine Degrammatikalisierung verwiese:

$$B_1 > B_1-B_2 > B_2-B_3 < B_3-B_4 < B_3-B_2 < B_2-B_1$$

Abb. 4: Richtung einer prototypischen Degrammatikalisierung nach HASPELMATH (vgl. DEGROODT 2003:194)

DEGROODT veranschaulicht ihre theoretischen Annahmen mit Hilfe der Entwicklung der konditionalen Konnektoren *ob* zu einem eindeutig kon-

zessiv subordinierenden Konnektor. Die Grammatikalisierung von *ob* beginnt bereits im Mittelhochdeutschen mit der Einführung bzw. Eingliederung emphatischer Partikeln wie *wohl*, *schon*, *gleich* und *zwar* in die Grundstruktur des *ob*-Satzes (*strengthening*) und führt zu einer Stärkung der konditional-konzessiven bzw. konzessiven Lesart. Die Konnektoren und die Partikel wurden zu diesem Zeitpunkt der Grammatikalisierung durch ein oder mehrere Wörter voneinander getrennt, wobei die Partikel in der Regel die Position rechts im Mittelfeld einnimmt (vgl. DEGROODT 2003: 196–197):

(9) *ob* wanderten sie *schon* im finsternen Tal

Ab dem frühen 16. Jh. zeigen die Partikeln *gleich*, *schon* und *wohl* dann die Tendenz, dichter an den Konnektor *ob* zu rücken und den linken Rand des Mittelfeldes einzunehmen (*Wackernagelsche Position*). Dieser Zwischenschritt bereitet schließlich die endgültige Verschmelzung des ursprünglich konditionalen Konnektors mit den Partikeln *wohl*, *schon*, *gleich* und später auch *zwar* vor (DEGROODT 2003: 196–197):

(10) *obschon* sie wanderten im finsternen Tal

Die Verschmelzung des Konnektors *ob* mit dem jeweiligen Partikel führte zu einer semantischen Veränderung, in der es zur Übergängen von einer Bedeutungsgruppe in eine andere kam.

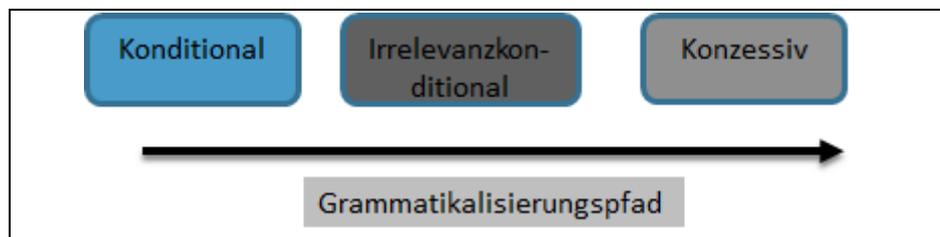


Abb. 5: Grammatikalisierungspfad der Konzessivität

Die textsemantische Funktion der drei Bedeutungsgruppen können anschaulich an den folgenden drei Beispielen erläutert werden:

(11) *Wenn sich Fritz nicht bemüht, fällt er durch die Prüfung.*

(12) *Auch wenn Fritz sich bemüht, fällt er durch die Prüfung.*

(13) *Obwohl er sich bemüht hat, fällt Fritz durch die Prüfung.*

Der Beispielsatz (11) drückt eine Abhängigkeit zwischen einer Bedingung (*Antezedens*), dem Üben für eine Klausur, und einer Folge (*Konsequens*), dem Bestehen der Klausur, aus, wobei das Konsequens als abhängig vom Antezedens verstanden wird. Da der Sachverhalt nicht assertiert und der „Wahrheitswert der Proposition [...] für [den] Sprecher

unbekannt“ (BREINDL 2014: 698) ist, handelt es sich hierbei um einen konditionalen Gliedsatz. Konditionale Nebensätze zeigen ein Abhängigkeitsverhältnis an, dass vom Sprecher als hypothetisch wahrgenommen wird (vgl. BREINDL 2014: 692).¹

Der konditionale Konnektor *wenn* wird teilweise auch irrelevant-konditional verwendet² (vgl. BREINDL 2014: 693), indem er ausdrückt, dass der spezifische Inhalt des Antezedens *p* (im Beispielsatz (12) ob sich Fritz bemüht oder nicht) „keinerlei Einfluss auf die Wahrheitsbedingungen des Konsequens (*q*) (das Durchfallen in der Klausur) hat“ (BREINDL 2014: 963). Gleichzeitig erlauben Irrelevanz-Konditionale konzessive Lesarten, da sie ähnlich wie konzessive Relationen eine besonders unvoreilhaftete Bedingung (Gegengrund) für die Realisierung des Konsequens ausdrücken und von der Prämisse ausgehen, dass keine der genannten Antezedensbedingungen die Gültigkeit des Konsequens beeinflussen kann. Als wesentliches Unterscheidungsmerkmal gilt, dass Irrelevanz-Konditionale in Abgrenzung zur Konzessivität sowohl einen hypothetischen als auch einen faktischen Sachverhalt des Bezugsworts (*semifaktisch*) ausdrücken können: Der Gliedsatz in (12), *Auch wenn sich Fritz bemüht*, besitzt keinen Wahrheitswert, da noch unbekannt ist, ob Fritz übt oder nicht. Gleichzeitig bezeichnet der Obersatz einen faktischen Sachverhalt, da angenommen wird, dass Fritz sicher durch die Klausur fällt.

Konzessive Gliedsätze hingegen stellen stets einen faktischen Sachverhalt dar, welcher häufig kontrastierend zu einer auf Welt- und Alltagserfahrung (vgl. BREINDL 2014: 916) beruhenden Erwartung steht: Der Konzessivsatz negiert eine kausal-konditionale Norm (*Wenn man sich bemüht, fällt man nicht durch die Prüfung*), indem beide Sachverhalte, üben und durchfallen, als wahr ausgezeichnet werden und damit als Kontrast zueinander auftreten.

Nach DEGROODT (2003) übernehmen die mit dem Konnektor *ob* verschmolzenen Partikeln *wohl*, *schon*, *gleich* und *zwar* dabei die Funktion

¹ Neben dem Konnektor *wenn* zählen im Gegenwartsdeutschen auch die Konnektoren *falls* und *sofern* zu den prototypischen konditionalen Konnektoren. Anders verhält es sich im Frühneuhochdeutschen, da hier zusätzlich noch die Konnektoren *so*, *wo* und *ob* zum Bestand konditionaler Konnektoren gehören. Ihre konditionale Verwendung nimmt mit Verlauf der Auflösung der lexikalischen Vielfalt von konditionalen Konnektoren ab, infolge dessen sie von *wenn* als gebräuchlichster konditionaler Konnektor ersetzt wurden (vgl. BREINDL 2014:692).

² Aus diesem Grund wird dieser semantischen Klasse ein geringer Grad von Lexikalisierung der Formen bzw. Grammatikalisierung unterstellt, welcher als „Hybridstatus zwischen Grammatik und Diskurs“ oder als „permanente Grammatikalisierungsbaustelle“ bezeichnet wird.

eines Informationsmarkers, der erstens die Beziehung zwischen Antezedens und Konsequens als besonders überraschend und zweitens als faktisch charakterisiert (vgl. DEGROODT 2003: 201). Daneben entscheide auch eine mögliche Distanzstellung zwischen dem Konnektor und der Partikel über die textsemantische Funktion. Während die durch Distanzstellung geprägten Konnektoren mit Partikel *ob gleich*, *ob schon* und *ob wohl* konzessiv-konditionale oder konzessive subordinierte Sätze und damit hypothetische Antezedens einführen, markieren die zusammengesetzten Konnektoren *obwohl*, *obschon*, *obgleich* den faktischen Charakter des Bezugswortes (vgl. DEGROODT 2003: 201). Lediglich *obzwar/ob zwar* unterliegt keiner semantischen Veränderung und drückt unabhängig von der Distanzstellung immer die Faktizität des Bezugswortes aus. Aufbauend auf dieser Erkenntnis fasst DEGROODT (2003) die Entwicklung der Partikeln *gleich*, *wohl*, *schon* und *zwar* als eine gerichtete Entwicklung auf, die von einer syntaktischen zu einer morphologischen Bindung der Partikel im *ob*-Satz führte (vgl. DEGROODT 2003: 200). Diese Grammatikalisierung des Konnektors *ob* mit den Partikeln führt schließlich dazu, dass die so entstandenen Konnektoren zum Anzeiger eines Nebensatzes als „unambiguously concessive“ (DEGROODT 2003: 199) wurden.

3.1 Forschungsgegenstand

In DEGROODTS Beitrag wird die Entwicklung der Partikeln *gleich*, *wohl* und *schon* von einer syntaktischen zu einer morphologischen Bindung im *ob*-Satz dargestellt, infolge dessen sie als Konnektor zum Anzeiger von eindeutiger Konzessivität wurden (DEGROODT 2003: 199). Auch wenn dabei die spezifische Entwicklung der einzelnen Partikeln wie bspw. *zwar* diskutiert wird, wird dennoch insgesamt der Eindruck erweckt, dass die konzessiven Konnektoren *obwohl/ob wohl*, *obgleich/ob gleich*, *obzwar/ob zwar* und *obschon/ob schon* eine einheitliche und gleichmäßige Entwicklung durchlaufen haben. Möglichen Unterschieden in den Entwicklungen, die u.a. Tendenzen der Degrammatikalisierung aufzeigen könnten, wurde bisher keine eigenständige Untersuchung gewidmet. Die hier durchgeführte Untersuchung nimmt sich dieser Frage an und setzt sich zum zentralen Ziel, eine mögliche Korrelation zwischen der Wahl des Konnektors und der textsemantischen Funktion des Gliedsatzes für die Konnektoren *obwohl*, *obschon*, *obzwar* und *obgleich* nachzuweisen. Hierbei soll ein präziser Einblick in die Grammatikalisierung der

ob-Gruppe ermöglicht werden, welcher die spezifischen Entwicklungstendenzen der einzelnen Konnektoren der *ob*-Gruppe aufzeigt. Eine solch differenzierte Betrachtung bezieht u.a. auch BASCHEWAS (1983) Ergebnisse mit ein, da diese eindeutig aufzeigen, dass lediglich *obwohl* aus dem Bestand der konzessiven Konnektoren der *ob*-Gruppe seine Frequenz in der zweiten Synchronie erhöhen konnte (vgl. Tab. 1). Sowohl *obschon*, *obgleich*, als auch *obzwar* weisen eher eine Frequenz auf, die für einen abnehmenden Gebrauch als konzessiver Konnektor spricht (vgl. BASCHEWA 1983: 88). Das Vordringen von *obwohl* führt BASCHEWA (1983: 88) darauf zurück, dass dieser Konnektor am stärksten Konzessivität ausdrücken kann und damit der Forderung der deutschen Gegenwartssprache nach Eindeutigkeit und Einheitlichkeit am besten nachkommt. Diese Schlussfolgerung legt nahe, dass die anderen Konnektoren des konzessiven Subsystems weniger gut Konzessivität im Gliedsatz markieren und sich damit an einer Stelle der Grammatikalisierung anders entwickelt haben. Um diesen Punkt der unterschiedlichen Entwicklungstendenzen erfassen zu können, erfolgt in der vorgelegten Untersuchung ein diachroner Vergleich von zwei frühen Zeitabschnitten des Neuhochdeutschen. Das frühe Neuhochdeutsch bietet sich als Sprachstufe zur Untersuchung der Grammatikalisierung der *ob*-Gruppe besonders gut an, da innerhalb dieses Zeitraumes die Entwicklung der *ob*-Konnektoren stark vorangeschritten, die Distanzstellung zwischen dem Konnektor *ob* und dem jeweiligen Partikel aber noch häufig anzutreffen ist. Welche Variablen zudem in der Betrachtung berücksichtigt wurden, beschreibt der nächste Abschnitt, welcher die Operationalisierung darstellt.

4 Methodisches Vorgehen

Im folgenden Kapitel soll das methodische Vorgehen vor und während der Annotation veranschaulicht werden. Genauer wird zunächst die Auswahl der einzelnen Belege geschildert, um darauffolgend das Annotationsvorgehen genauer zu verdeutlichen. Bei diesen beiden Teilbereichen werden auch die damit jeweils einhergehenden Problematiken erläutert und erklärt, wie mit diesen entstandenen Problemen umgegangen wird.

4.1 Operationalisierung

Die Forschungsfrage „Liegt eine Korrelation zwischen der Wahl der Subjunktion der *ob*-Gruppe und der semantischen Funktion des Gliedsatzes vor?“ ergibt sich aus der Annahme, dass sich die Konnektoren der *ob*-Gruppe als konzessive Einleiter unterschiedlich entwickelt haben, und neben den klar konzessiv subordinierenden Konnektoren *obwohl* und *obzwar* die Konnektoren *obschon* bzw. *obgleich* auch konditionale bzw. irrelevanz-konditionale Lesarten zulassen. Daneben wurde auch die getrennte Schreibweise des Konnektors *ob* und der jeweiligen Partikel gesondert berücksichtigt, da DEGROODT (2003) aufgezeigt hat, dass bei Distanzstellung die konzessive Lesart zugunsten einer konditionalen Lesart geschwächt wird. Vor dem Hintergrund dieser Annahmen können die ersten drei Hypothesen formuliert werden:

- 1) Die Subjunktionen der *ob*-Gruppe zeigen im Frühneuhochdeutschen unterschiedliche Entwicklungstendenzen bezogen auf die semantische Funktion des Gliedsatzes.
- 2) Die Wahl der Subjunktion bestimmt die Faktizität der Proposition und damit die textsemantische Funktion des Gliedsatzes. Unterscheidungsmerkmal zwischen Konzessivität und Irrelevanz-Konditionale ist die im Gliedsatz ausgedrückte Faktizität. Ein zentrales Merkmal konzessiver Nebensätze ist die Darstellung eines faktischen Gegengrundes.
- 3) Die Distanzstellung zwischen der Konjunktion *ob* und der jeweiligen Partikel fördert bei den Subjunktionen *obwohl*, *obschon* und *obgleich* eine konditionale bzw. irrelevant-konditionale Lesart.

Aufbauend auf den Ergebnissen von BASCHEWA (1983) nehmen wir zudem an, dass *obwohl* eindeutig Konzessivität ausdrückt und daher zum einen kaum zusammen mit verstärkenden Partikeln wie *doch* auftritt und zum anderen unabhängig vom Tempus des finiten Verbs Faktizität ausdrücken kann (vgl. BASCHEWA 1983: 88). Dies führt uns zu weiteren Hypothesen:

- 4) Die Konjunktion *obwohl* entwickelt sich zum frequentesten Konnektor für Konzessivität, weil sie der allgemeinen Forderung im Neuhochdeutschen nach Eindeutigkeit am stärksten nachkam.
- 5) Die Konjunktion *obwohl* drückt in der Regel Konzessivität aus, d.h. einen faktischen Gegengrund, sodass sie vornehmlich ohne verstärkende Partikel auftritt.

Im Umkehrschluss ist damit zu rechnen, dass in konzessiven Gliedsätzen, die mit den Konnektoren *obschon* und *obgleich* eingeleitet werden, zur Markierung der Konzessivität verstärkende Partikel aufgeführt werden:

6) Die Konjunktionen *obschon* und *obgleich* lassen auch konditionale und irrelevanz-konditionale Lesarten zu, wobei sie zur Markierung der Konzessivität gemeinsam mit verstärkenden Partikeln auftreten.

Sowohl die Formulierung einer Leitfrage als auch die Hypothesenbildung gaben den nötigen Rahmen für die Ausgestaltung eines Annotationsbogens. In diesem wurden alle grammatisch relevanten Informationen, die zueinander in Korrelation stehen und die textsemantische Funktion des Gliedsatzes bestimmen könnten, aufgenommen:

Unabhängige Variable	Abhängige Variable
Topologisches Feld	Subjunktoren: ob-wohl, ob-gleich, ob-zwar, obschon
Verstärkende Partikel	Distanzstellung, z.B. <i>obwohl</i> oder <i>ob...wohl</i>
Modus und Tempus des finiten Verbs	
Textsemantische Funktion	
Faktizität des Bezugsworts	

Tab. 2: Kriterien des Annotationsbogens

Als unabhängige Variable gelten die Variablen *verstärkende Partikel*, *Modus und Tempus des finiten Verbs*, *textsemantische Funktion* und *Faktizität des Bezugswortes*. Wir nehmen an, dass ihr Auftreten direkte Folgen für die Wahl des Konnektors des jeweiligen Gliedsatzes sowie eine mögliche Distanzstellung zwischen dem Konnektor *ob* und der Partikel haben, sodass die zuletzt genannte als *abhängige Variablen* betrachtet werden können.

Neben den unabhängigen und abhängigen Variablen führt der Annotationsbogen auch den erfassten Beleg vollständig auf und gibt zudem den Autor, das Veröffentlichungsjahr, den -ort und die Textsorte an.

4.2 Auswahl der Belege

Um diese Kriterien anwenden zu können, mussten Belege aus der Zeit von 1700-1900 gefunden und untersucht werden. Genauer wurde dieser Zeitraum in zwei Synchronien aufgeteilt, um in der späteren Analyse diese beiden Zeitschnitte einander gegenüberstellen zu können um somit eine mögliche Veränderung zu ermitteln. Die erste Synchronie stellt den Zeitschnitt von 1700 bis einschließlich 1799 dar, die zweite Synchronie den Zeitschnitt von 1800 bis einschließlich 1899. Die einzelnen Zeitschnitte wurden jeweils in zwei Untersuchungskategorien aufgeteilt. Zum einen wurde die konzeptionelle Schriftlichkeit untersucht – hierfür wurden Belege aus dem wissenschaftlichen Bereich entnommen – und zum anderen wurde die konzeptionelle Mündlichkeit untersucht, wobei Belege aus Zeitschriften, Zeitungen und der Belletristik entnommen wurden. Hierdurch wird gewährleistet, dass der Sprachwandel in verschiedenen Registern untersucht wird. Es soll veranschaulicht werden, welche Kriterien sich in den beiden unterschiedlichen Bereichen gleichzeitig ändern. Für die verschiedenen Bereiche wurden verschiedene Korpora genutzt. Die Belege des konzeptionell Mündlichen wurden zum einen aus dem KHMZ (Mannheimer Korpus historischer Zeitungen und Zeitschriften) und zum anderen aus dem DTA (Deutsches Textarchiv) entnommen und die des konzeptionell Schriftlichen aus dem DTA (Deutsches Textarchiv). Hierbei wurde nach den Konnektoren *obwohl/obwol*, *obschon*, *obgleich* *obzwar* und *ob wohl/ob wol*, *ob schon*, *ob gleich*, *ob zwar* unterschieden. Somit wurde zwischen vier Konnektoren mit jeweils vorhandener oder nicht vorhandener Distanzstellung unterschieden. Hierzu wurden unterschiedliche Suchanfragen gestellt.³

Die einzelnen Belege wurden stichprobenartig, aber in regelmäßigen Abständen, aus dem jeweiligen Jahrhundert ausgewählt. Pro Konnektor sollte, wenn möglich, eine Beleganzahl von 30 pro Jahrhundert erreicht werden. Durch die stichprobenartige Regelmäßigkeit sollte gewährleistet werden, dass eine gute beispielhafte Verteilung der Belege und der damit einhergehenden Ergebnisse gewährleistet werden kann und keine Verfälschung der Ergebnisse zustande kommt. Dies könnte passieren, nähme man eine hohe Anzahl an Belegen aus einem Jahr.

³ Die Suchanfragen im DTA für den Konnektor *obwohl* mit und ohne Distanzstellung in konzeptionell schriftlichen Texten aus dem 19. Jh. lautet bspw. wie folgt:
obwohl with \$p=KOUS #less_by_date[1800, 1899] #has[textClassDTA,/Fachtext/] bzw.
near(ob,wohl,5) #less_by_date[1800, 1899] #has[textClassDTA,/Fachtext/].

Weiter musste bei der Stichprobe aber auch darauf geachtet werden, den Sprachgebrauch verschiedener Autoren abzubilden, um auch hier eine Verfälschung der Ergebnisse zu verhindern. Leider konnte dies nicht in allen Fällen erreicht werden. So stellt zum Beispiel der Konnektor *obzwar* aus der ersten Synchronie im konzeptionell Schriftlichen ein Problem dar: Hier sind die Hälfte der gefundenen Belege durch den gleichen Autor verfasst. Dieses und auch ähnliche Vorkommnisse müssen dann in der Auswertung berücksichtigt werden. Weiter besteht auch das Problem, dass für einige Konnektoren in den jeweiligen Korpora nicht genügend Belege vorhanden sind, wodurch die angestrebte Zahl von 30 Belegen pro Kategorie nicht erreicht werden kann. Am Ende ergibt sich somit eine Zahl von lediglich 874 vorhandenen Belegen anstatt der eigentlich angestrebten 920.

Zeitschnitt	obgleich	obschon	obwohl	obzwar	Gesamtergebnis
18. Jahrhundert	120	89	120	116	445
19. Jahrhundert	113	104	109	103	429
Gesamtergebnis	233	193	229	219	874

Tab. 3: Anzahl der vorhandenen Belege

Ein anderes Problem stellt sich durch die Möglichkeit der indirekten Frage bei dem Konnektor *obwohl/obwol* mit und ohne vorhandener Distanzstellung (*Ob er wohl eingekauft hat?*). Durch den Ausschluss solcher Belege verringert sich die Anzahl der Belege von 874 auf lediglich 828, wie Tab. 4 zeigt.

Jahr	obgleich	obschon	obwohl	obzwar	Gesamt-er- gebnis
18. Jahrhundert	120	89	120	116	445
19. Jahrhundert	113	104	63	103	383
Gesamtergebnis	233	193	183	219	828

Tab. 4: Anzahl der vorhandenen Belege ohne die indirekten Fragen

Hier fällt deutlich auf, dass die indirekten Fragen gehäuft im 19. Jh. auftreten und durch das stichprobenartige Auswahlverfahren im 18. Jh. nicht mit aufgegriffen wurden. Hierdurch wird deutlich, dass an dieser Stelle die Suchanfrage an ihre Grenzen kommt, da indirekte Fragen über die Suchanfrage nicht ausgeschlossen werden können. Aus diesem Grund musste die Auswertung im späteren Verlauf weiter angepasst werden, um Missverständnissen wegen der ungleichen Zahlen vorzubeugen. Es wird im weiteren Verlauf der Untersuchung nicht mehr mit absoluten Zahlen gearbeitet, sondern mit Prozentwerten. 100% entsprechen somit nicht mehr 120 Belege, sondern beziehen sich auf die Zahlen, welche aus Tab. 4 zu entnehmen sind.

5 Ergebnisdarstellung

Im folgenden Kapitel werden die Ergebnisse der Untersuchung dargestellt. Dabei wird zunächst ein allgemeiner Überblick über die Konnektoren *obgleich*, *obwohl*, *obschon* und *obzwar* und ihre jeweilige semantische Funktion im Allgemeinen und im Jahrhundertvergleich gegeben. Auffälligkeiten werden anschließend angesprochen, erläutert und diskutiert. Darauf folgend wird die Faktizität in Verbindung mit der semantischen Funktion in den Fokus genommen und in Bezug auf die vier Konnektoren und die beiden Jahrhunderte betrachtet. Ebenfalls werden in diesem Kapitel Veränderungen zwischen dem 18. und 19. Jh. hinsichtlich des Zusammenhangs von Distanzstellung und semantischer Funktion sowie Partikeln und semantischer Funktion analysiert.

Zu Beginn soll ein allgemeiner Überblick über die vier verschiedenen Konnektoren in Verbindung mit der semantischen Funktion des Gliedsatzes über den gesamten Untersuchungszeitraum gegeben werden. Zur Veranschaulichung soll das nachstehende Diagramm dienen:

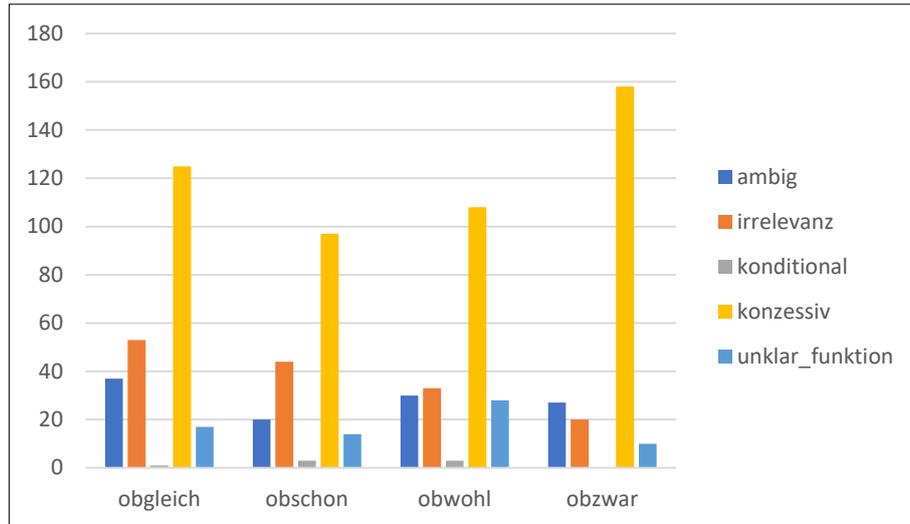


Abb. 6: Gesamtüberblick Konnektor und Funktion von 1700-1900

Unter den ambig markierten Belegen sind jene Sätze zu verstehen, die in ihrer Funktion nicht eindeutig bestimmt werden können, da zwei oder mehr Lesarten möglich sind. Manchmal kann bspw. nicht genau zwischen irrelevanzkonditionalen und rein konzessiven Sätzen unterschieden werden. Ist ein Beleg mit unklar_funktion annotiert, so kann die Funktion des Gliedsatzes aufgrund von semantischen und syntaktischen Schwierigkeiten nicht annotiert werden. So wird in manchen Sätzen bspw. der semantische Gehalt nicht klar ausgedrückt oder es fehlt in einigen Sätzen das Verb, so wie in folgendem Beispiel:

- (14) *Alsdann würden diese Begriffe wenigstens einen festen obzwar subjektiven Zusammenhang der Erscheinungen ermöglichen.*
(DTA)

Aus der Abb. 6 ist eindeutig abzulesen, dass die konzessive Lesart des Gliedsatzes bei allen Konnektoren die am häufigsten annotierte Funktion ausmacht. Dabei stellt *obzwar* die meisten Konzessivsätze mit 158 Belegen, gefolgt von *obgleich* mit 125, *obwohl* mit 108 und *obschon* mit 97. Hierbei ist jedoch zu beachten, dass nicht von jedem Konnektor die gleiche Anzahl an Belegen vorhanden ist, weshalb diese Zahlen nur un-

ter Vorbehalt zu interpretieren sind. Deshalb werden die Zahlen der einzelnen Jahrhunderte im Folgenden noch einmal einzeln und in Prozentangaben betrachtet.

	obgleich	obschon	obwohl	obzwar	Gesamtergebnis
ambig	6,52%	2,25%	6,07%	4,72%	19,55%
irrelevanz	4,27%	3,37%	4,27%	2,47%	14,38%
konditional	0,00%	0,67%	0,22%	0,00%	0,90%
konzessiv	13,26%	11,91%	12,81%	17,53%	55,51%
unklar_funktion	2,92%	1,80%	3,60%	1,35%	9,66%
Gesamtergebnis	26,97%	20,00%	26,97%	26,07%	100,00%

Tab. 5: Funktion und Konnektor im 18. Jh.

	obgleich	obschon	obwohl	obzwar	Gesamtergebnis
ambig	2,09%	2,61%	0,78%	1,57%	7,05%
irrelevanz	8,88%	7,57%	3,66%	2,35%	22,45%
konditional	0,26%	0,00%	0,52%	0,00%	0,78%
konzessiv	17,23%	11,49%	13,32%	20,89%	62,92%
unklar_funktion	1,04%	1,57%	3,13%	1,04%	6,79%
Gesamtergebnis	29,50%	23,24%	21,41%	25,85%	100,00%

Tab. 6: Funktion und Konnektor im 19. Jh.

Es zeigt sich auch hier, dass die Konnektoren der *ob-Gruppe* bereits stark zur Konzessivität tendieren. Demnach ist die Grammatikalisierung hier schon weit fortgeschritten. Insgesamt zeigen sich im 18. Jh. bereits knapp 56% der Fälle als *konzessiv*, während dies im 19. Jh. sogar auf 63 % steigt.

Es folgt nun die Auswertung der Annotationskategorie der *Faktizität*. Es wird davon ausgegangen, dass konzessive Gliedsätze stets einen faktischen Sachverhalt darstellen und somit die Entwicklung der Konzessivität vermutlich parallel zu der Entwicklung der Faktizität verläuft. Ein Satz wird als *faktisch* bezeichnet genau dann, wenn die mit ihm ausge-

drückte Proposition einen Wahrheitswert annehmen kann, dementsprechend entweder *wahr* oder *falsch* ist. Andersherum gilt ebenfalls: Ein Satz wird als *nicht faktisch* bezeichnet genau dann, wenn die mit ihm ausgedrückte Proposition *keinen Wahrheitswert* ausdrückt. Dies ist beispielweise bei Konditionalsätzen der Fall. Bei ihnen handelt es sich um die Art von Sätzen, die eine Bedingung ausdrücken und keine Aussagen treffen. Somit können Sätze dieser Art keinen Wahrheitswert annehmen und werden als *nicht faktisch* annotiert. Konditionalsätze sind aus diesem Grund in den folgenden Abbildungen nicht enthalten. Ein Beispiel für einen Konditionalsatz aus unseren Daten lautet wie folgt:

(15) *Ob⁴ sich gleich aus manchem, was ich von ihr hörte, schließen ließ, daß sie herrnhuterisirte, und glaubwürdige Leute, die nahen Umgang mit ihr gehabt, haben mich versichert, sie kenne Christum von Person und richte sich in ihren Handlungen stets nach besondern Winken des Himmels.* (DTA)

Zudem kann es bei der Annotation von Faktizität ebenfalls zu Zweifelsfällen kommen (als *unklar_faktizität* annotiert), wie das nachstehende Beispiel veranschaulichen soll:

(16) *Welche Theile der sichtbaren Theile des Keimplasma's im Kern des Eies den Iden entsprechen, konnte nicht mit Sicherheit entschieden werden, **obwohl** wahrscheinlich gemacht wurde, dass nicht die ganzen "Chromosomen", sondern nur Theile von diesen als solche aufzufassen sind.* (DTA)

Diese unklaren Fälle wurden aus Übersichtlichkeitsgründen in den anschließenden Diagrammen ebenfalls bewusst ausgeschlossen. Aus demselben Grund wurde die semantische Funktion in ihrer Darstellung begrenzt. Lediglich *ambige* sowie *konzessive* und *irrelevanzkonditionale* annotierte Belege werden in Abb. 7 und 8 berücksichtigt.

Statt auf die insgesamt 828 untersuchten Belege beziehen sich diese Diagramme dementsprechend lediglich auf 705. Sie stellen durch den Ausschluss von unklaren Fällen dennoch eine aussagekräftige Repräsentation der Annotationsergebnisse dar. Die beiden Abbildungen illustrieren das Verhältnis von Konnektor, zugehöriger Funktion sowie zugehöriger Faktizität im 18. und 19. Jh.

⁴ Hervorhebungen in den Beispielen sind durch die Autorinnen nachträglich vorgenommen worden.

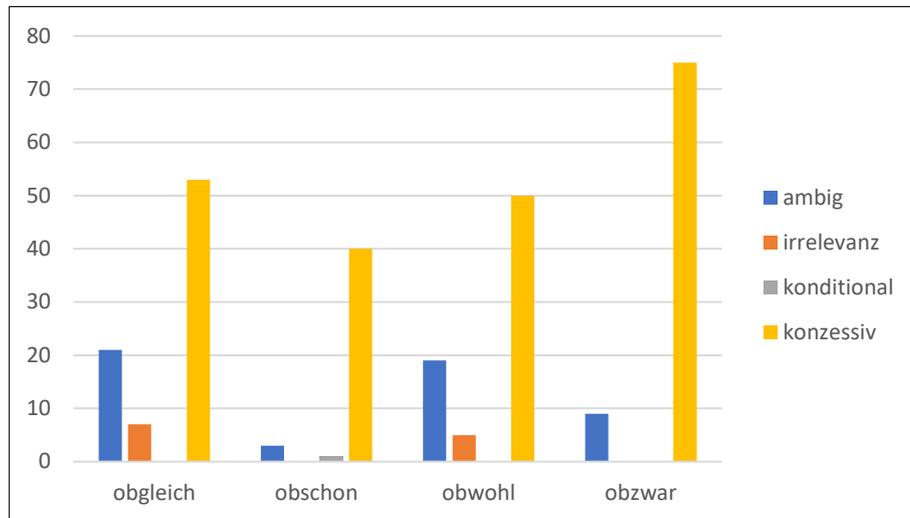


Abb. 7: Konnektor, Funktion und Faktizität im 18. Jh.

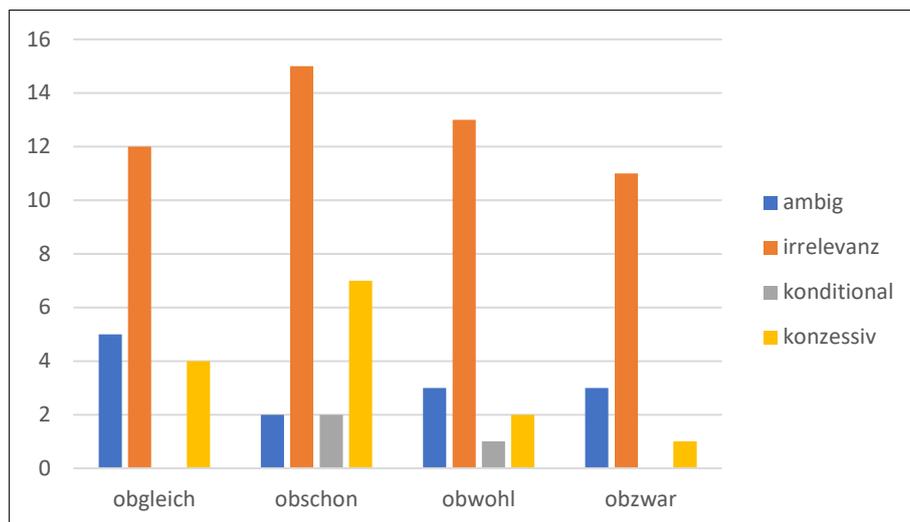


Abb. 8: Konnektor, Funktion und keine Faktizität im 18. Jh.

Diese Darstellungsweise wurde gewählt, da unsere Untersuchung auf einem diachronen Zeitvergleich der beiden Jahrhunderte beruht und nur so Veränderungen innerhalb dieses Zeitraums veranschaulicht werden können. Auf den Y-Achsen ist die Anzahl der Belege zu erkennen, auf den X-Achsen hingegen die unterschiedlichen Konnektoren. Insgesamt zeigen Abb. 7 und 9, welche Funktionen die Konnektoren aufweisen, wenn sie als faktisch angesehen wurden. Abb. 8 und 10 hingegen stellen den Gegensatz dar, nämlich welche Funktion die Konnektoren aufweisen, wenn die Proposition des Satzes nicht faktisch war.

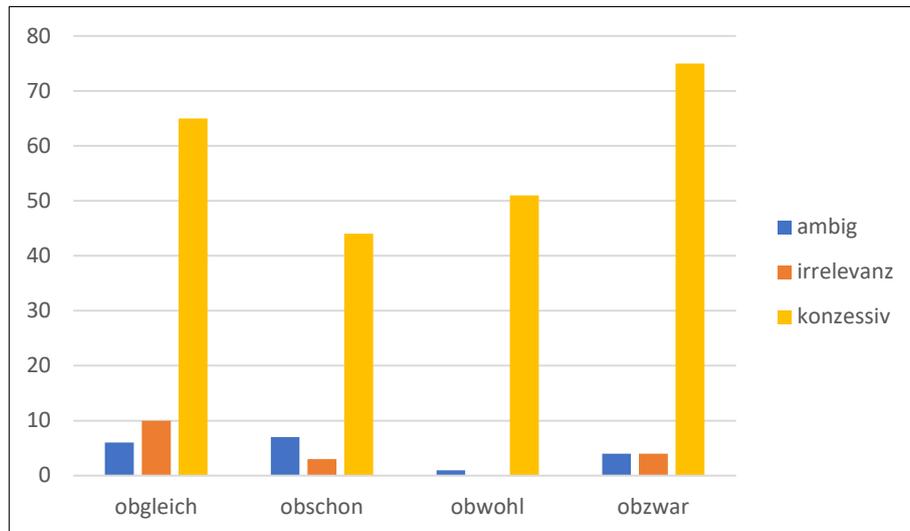


Abb. 9: Konnektor, Funktion und Faktizität im 19. Jh.

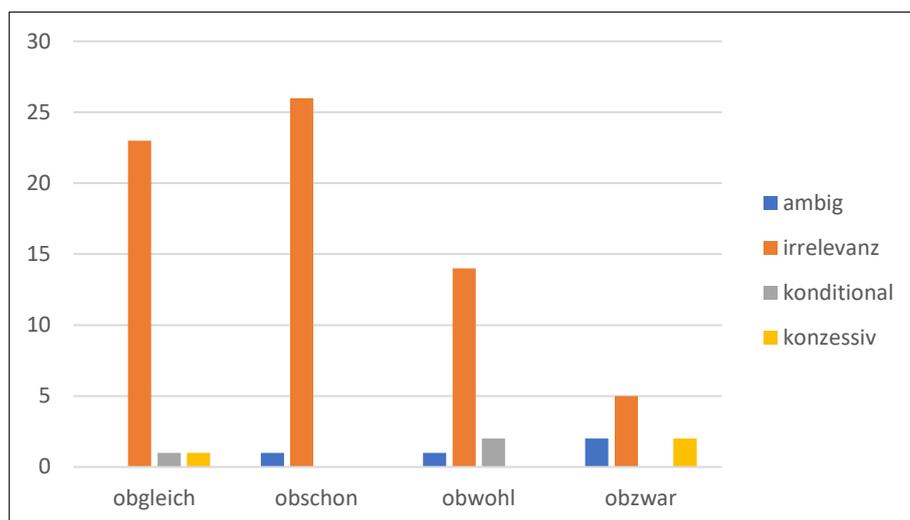


Abb. 10: Konnektor, Funktion und keine Faktizität im 19. Jh.

Aus den Diagrammen (Abb. 7-10) kann abgelesen werden, dass Faktizität in den allermeisten Fällen in beiden Jahrhunderten mit Konzessivität einhergeht. Während im 18. Jh. noch 14 Belege existieren, die zugleich *konzessiv* und *nicht faktisch* sind, sind es im 19. Jh. lediglich 3. Zudem gehen die in ihrer Funktion als *ambig* annotierten Belege im 19. Jh. im Vergleich zu dem Jahrhundert davor deutlich zurück. Dafür vermehren sich im 19. Jh. jene Sätze, die zugleich als *irrelevanzkonditional* und als *nicht faktisch* eingestuft wurden. Diejenigen Belege, die in ihrer Funktion als *ambig* annotiert wurden, tendieren zu einer Analyse als *faktisch*. Zusam-

menfassend bestätigt dies unsere mit der Forschungsfrage einhergehenden Hypothesen hinsichtlich des eindeutigen Zusammenhangs von Faktizität und Konzessivität.

Wie sich gezeigt hat, ist Konzessivität im 18. und 19. Jh. mit den Konnektoren der *ob*-Gruppe bereits weit verbreitet. Distanz- und Kontaktstellung wurden in den vorigen Ergebnissen jedoch noch nicht differenziert. Dennoch sollte dies bei genauerer Betrachtung nicht unberücksichtigt bleiben. Während der Auswertung ließen sich einige interessante Tendenzen feststellen, die sich erst aus dem Prozess des Annotierens ergeben haben. Zu diesen Auffälligkeiten zählt die Distanzstellung, die deswegen im Folgenden genauer beleuchtet werden soll.

Unter Distanzstellung wird hier die Getrennschreibung der Konnektoren, also von *ob* und der jeweiligen Partikel, verstanden. Außerdem zählt zur Distanzstellung hier dazu, wenn *ob* und Partikel getrennt voneinander geschrieben wurden und direkt aufeinander folgten, aber kein weiteres Wort zwischen ihnen auftrat, wie beispielsweise „Ob zwar ich grad durch mein Inneres dies so habe verstehen lernen“ (DTA). Im folgenden Diagramm (Abb. 11) sind die Ergebnisse des 18. und 19. Jhs. zusammengefasst, die sich aus den Annotationen ergeben.

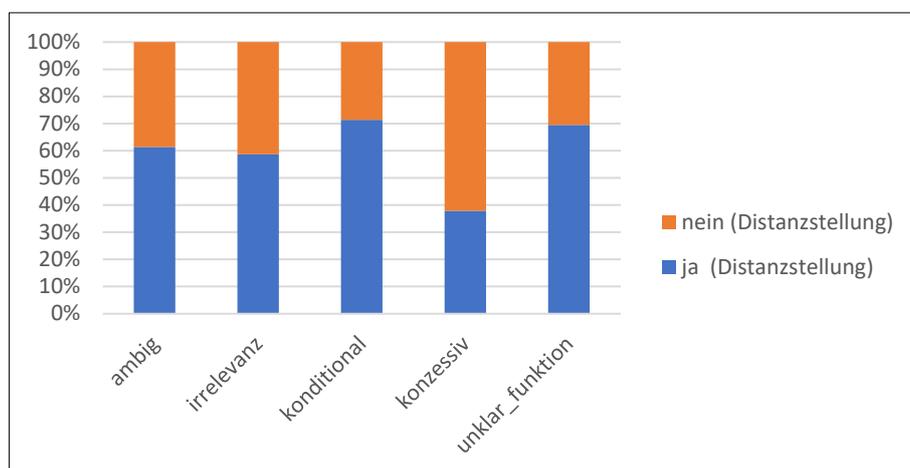


Abb. 11: Zusammenhang Funktion und Distanzstellung

Abb. 11 verdeutlicht, wie oft die semantischen Funktionen in Verbindung mit Distanz- oder Kontaktstellung auftreten. Im Diagramm ist deutlich erkennbar, dass ambige und konditionale Lesarten eher auftauchen, wenn *ob* und die Partikeln getrennt voneinander geschrieben werden (blau dargestellt). Irrelevanzkonditionale Lesarten zeigen sich in Bezug auf Distanz- und Kontaktstellung als recht ausgeglichen, insgesamt aber

mit der Tendenz zur Distanzstellung. Da im Zuge der Grammatikalisierung die Konzessivität insbesondere durch Zusammenschreibung von *ob* und Partikel eindeutig gestützt würde (vgl. DEGROODT 2003: 199), scheint die Getrennschreibung hier mehr Raum für andere semantische Funktionen zu lassen. Dies zeigt außerdem, dass Konzessivität in Zusammenhang mit Getrennschreibung weniger frequent ist als Konditionalität. Es zeigt sich, dass die verschmolzenen Formen aus *ob* und Partikel auch insofern stärker grammatikalisiert sind, als sie zur konzessiven Funktion tendieren. Diese Annahme kann ebenfalls mit den Ergebnissen zur konzessiven Lesarten anhand des Diagramms verdeutlicht werden. Der Balken zur Konzessivität fällt hier insbesondere dadurch auf, dass im Vergleich zu den anderen semantischen Funktionen die Verteilung umgekehrt ist, denn während irrelevanzkonditionale, ambige und konditionale Lesarten zu ca. 65% in Distanzstellung auftreten, erscheint Konzessivität zu ca. 65% in Kontaktstellung. Soll also Konzessivität verdeutlicht werden, so taucht der Konnektor häufiger in Kontaktstellung bzw. Zusammenschreibung auf. Dies soll anhand zweier Beispiele mit dem Konnektor *obwohl* verdeutlicht werden:

(17) *Obwohler im Übergewicht war und das Land weit und breit beherrschte, so konnte er doch nicht verhindern, daß nicht noch Hilfe nach Bremen hinein gekommen wäre.* (DTA)

(18) *Sie war ganz für die Kunst oder für die Künste gebohren, ob ich wohl glaube, daß sie von den Göttern eigentlich für die Bühne ausersehen war.* (DTA)

In Beispiel (17) beschreibt die Zusammenschreibung deutlich den konzessiven Zusammenhang des Haupt- und Gliedsatzes. Man würde vermuten: [E]r befindet sich *im Übergewicht* und beherrscht weite Teile des Landes, sodass keine Hilfe von außen hinzukommen kann. Dennoch passiert das Gegenteil: Es konnte doch nicht verhindert werden, dass Hilfe nach Bremen kam. Haupt- und Gliedsatz sind beide faktisch. Hier wird der Gegensatz der Aussagen deutlich, was die konzessive Lesart dieses Satzes stützt.

In Beispiel (18) taucht der Konnektor nun in Distanzstellung auf und wird durch das Personalpronomen *ich* getrennt. Zunächst zeigt *ob ich wohl glaube* eine nicht-faktische Proposition an, was es insgesamt erschwert, einen Gegensatz zum Hauptsatz herzustellen. Dass keine Faktizität vorliegt, wird insbesondere durch das Verb *glauben* impliziert, das durch 'für möglich und wahrscheinlich halten' (Duden Online) definiert wird

und somit eine mögliche Handlung, aber eben keine tatsächliche pas-
sierte Situation schildert. Zwar kann *glauben* auch als Ereignis und somit
als faktisch gesehen werden, in unserer Untersuchung ist jedoch nicht
der Akt des *Glaubens* an sich für die Auswertung herangezogen worden,
sondern der Gedanke, dass das *Glauben* an sich stets einen hypotheti-
schen Charakter hat. *Glauben* impliziert für uns, dass man sich einer Sa-
che nicht hundertprozentig gewiss ist. Das Verb *glauben* drückt eher
eine Annahme, einen Wunsch oder gar einen Ratschlag aus, wohinge-
gen der Hauptsatz eine faktische Proposition anführt, weshalb es in un-
serer Untersuchung als nicht faktisch angesehen wird. Es handelt sich
hier also zwar um den gleichen Konnektor, jedoch in unterschiedlicher
Realisierung, die dazu führt, dass die semantische Funktion variiert und
eine Abhängigkeit durch die Art der Schreibung festgestellt werden
kann.

Verglichen mit DEGROODTS (2003) Grammatikalisierungstheorie scheint
hier der Prozess zur Eindeutigkeit von Konzessivität durch Univerbie-
rung (vgl. DEGROODT 2003:199) schon weit vorangeschritten zu sein. Die
Tendenz geht deutlich dahin, dass die konzessive Lesart insbesondere
durch die Zusammenschreibung von *ob* und der jeweiligen Partikel ver-
deutlicht werden kann, während irrelevanzkonditionale und besonders
konditionale Lesarten eher durch Getrennschreibung des Konnektors
zugelassen werden. Insgesamt zeigt dies bereits deutlich, dass die Dis-
tanzstellung Einfluss auf die semantische Funktion hat.

Distanz- bzw. Kontaktstellung sind jedoch nicht die einzigen Faktoren,
die Einfluss auf die semantische Funktion des Gliedsatzes nehmen.
Während der Untersuchung haben sich verstärkende Partikeln als be-
sonders auffällig in Bezug auf die Bestimmung der semantischen Funk-
tion des Gliedsatzes erwiesen. Zunächst bestand die Annahme, dass Par-
tikeln die Konnektoren hinsichtlich der semantischen Funktion unter-
stützen sollen. Unter Partikeln werden im Folgenden beispielsweise *so*,
doch, *jedoch*, *bloß* verstanden. Dies soll an folgendem Beispiel erläutert
werden:

(19) *Obschon die Beine durch ihre bisweilen dichte und lange Beklei-
dung einen größeren Umfang einnehmen, müssen sie doch als
schlank, zart und lose eingefügt bezeichnet werden; denn der
Schmetterling kann leicht um eins derselben kommen.* (DTA)

Das Beispiel (19) verdeutlicht hier, welche Funktion die Partikel *doch* er-
füllt. *Doch* drückt gewissermaßen einen Aspekt aus, der verwunderlich

und überraschend erscheint. Der Aspekt der Verwunderung spielt in diesem Fall die zentrale Rolle. Die Partikel *doch* verstärkt hier den Aspekt, dass die Erscheinung der Beine anders beschrieben werden, als sie eigentlich scheinen. Hier wird erneut ein Gegengrund, der zudem vor allem unerwartet auftritt, thematisiert und durch die Partikel *doch* betont. Es zeigt also, dass in diesem Fall die Partikel *doch* den Kontrast bzw. den Gegensatz zum Hauptsatz verdeutlicht.

In der Auswertung ist besonders deutlich geworden, dass im 19. Jh. tendenziell weniger Partikeln verwendet werden als im 18. Jh., was bedeutet, dass die Konnektoren bereits in der Lage sind, die semantische Funktion eindeutig zu bestimmen. Dennoch ist ebenfalls wichtig zu beachten, dass die Verteilung der Partikeln, bzw. in diesem Fall sogar genauer beleuchtet als Korrelate zu bezeichnen, auf die einzelnen Konnektoren stark variiert. So scheint *obzwar* die semantische Funktion noch nicht so eindeutig ohne Korrelat implizieren zu können wie *obwohl*. Der Grammatikalisierungsprozess scheint also unterschiedlich weit vorangeschritten zu sein. Dies lässt sich vor allem anhand folgender Grafik visualisieren:

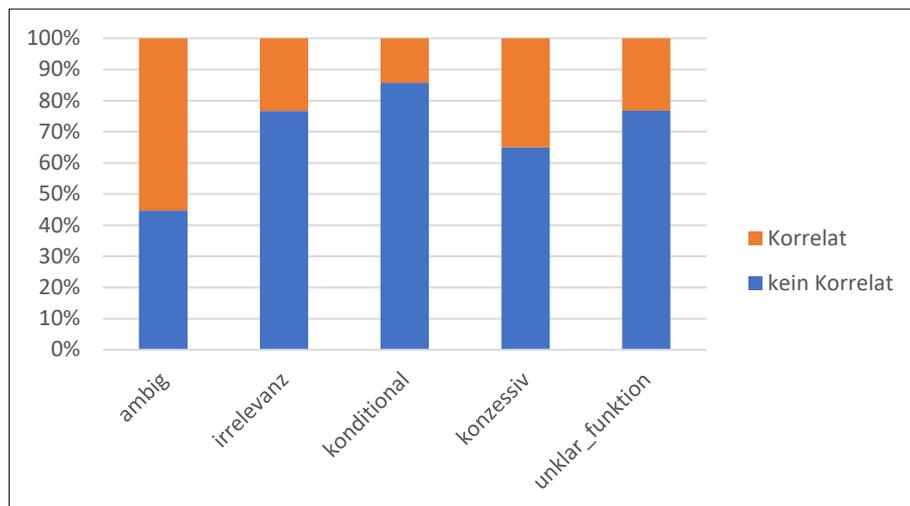


Abb. 12: Auftreten von Korrelaten bei unterschiedlichen Funktionen der Konnektoren

Abb. 12 zeigt, in welchem Umfang Korrelate oder keine Korrelate in Verbindung mit einer spezifischen semantischen Funktion auftreten. Ambige Fälle sind am frequentesten in Kombination mit Korrelaten. Hier zeigen die Korrelate in erster Linie, dass sie sich nicht in allen Fällen ein-

deutig zur Spezifizierung und Unterstreichung der semantischen Funktionen zu eignen scheinen, was dazu führt, dass mehrere Lesarten nicht ausgeschlossen werden.

- (20) *Uns dünckt hier, daß er niemahls weniger als 200000.
Mann, die Besatzungen ohngerechnet, auf denen Beinen gehabt,
die **doch** am Ende des jährlichen Feldzugs kaum noch 80000.
Mann ausgetragen, obgleich weder Belagerung noch Bataille
vorgefallen. (DTA)*

Beispiel (20) wurde als ambig annotiert und enthält außerdem das Korrelat *doch*. In diesem Fall kann sowohl irrelevanzkonditionale Lesart impliziert werden, als auch konzessive. Durch das Fehlen der finiten Verben in den Teilsätzen ist es möglich, verschiedene semantische Funktionen zu implizieren. Insgesamt scheint der Satz mehrdeutig, was in erster Linie den fehlenden finiten Verben geschuldet ist. Es ist also interessant zu beobachten, dass die Korrelate *doch* in diesem Fall nicht dazu beiträgt, eine eindeutige semantische Funktion erkennen zu können. Dass ausgerechnet so ein hohes Vorkommen an Korrelaten bei ambigen Fällen (vgl. Abb. 12) auftritt, ist überraschend und widerlegt die Vermutung der Eindeutigkeit semantischer Funktionen durch ein Korrelat.

In allen anderen Fällen sieht man deutlich, dass die semantischen Funktionen gut ohne verstärkende Partikeln bzw. Korrelate verständlich sind und erkannt werden können. Dennoch sollte dies weiter beleuchtet zu werden. Das Diagramm fasst das 18. und 19. Jh. zusammen. Interessant ist es also nun, zu schauen, inwieweit sich diese Ergebnisse in den verschiedenen Zeitabschnitten darstellen. Außerdem sollte genauer geschaut werden, welche Konnektoren häufig mit verstärkenden Partikeln bzw. Korrelaten einhergehen.

Auf den ersten Blick lässt sich in den Darstellungen der Ergebnisse (vgl. Abb. 13, Abb. 14) feststellen, dass es einen deutlichen Unterschied zwischen den einzelnen Zeitabschnitten gibt. Insgesamt tauchen im 18. Jh. noch recht viele Korrelate in Verbindung mit den Konnektoren der *ob*-Gruppe auf, während im 19. Jh. ein recht hoher Rückgang der Zahl der Korrelate zu verzeichnen ist. Doch auch hier gibt es eine Ausnahme.

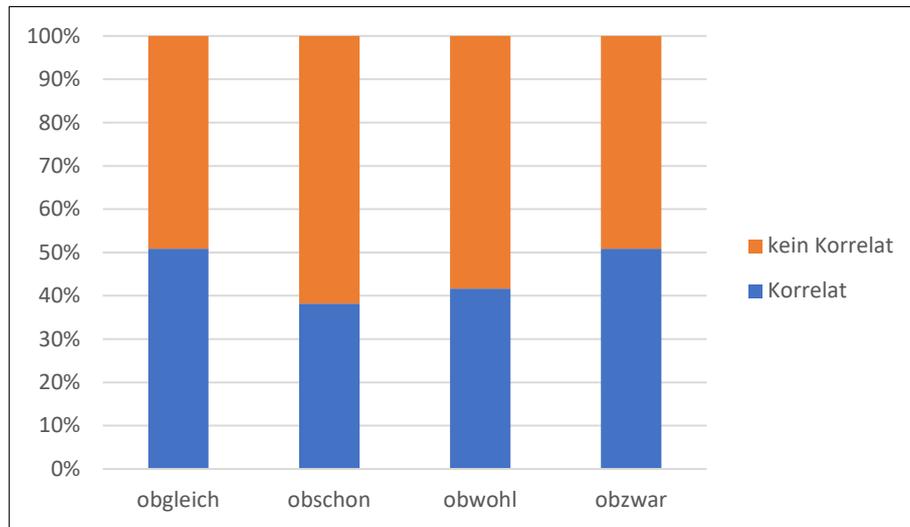


Abb. 13: Korrelat und Konnektor im 18. Jh.

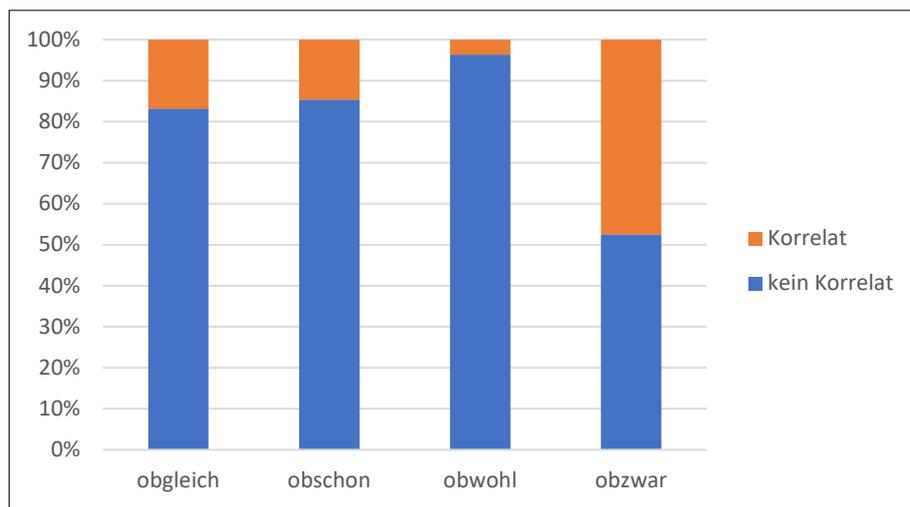


Abb. 14: Korrelat und Konnektor im 19. Jh.

Obzwar erweist sich als Konnektor, der sowohl im 18. als auch im 19. Jh. häufig parallel mit verstärkender Partikel auftritt. Die Anzahl bleibt sogar ausgeglichen, eine Entwicklungstendenz lässt sich nicht feststellen. Ein starker Rückgang von Korrelaten lässt sich jedoch bei dem Konnektor *obwohl* feststellen. Taucht *obwohl* im 18. Jh. noch zu 41% mit verstärkender Korrelate auf, so ändert sich der prozentuale Anteil drastisch im 19. Jh. Dort sind in 96% der Fälle keine Korrelate mehr zu verzeichnen. Diese Entwicklung spricht stark für das Voranschreiten des Grammatikalisierungsprozesses von *ob wohl*. *Obwohl* zeigt sich hier als Konnektor, der die semantische Funktion des Gliedsatzes ohne verstärkende Partikel ausdrücken kann. *Obwohl* entwickelt sich also im 19. Jh. bereits sehr stark

dahin, dass dieser Konnektor von sich aus die semantische Funktion bestimmt und ohne verstärkende Korrelate auskommt.

In Abb. 12 ist der Rückgang der Korrelate auch in Verbindung mit den Konnektoren *obgleich* und *obschon* erkennbar. Auch diese streben bereits nach der Eindeutigkeit der semantischen Funktion, die von den einzelnen Konnektoren ausgeht und nicht durch Korrelate unterstützt werden müssen. Insgesamt nimmt die Anzahl der Korrelate im 19. Jh. ab.

6 Fazit

Die Ergebnisse der Untersuchung zeigen einige Entwicklungen der Konnektoren der *ob*-Gruppe im Bereich der Konzessivität im 18. und 19. Jh. Dies wird insbesondere durch die Entwicklungen im Bereich der semantischen Funktion, der Faktizität, Distanzstellung, sowie der verstärkenden Partikeln deutlich.

Insgesamt zeigt sich deutlich, dass Konzessivität als semantische Funktion bei der *ob*-Gruppe am frequentesten auftritt. Irrelevanzkonditionale Lesarten nehmen einen kleineren Anteil ein, die Anteile der konditionalen Lesarten hingegen sind nur sehr gering. *Obwohl*, *obschon*, *obgleich* und *obzwar* entwickeln sich tendenziell zu Konnektoren, die größtenteils Konzessivität ausdrücken. In erster Linie zeigt sich deutlich, dass Faktizität und Konzessivität stark miteinander verbunden sind. Waren im 18. Jh. noch konzessive Lesarten trotz fehlender Faktizität möglich, so nimmt dies bei allen Konnektoren im 19. Jh. stark ab. Faktizität und Konzessivität scheinen ab dem 19. Jh. stark miteinander verknüpft zu sein. Dies bestätigt die These, dass Faktizität und Konzessivität miteinander einhergehen.

Doch nicht nur Faktizität gibt einen Hinweis auf die semantische Funktion des Gliedsatzes, dies geschieht auch durch Distanzstellung bzw. Univerbierung. Es zeigt sich, dass irrelevantkonditionale, konditionale, sowie ambige Lesarten häufiger durch getrennt voneinander geschriebenes *ob* und Partikel aufkommen. Im Kontrast dazu steht der Ausdruck von Konzessivität. Konzessivität wird tatsächlich am häufigsten ausgedrückt, wenn *ob* und Partikel zusammengeschrieben werden. Dies zeigt, dass zur Zeit des 18. und 19. Jhs. die verschmolzenen Formen von *ob* und Partikel generell zu Konzessivität tendieren und sich dies bereits stark etabliert.

Der Konnektor *obzwar* scheint in einigen Fällen eine Ausnahmerolle einzunehmen. *Obzwar* ist am frequentesten mit der konzessiven Lesart auf-

getreten. Dennoch zeigt sich auch im Bereich der verstärkenden Partikeln, dass ausgerechnet *obzwar* am häufigsten eine verstärkende Partikel benötigt. Diese Erkenntnis korreliert nicht mit der Theorie DEGROODT, dass *obzwar* schon früh als eindeutiger konzessiver Konnektor gilt (vgl. DEGROODT 2003:196). Dies gestaltet sich hier dadurch problematisch, dass *obzwar* einerseits nicht zu 100% konzessive Lesarten aufweist, sondern auch irrelevanzkonditionale Lesarten ermöglicht; andererseits benötigt *obzwar* prozentual die höchste Anzahl an Partikeln. Partikeln dienen dazu, eine semantische Funktion zu unterstreichen bzw. diese zu stützen. Wäre *obzwar* eindeutig konzessiv, wie DEGROODT behauptet, so wären verstärkende Partikeln nicht notwendig. Die häufige Verwendung der Partikeln kann ein Hinweis darauf sein, dass *obzwar* im Grammatikalisierungsprozess insgesamt hinter den anderen Konnektoren steht, da dieser sich erst knapp 100 Jahre später entwickelt als *obwohl*, *obschon*, *obgleich* (vgl. DEGROODT 2003:195). Folgt *obzwar* dem Weg der anderen Konnektoren der *ob*-Gruppe, so könnte im nächsten Schritt der Grammatikalisierung *obzwar* weniger frequent mit verstärkender Partikel auftreten, um ebenfalls dem Streben nach Eindeutigkeit der semantischen Funktion nachzukommen.

Im 18. und 19. Jh. taucht *obzwar* als frequentester Konnektor für konzessive Lesarten auf (vgl. Tab. 5 und 6). Dies widerlegt die Hypothese, dass *obwohl* schon im 18. und 19. Jh. der frequenteste Konnektor für Konzessivität ist. Trotzdem wird sich *obzwar* nicht als Hauptkonnektor für Konzessivität etablieren. Hierfür scheint die Entwicklung des Konnektors *obwohl* verantwortlich zu sein, denn im 20. Jh. entwickelt sich nicht *obzwar*, sondern *obwohl* zum frequentesten Konnektor für Konzessivität (BASCHÉWA 1983:88). Es ist ungewöhnlich, dass so eine drastische Verschiebung der Frequenz von *obwohl* und *obzwar* aufkommt. Es kann aber eine mögliche Erklärung für diese Entwicklung aufgestellt werden. Das Phänomen kann damit begründet werden, dass *obwohl* bereits im 18. und 19. Jh. als der eindeutigste Konnektor gilt; er benötigt weniger verstärkende Partikeln als die anderen Konnektoren der *ob*-Gruppe. Insgesamt werden die semantischen Funktionen bereits im 18. und 19. Jh. ohne verstärkende Partikeln bzw. Korrelate deutlich (vgl. Abb. 10), am häufigsten kamen jedoch die semantische Funktion *konzessiv*, sowie der Konnektor *obwohl* ohne verstärkende Partikeln aus. Dennoch sollte festgehalten werden, dass die Annahme, dass Partikeln bzw. Korrelate wie *doch* und *so...doch* vor allem Konzessivität unterstützen, nicht bestätigt werden konnte.

Literatur

- Baschewa, Emilia (1983): Untersuchungen zur Diachronie des Konzessivsatzes im Neuhochdeutschen. In: Schieb, Gabriele et. Al. (Hg.): Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache. Band 3. Leipzig, Bibliogr. Inst., S. 77-107.
- Breindl, Eva/ Volodina, Anna/ Waßner, Ulrich Hermann (2014): Handbuch der deutschen Konnektoren 2. Semantik der deutschen Satzverknüpfen. Band 2 Berlin: Mouton de Gruyter.
- De Groot, Sarah (2003): Unidirectionality in grammaticalization. The development of concessive subordinating conjunctions with *ob-* in German. In: Folia Linguistica Historica. Acta Societatis Linguisticae Europaeae. Band 24. Berlin: Mouton de Gruyter, S. 193-204.
- Deutsches Textarchiv. Grundlage für ein Referenzkorpus der neuhochdeutschen Sprache. Herausgegeben von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 2018. URL: <http://www.deutsches-textarchiv.de/>.
- Di Meola, Claudio (1998): Zur Definition einer logisch-semantischen Kategorie: Konzessivität als versteckte Kausalität. In: Linguistische Berichte H. 175. Köln, S. 329-352.
- Duden online (2018): *glauben*. URL: <https://www.duden.de/node/658077/revisions/1677629/view> (Abrufdatum: 11.02.2018).
- Dürscheid, Christa (2006): Einführung in die Schriftlinguistik. Studienbücher zur Linguistik. Band 8. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- IDS-Mannheim (2013). Mannheim Corpus of Historical Newspapers and Magazines. hdl:10932/00-01B8-AE41-41A4-DC01-5.

Anhang

Annotationsvorgehen

Bei der Annotation wurden sowohl formale als auch funktionale Variablen berücksichtigt (vgl. Tab. 2). Unter den formalen ist besonders die Distanzstellung relevant. Deshalb werden im Folgenden die verschiedenen Kategorien, nach denen annotiert wurde, erläutert.

Semantische Funktion

Die Kategorien konditional, irrelevanzkonditional und konzessiv werden nach den in Kapitel 2 genannten Definitionen vergeben. Ausnahme sind ambige Fälle: Sätze, die bspw. sowohl eine konzessive als auch eine konditionale Lesart aufweisen, werden als ambige Fälle bezeichnet, da keine eindeutige Einordnung vorgenommen werden kann.

Distanzstellung

Hier wird unterschieden, ob *ob* und die Partikel adjazent stehen oder nicht (z.B. *obwohl* oder *ob [...] wohl*) und ob sich hier funktionale Unterschiede zeigen.

- a) Distanzstellung: *Ob man schon davon, wegen großen Vorrathes in den übrigen königlichen Ländern zur Zeit noch keinen Gebrauch zu machen nöthig gefunden hat.* (DTA)
- b) Keine Distanzstellung: *Denn obwohl dieselben die Erzählungen der Sünden nicht verlangen, so wehren sie doch nicht.* (DTA)

Mit Blick auf die Funktion ist besonders die Unterscheidung zwischen konditionaler, irrelevanzkonditionaler und konzessiver Lesart relevant. Dabei ist auch von Interesse, ob sich ein diachroner Wandel verzeichnen lässt.

Faktizität

Hier wird veranschaulicht, ob der Beleg faktisch, nicht faktisch oder nicht eindeutig faktisch ist. Die Faktizität eines Beleges ist in dieser Arbeit von Interesse, um herauszuarbeiten, ob ein bestimmter Konnektor enger mit der Faktizität in Verbindung steht als eventuell ein anderer und inwiefern die Funktion bei der Faktizität eine Rolle spielt. Weiter ist von Interesse, ob oder inwiefern sich dieses Verhalten der Konnektoren in Verbindung zur Faktizität zwischen den beiden Synchronien unterscheidet.

Definitionen zur Faktizität:

- I. Ein Beleg ist *faktisch*, wenn er für etwas Wahres oder etwas bereits Stattgefundenes steht und für glaubwürdig gehalten werden kann.
- II. Ein Beleg ist *nicht faktisch*, wenn er für etwas Unwahres oder Wahrscheinliches steht. Das Ereignis hat noch nicht stattgefunden oder stellt eine Vermutung dar.
- III. Ein Beleg wird als *nicht eindeutig* eingestuft, wenn es nicht möglich ist, die Faktizität zu bestimmen, bspw. durch das Fehlen des finiten Verbs.

Beispiele zur Faktizität:

- a) Faktisch: *Das ganze Mark ist ungemein weich, es zerfließt an der Lust, und ist weicher, als das Gehirn selbst, obgleich das Mark hier ebenfalls fester, als das Markrindige ist.* (DTA)
- b) Nicht faktisch: *Und ob es schon auch Rothlauffs-Beulen wären / so nimmet doch der Argwohn bald ein End / alsbald der Rothlauff an Beinen oder sonst ausschläget.* (DTA)
- c) Nicht eindeutig: *Obgleich die kunst die metalle zu verwandeln nicht zu läugnen stehet; so sind dennoch die goldmacher als land- und leute-verderber anzusehen.* (DTA)

Verstärkende Partikel

Befindet sich eine verstärkende Partikel im folgenden (ggf. auch im vorausgehenden) Teilsatz, so wird dies gekennzeichnet. Die verstärkenden Partikeln sollen berücksichtigt werden, um herauszuarbeiten, inwieweit diese im Zusammenhang mit der Verdeutlichung der einzelnen Funktionen stehen. Dies ist vor allem bei Belegen mit Distanzstellung von Interesse.

Auffälligkeiten

Hier werden gesondert gegebenenfalls vorhandene Auffälligkeiten notiert, um diese im späteren Verlauf eventuell mit in die Auswertung mit einbeziehen zu können. Als Auffälligkeiten gelten bspw. das fehlende finite Verb innerhalb eines Belegs oder wenn der Inhalt des Satzes nicht erschlossen werden kann.

ID	Autor, Jahr	Beleg	Distanz- stellung	Stellung	Funktion	Faktizität	Verstär- kende Partikel	Tempus Verb	Auffällig- keiten
40	Grundling, Nicolaus Hierony- mus 1733	Denn obgleich dieses ein a- busus ist, so kan man doch deßwegen die Sache nicht gäntzlich ver- werffen.	nein	Vorfeld	irrelevanz- konditional	nein	so kan	Präsens	nein

Tab. 7: Beispiel für einen annotierten Beleg

Die bisher jedermann unbekannt gewesen
[ist/war/sei/wäre]– Zum Rückgang des ersparten Finitums in Nebensätzen des frühen Neuhochdeutsch

BRIT SCHWERIN

1 Einleitung

Im frühen Neuhochdeutsch war die afinite Konstruktion ein prägnantes und häufiges Phänomen. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass in eingeleiteten Nebensätzen das finite Verb erspart wird (vgl. ANDERSSON 2004: 214), wie sich an folgenden Beispiel (1) von 1650 verdeutlichen lässt:

(1) *Weil du mich dir erworben, [...] ¹*

Die Ersparung betrifft dabei nicht alle Verben, sondern v.a. *haben*, *sein*, *werden* sowie Modalverben und kann innerhalb verschiedener Prädikatskonstruktionen – wie Perfektempora oder Passivkonstruktionen – auftreten (vgl. ANDERSSON.: 211; Bock 1975: 563). Der Zeitraum, in dem das Phänomen hauptsächlich auftritt, ist relativ kurz: Vor 1450 taucht die Ersparung des Finitums laut BREITBARTH (2005: 43) kaum auf und etabliert sich erst im 16. Jahrhundert. Nach ihrem Höhepunkt zwischen 1600 und 1650 nimmt die Frequenz der Konstruktion zwischen 1700 und 1800 rapide ab, sodass sie am Ende des 18. Jahrhunderts kaum noch verwendet wird. Mit dieser rasanten Abnahme beschäftigt sich die vorliegende Arbeit. Sie geht mithilfe einer Korpusuntersuchung im Deutschen Textarchiv (DTA) der Frage nach, ob ein Zusammenhang zwischen der Abnahme und einem steigenden Bewusstsein für Deutlichkeit zu erkennen ist. So fordert GOTTSCHED (1970 [1762]: 492) zu Zeiten der rückläufigen Ersparung: „[L]asse man das Haben, Seyn und Werden nicht ohne *dringende Noth*, und *erhebliche Ursache* weg; damit man *nicht dunkel und unverständlich* schreibe“ (eigene Hervorhebungen) und auch MACHA (2003: 32f.) stellt in Bezug auf die afinite Konstruktion fest, dass die Ersparung des finiten Verbs zu Einschränkungen im Leseverständnis führt. Um dieser Fragestellung nachzugehen, wird zunächst ein kurzer Überblick des für die Fragestellung relevanten Forschungsstandes gegeben (Kapitel 2), anhand dessen auch die Hypothesen und Untersuchungsaspekte aufgezeigt werden. Darauf folgend wird das methodische Vorgehen bei der Korpusuntersuchung erläutert (Kapitel 3), um anschließend die erzielten Ergebnisse darzustellen und zu diskutieren (Kapitel 4); hier

¹ Alle folgenden Beispiel-Belege in dieser Arbeit stammen aus dem mithilfe des Deutschen Textarchivs (DTA; siehe Literaturverzeichnis) erstellten Korpus.

soll bereits angesprochen werden, inwiefern sich die Methode als geeignet erweist. Kapitel 5 fasst die Erkenntnisse, die während der Untersuchung gesammelt wurden, zusammen und beantwortet die Leitfrage. Des Weiteren setzt sich das abschließende Kapitel 6 damit auseinander, wie die Methode der Untersuchung verbessert werden könnte.

2 Forschungsstand

2.1 Herleitung der Untersuchungsaspekte

Wie in der Einleitung bereits erwähnt wurde, geht aus der Forschungsliteratur unter anderem hervor, dass der Rückgang der afiniten Konstruktion mit einem möglichen steigenden Bewusstsein für Deutlichkeit in der Sprache zusammenhängen könnte, da mit der Ersparung des finiten Verbs ein Informationsverlust einhergeht. Für einen Zusammenhang mit steigender Deutlichkeit spricht ebenfalls das ab ca. 1650 wachsende Bestreben, eine überregional kongruente Sprache zu schaffen (vgl. SCHMIDT 2007: 142). Auch ADMONIS (1967: 169) Aussage, bis 1700 habe sich die Satzkomplexität kontinuierlich gesteigert, bis sie im 18. Jahrhundert – genauso wie die afinite Konstruktion – einer starken Abnahme unterliege, deutet darauf hin. Es lässt sich argumentieren, dass mit einer abnehmenden Satzkomplexität die Verständlichkeit und Deutlichkeit der Sprache zunimmt (wodurch wiederum die überregionale Kongruenz einfacher zu erreichen wäre); daher scheint es nicht abwegig zu fragen, ob die Abnahme der afiniten Konstruktion ein Teil dieser Verdeutlichungsstrategie darstellt.²

An dieser Stelle tritt allerdings eine neue Frage zutage: Wie führt der Rückgang der afiniten Konstruktion zur ansteigenden Deutlichkeit? Zur Beantwortung dieser Frage bietet sich ein Blick auf MACHAS (2003) Ausführungen an: Ihm zufolge tritt die Ersparung dann ein, wenn sie kein „offenkundiges Leseunverständnis“ (MACHA 2003: 29) hervorrufen

² Laut BREITBARTH (2005: 85) und ADMONI (1967: 191) bestand die Funktion der Ersparung darin, die Abhängigkeit des Nebensatzes vom Hauptsatz zu verdeutlichen, da der Konjunktiv diese Funktion bei der Entwicklung vom Mhd. zum Nhd. abgelegt hatte. (Mit anderen Subordinationsmarkern als der Afinität kann sich in dieser Untersuchung jedoch nicht auseinandergesetzt werden.) Daraus resultierend lässt sich argumentieren, dass die Ersparung des Finitums mit der abnehmenden Satzkomplexität überflüssig wird, denn bei weniger komplexen Sätzen ist es eindeutiger zu erkennen, wann es sich um einen subordinierten Nebensatz handelt; die afinite Konstruktion verliert dementsprechend ihre Funktion.

würde. Das Problem an dieser Aussage besteht darin, dass nicht definiert wird, worin „offenkundiges Leseunverständnis“ besteht bzw. woran es bemessen wird. Insbesondere die Nutzung des Wortes „offenkundig“ scheint eher für eine subjektive Wahrnehmung MACHAS zu sprechen. Auch GOTTSCHED (1970 [1762]: 492) schreibt, dass die Ersparung nur dann vorgenommen werden dürfe, wenn keine Information verschleiert wird. Wie THIEL (1971: 149) jedoch feststellt und sich auch an folgendem Beispiel (2) aus der Untersuchung verdeutlicht, gibt es keine Ersparung ohne Informationsverlust:

(2) [...] *da er doch/ als ein kluger Regent/ alles dem Reich zum besten vorgenommen.*

Was sich einzig mit Sicherheit feststellen lässt, ist, dass es sich hier bei dem ersparten Finitum um eine Form von *haben* handeln muss, allerdings lässt sich selbst aus dem Kontext heraus nicht mit absoluter Gewissheit sagen, ob es sich hierbei um *hat*, *hatte*, *habe* oder *hätte* handelt. MACHAS „offenkundiges Leseunverständnis“ scheint also die Ersparung von Informationen bzgl. Tempus- und Moduskonstruktionen zunächst nicht zu betreffen. Demzufolge müsste der Rückgang der afiniten Konstruktion durch eine Untersuchung dieser Konstruktionen recht deutlich werden. Deshalb wurden Tempus und Modus als Aspekte der Betrachtung für die Korpusuntersuchung ausgewählt.

2.2 Herleitung der Hypothesen

In Bezug auf die Tempora betrifft die Ersparung des finiten Verbs hauptsächlich die periphrastischen Formen Perfekt, Plusquamperfekt und Futur (vgl. MACHA 2003: 26), bei denen das finite Hilfsverb hier die endgültige temporale Zuordnung vornehmen würde (vgl. THIEL 1971: 148). Daher lautet die erste Hypothese der Korpusuntersuchung:

- I. Die Ersparung des finiten Verbs betrifft hauptsächlich periphrastische Konstruktionen, sodass mit dem Rückgang der afiniten Konstruktion von einer zunehmenden Unterscheidung insbesondere zwischen Perfekt und Plusquamperfekt ausgegangen werden kann.

Da mit dem Rückgang der afiniten Konstruktion ab 1700 vermehrt diejenigen Nebensätze finit realisiert werden, welche vorher tendenziell afinit realisiert wurden, ergibt sich daraus eine zweite Hypothese:

- II. Innerhalb der finit realisierten Belege steigt ab 1700 der Anteil der periphrastischen Konstruktionen Futur, Perfekt und Plusquamperfekt.

Sollten diese Hypothesen verifiziert werden, würde dies zeigen, dass vor 1700 die Ersparung von Tempusinformationen scheinbar nicht zu besagtem Leseunverständnis geführt, sich danach jedoch ein Bewusstsein für die exakte Realisierung (und Zuordnung) temporaler Informationen etabliert hat.

Bei der Betrachtung der Modi ist es sinnvoll, zurück zu der bereits erwähnten Aussage GOTTSCHEDS (1970 [1762]: 492) zu blicken, das finite Verb dürfe dann erspart werden, wenn es inhaltlich keinen Unterschied zur finiten Realisierung ausmache. Nach heutigen Maßstäben dürfte ein finites Verb, welches im Konjunktiv steht, also nicht erspart werden, was sich ebenfalls mit ANDERSSONS (2004: 214) Feststellung deckt, dass die Ersparung im Konjunktiv nur selten auftritt und dies auch nur geschieht, wenn der Konjunktiv eindeutig aus dem Kontext hervorgeht.³ Daher wird hier davon ausgegangen, dass die Ersparung des Finitums hauptsächlich indikativische Konstruktionen betrifft. Dementsprechend sollte ihr Anteil innerhalb der finiten Belege der Korpusuntersuchung ab 1700 wachsen, woraus sich wiederum eine dritte Hypothese ergibt:

- III. Mit dem Rückgang der afiniten Konstruktion sinkt der Anteil der finiten Konjunktivrealisierungen im Vergleich zu den finiten Indikativrealisierungen.

Im Falle der Verifizierung würde sich hier zeigen, dass der Informationsverlust bzgl. des Konjunktivs bereits vor 1700 nicht vertretbar war.

3 Korpusanalyse im DTA

Um den Rückgang der afiniten Konstruktion zu untersuchen, wurde mithilfe des DTA ein Korpus aus Nebensätzen erstellt. Das DTA bietet sich für diese Untersuchung an, da es ein Referenzkorpus zu neuhochdeutschen Texten (1600-1900) ist und versucht, Ausgewogenheit bezüglich der Textsorten zu wahren.

Weil eine diachrone Untersuchung angestrebt wird, beinhaltet das erstellte Korpus Belege aus den Jahren 1650, 1700, 1725 und 1750. Da die Anzahl der ermittelten Textbelege dabei teilweise stark variierte, musste die Untersuchung des Jahres 1725 auf den Zeitraum 1720-1730 ausgedehnt werden. Zusätzlich wurden die Belege nach unterschiedlichen Textsorten sortiert (wissenschaftliche Texte und Belletristik). Zwar

³ Der Modus Konjunktiv gilt im Vergleich zu Indikativ als merkmalshaft, da er Aussagen in Bezug auf ihre Faktizität und deiktische Nähe/Distanz verändern kann, also mehr Information als der Indikativ trägt (vgl. SMIRNOVA 2006: 157).

handelt es sich bei der afiniten Konstruktion um ein Phänomen der Schriftsprache (vgl. BREITBARTH 2005: 50f.), trotzdem soll untersucht werden, wie sich das Phänomen in Texten unterschiedlicher konzeptioneller Nähe bzw. Distanz verhält.⁴

Um ein differenziertes Bild der Nebensätze des frühen Neuhochdeutsch zu erlangen, wurde nach allen eingeleiteten Nebensätzen gesucht; daher beinhaltet das Korpus auch Nebensätze, bei denen eine Ersparung des finiten Verbs nicht möglich ist, zum Beispiel

(3) *Wenn wir diesen Geist hingeben [...].*

Die Suchsyntax der Abfrage (am 13.10.2017) lautete: “\$p=KOUS“ || “\$p=PRELS“. Es wurde also ausschließlich nach unterordnenden Konjunktionen und Relativpronomen gesucht. Nebensätze, die nicht durch eine unterordnende Konjunktion oder ein Relativpronomen eingeleitet werden, sind entsprechend nicht in das Untersuchungskorpus aufgenommen worden. Des Weiteren wurden die Belege bereits bei der Suchanfrage zufällig sortiert, um ein möglichst repräsentatives Korpus zu erstellen.

Pro Zeitpunkt und Textsorte wurden 100-110 Textbelege annotiert. Die Annotation erfolgte wie bei MACHA (2003: 28) nach heutigen Maßstäben und gliederte die Belege zunächst danach, ob sie finit oder afinit realisiert wurden. Dabei wurden koordinierte Teilsätze wie (4) als finit eingestuft.

(4) *[...] daß der rechte verstand der H. Schrifft [...] auch angenommen und bedacht würde.*

Ungrammatische Belege, welche sich nicht eindeutig als finit oder afinit einstufen lassen, wurden aussortiert. Zusätzlich wurden die finiten Belege im Hinblick auf das jeweilige Tempus, realisiertes Finitum und den Modus, die afiniten Belege auf das rekonstruierte fehlende Finitum und die Art der Konstruktion hin annotiert.

⁴ An dieser Stelle wird auf das Modell von ÁGEL und HENNIG Bezug genommen, nach dem belletristische Texte als nähersprachlicher und wissenschaftliche Texte als distanzsprachlicher eingeordnet wurden (vgl. ÁGEL/HENNIG 2006: 18). Die Untersuchung der Belletristik soll dazu dienen, sich einer konzeptionellen Mündlichkeit zu nähern und möglicherweise Unterschiede zur konzeptionellen Schriftlichkeit aufzuzeigen.

4 Ergebnisse

4.1 Finit vs. Afinit

Der erste Teil der Auswertung betrifft das Verhältnis der afiniten zu den finiten Belegen. Dafür werden von den finiten Belegen ausschließlich diejenigen betrachtet, bei denen eine Ersparung möglich ist oder gewesen wäre (Finita: *haben, sein, werden, Modalverben*); alle anderen Belege werden hier nicht berücksichtigt:

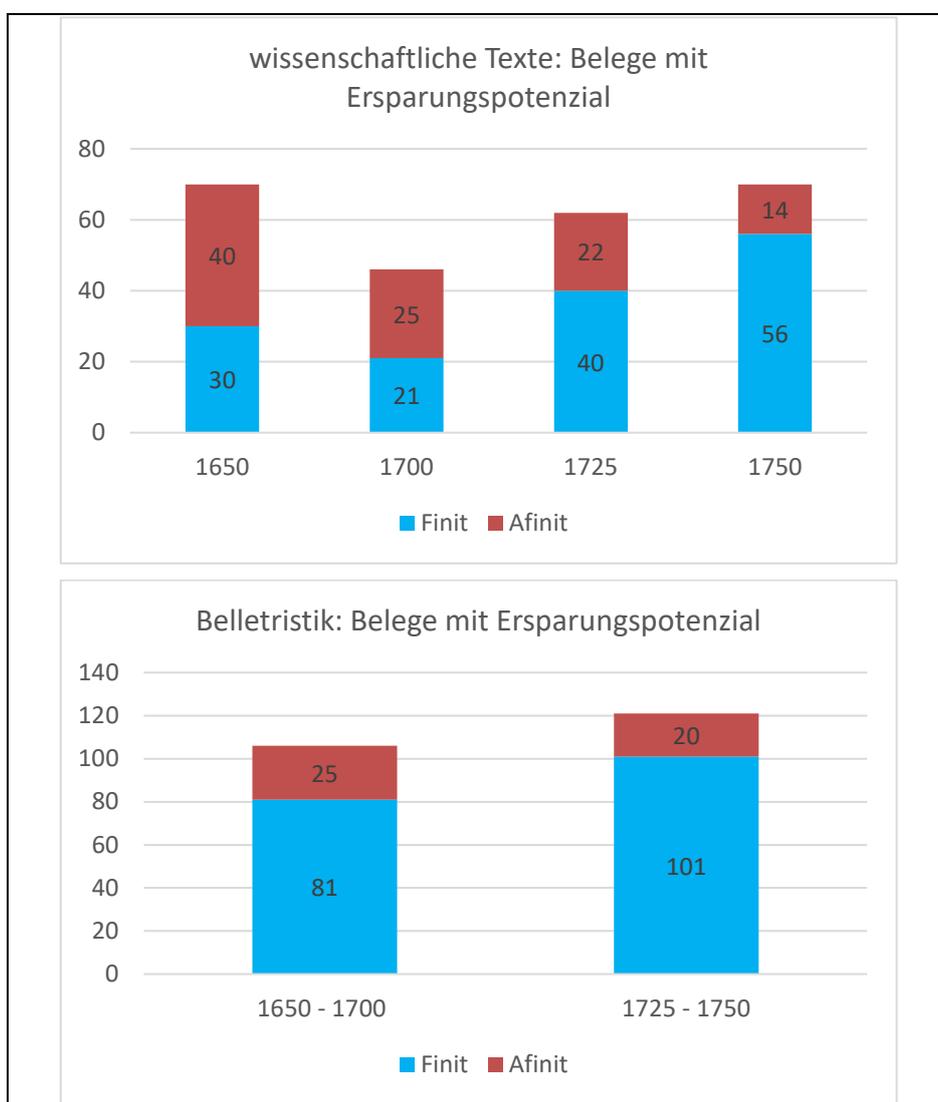


Diagramme 1 und 2: wissenschaftliche Texte ($p < 0.0001$)⁵ und Belletristik ($p = 0.2453$), afinite Realisierung und finite Realisierungen mit Ersparungspotential im Vergleich.

⁵ Mithilfe von VassarStats (URL: <http://vassarstats.net>) wurde über *Cramers V* der Wert p berechnet, welcher die statistische Signifikanz der Ergebnisse angibt bzw. die

An den wissenschaftlichen Texten lässt sich erkennen, dass bis 1700 ein recht hoher Anteil an afiniten Realisierungen vorherrscht, dieser sich jedoch bereits bis 1750 mehr als halbiert: von 54% (1700) auf 35% (1725) und schließlich auf 20% (1750). Somit ist diese Textsorte deutlich von dem Phänomen betroffen. Bei der Belletristik ergibt sich die Problematik, dass mit der ausschließlichen Betrachtung der Belege mit Ersparungspotenzial die Anzahl insbesondere für die Zeit um 1650 und 1725 rapide absinkt, da ein hoher Anteil von Nebensätzen ohne Ersparungspotenzial vorliegt. Daher wurden hier zum Zweck der Betrachtung jeweils zwei Zeitabschnitte zusammengefasst.

Zudem stammen die belletristischen Belege von 1725 aus weniger verschiedenen Texten als bei den anderen Zeitpunkten, wodurch die Repräsentativität möglicherweise nicht gewährleistet ist. Trotzdem zeigt sich zwischen 1650 und 1750 auch hier ein tendenzieller Rückgang der afiniten Realisierung (von 24% (1650-1700) auf 17% (1725-1750)). Aufgrund der teils geringen Belegzahlen sind diese Ergebnisse mit Vorsicht zu genießen. Insgesamt ist jedoch der Anteil der afiniten Nebensätze nicht so groß wie bei den wissenschaftlichen Texten.

4.2 Tempus

Die erste Hypothese bezüglich der Untersuchung der Tempora lautete: Die Ersparung des finiten Verbs betrifft hauptsächlich periphrastische Konstruktionen, sodass mit dem Rückgang der afiniten Konstruktion von einer zunehmenden Unterscheidung insbesondere zwischen Perfekt und Plusquamperfekt ausgegangen werden kann. Zur Überprüfung der Hypothese werden die afiniten Belege betrachtet; dabei wird zwischen periphrastischen (Perfekt, Plusquamperfekt, Futur) und anderen Konstruktionen unterschieden. Andere Konstruktionen sind bspw. Konstruktionen mit dem *zu*+Infinitiv wie (5) oder Kopula-Konstruktionen ohne finites Verb wie (6).

(5) [...], *dem nicht zuwiderstehen*

(6) *So findet sich, daß es ein bloßer Schein, [...]*

Wahrscheinlichkeit berechnet, dass ein Wert zufällig entstanden ist. (Je niedriger der Wert, desto höher die statistische Signifikanz.) Alle folgenden p-Werte wurden auf diese Weise berechnet.

Afinite Realisierungen der wissenschaftlichen Texte	1650	1700	1725	1750
Periphrastisch (Perfekt, Plusq., Futur)	35	22	19	13
Andere Konstruktionen	5	3	3	1
Prozentualer Anteil der periphrastischen Belege	88%	88%	86%	93% ⁶

Tab. 1: wissenschaftliche Texte, afinite Realisierungen, p=0,9443.

Afinite Realisierungen der Belletristik	1650	1700	1725	1750
Periphrastisch (Perfekt, Plusq., Futur)	16	8	13	5
Andere Konstruktionen	0	1	2	0
Prozentualer Anteil der periphrastischen Belege	100%	89%	87%	100%

Tab. 2: belletristische Texte, afinite Realisierungen, p=0,4137.

Obwohl die statistische Signifikanz nicht gegeben ist, lässt sich trotzdem feststellen, dass die Ersparung des Finitums in den Konstruktionen mit Perfekt/Plusquamperfekt/Futur deutlich überwiegt. Bei näherer Betrachtung der Belege zeigt sich, dass Perfekt und Plusquamperfekt (welche sich in afinityen Realisierungen natürlich nicht unterscheiden lassen) den Großteil (durchschnittlich 82%) dieser Belege ausmachen und Futur nur einen Beleg bei Betrachtung des Kontextes nur einen Beleg eindeutig für sich einnimmt:

(7) [...] *damit deme/ nach außgestandener vieler Schwachheit/ noch Krafftlos darnieder liegenden R. R. seine Ruhe gelassen.*

Unter Berücksichtigung der Verhältnisse zwischen afinityer und finiter Realisierung sprechen diese Werte bereits dafür, dass mit dem Rückgang der afinityen Konstruktion eine vermehrte Unterscheidung zwischen Perfekt und Plusquamperfekt stattfand; ergo sich möglicherweise ein Bewusstsein für eine exakte temporale Einordnung zu etablieren begann. Die erste Hypothese ist somit verifiziert.

Die zweite Hypothese lautete: Innerhalb der finit realisierten Belege steigt ab 1700 der Anteil der periphrastischen Konstruktionen mit Futur,

⁶ Auch wenn die prozentuale Betrachtung bei der geringen Anzahl an Belegen angreifbar ist, wird sie hier gewählt, da es für die Überprüfung der aufgestellten Hypothesen nötig ist, Verhältnisse und nicht absolute Zahlen miteinander zu vergleichen.

Perfekt und Plusquamperfekt. Zur Überprüfung dieser These werden diejenigen finit realisierten Belege betrachtet, bei denen eine Ersparung möglich gewesen wäre:

Finite Realisierungen mit Ersparungspotenzial	1700	1725	1750
Periphrastisch (Perfekt, Plusq., Futur)	1	15	23
Andere Konstruktionen	20	25	33
Prozentualer Anteil der periphrastischen Belege	5%	38%	41%

Tab. 3: wissenschaftliche Texte: finite Realisierungen mit Ersparungspotenzial, $p=0,0085$.

Zunächst erfolgt der Blick auf die absoluten Zahlen in den wissenschaftlichen Texten (Tabelle 3): Bei den Ergebnissen aus den wissenschaftlichen Texten ist sowohl eine steigende Anzahl der Realisierungen des finiten Verbs im Nebensatz als auch ein Anstieg der finiten periphrastischen Realisierungen zu erkennen. Mit Blick auf die finiten Formen zeigt sich in den wissenschaftlichen Texten, dass der Anteil der periphrastischen Tempusformen im Vergleich zu anderen Konstruktionen steigt. Die Hypothese bestätigt sich im Falle dieser Textsorte und es scheint tatsächlich einen Zusammenhang zwischen dem Rückgang der afiniten Konstruktion und der vermehrten Differenzierung zu geben. Einen besonders hohen Anteil stellen hier die Perfekt- und Plusquamperfektformen.

Belletristik: finite Realisierungen mit Ersparungspotenzial	1700	1725	1750
Periphrastisch (Perfekt, Plusq., Futur)	24	17	38
Andere Konstruktionen	32	17	29
Prozentualer Anteil der periphrastischen Belege	43%	50%	57%

Tab. 4: belletristische Texte: finite Realisierungen mit Ersparungspotenzial, $p=0,3008$.

Bei der Betrachtung der belletristischen Belege tritt die Schwierigkeit auf, dass die absolute Zahl von 34 Belegen im Jahr 1725 deutlich geringer ist als bei den anderen untersuchten Zeitpunkten (1700: 56 Belege; 1750: 67 Belege). Trotzdem ist auch hier zu erkennen, dass die periphrastischen Konstruktionen einen größer werdenden Anteil der finiten Realisierungen ausmachen. Sie haben bereits um 1700 einen vergleichsweise hohen Anteil (43%), was nicht verwunderlich ist, da die Belletristik insgesamt deutlich weniger afinite Realisierungen aufweist als die wissenschaftlichen Texte (siehe Kapitel 4.1) und damit bereits zum Hochpunkt

der Ersparung deutlich mehr periphrastische Konstruktionen finit realisiert werden. Auch hier betreffen hauptsächlich Perfekt und Plusquamperfekt die Aussage, da diese – innerhalb der finiten Realisierung mit Ersparungspotenzial – den größten Anteil der periphrastischen Konstruktionen ausmachen (78%). Insgesamt ist die Hypothese zwar auch hier bestätigt, allerdings nicht in dem gleichen Ausmaß wie bei den wissenschaftlichen Texten.

Die Untersuchung des Rückgangs der afiniten Konstruktion unter dem Aspekt der Tempora hat eine zunehmende Differenzierung zwischen Perfekt und Plusquamperfekt gezeigt. Dementsprechend kann man für die Zeit ab 1700 von einem wachsenden Bewusstsein für exakte temporale Einordnung ausgehen.

4.3 Modus

Für die Untersuchung der Modi wurde die Hypothese aufgestellt, dass mit dem Rückgang der afiniten Konstruktion ab 1700 der Anteil der finiten Konjunktivrealisierungen im Vergleich zu den finiten Indikativrealisierungen sinkt. Dazu wurden zunächst alle finiten Belege mit Ersparungspotenzial betrachtet und Belege wie (8), die kein Ersparungspotenzial bieten, ausgeschlossen

(8) [...], weil der rechte Gegner nicht erschiene.

Wissenschaftliche Texte: finite Realisierungen mit Ersparungspotenzial	1700	1725	1750
Indikativ	10	28	43
Konjunktiv 1	5	5	6
Konjunktiv 2	6	7	7
Prozentualer Anteil der Konjunktivrealisierungen	52%	30%	23%

Tab. 5: wissenschaftliche Texte, finite Realisierungen mit Ersparungspotenzial, $p=0,0469$.

An den wissenschaftlichen Texten lässt sich erkennen, dass zwar die absolute Zahl der Konjunktivrealisierungen gleichbleibt, ihr Anteil sinkt aber ab 1700 stark verringert; sich also die finiten Indikativrealisierungen stark vermehrt haben. Da die statistische Auswertung aber nur eine sehr schwache Signifikanz zeigt ($p=0,05$), kann man nicht von einem sinkenden Anteil der Konjunktivverwendung ausgehen. Dementsprechend lässt sich annehmen, dass im Konjunktiv bereits zu Hochzeiten der afiniten Konstruktion das finite Verb nicht oder nur selten erspart wurde.

Die semantischen Unterschiede zwischen Indikativ und Konjunktiv müssen bereits von Bedeutung gewesen sein. Da der Konjunktiv zusätzliche Informationen trägt, wurde er nicht erspart. Die eingangs aufgestellte Hypothese bestätigt sich an dieser Stelle. Der Konjunktiv scheint in keiner unmittelbaren Verbindung zum Rückgang der afinite Konstruktion zu stehen – im Gegensatz zum Indikativ. Es lässt sich argumentieren, dass die vermehrte Realisierung der Indikativkonstruktionen für eine Differenzierung der Modi spricht – bzw. für den vermehrten expliziten Ausschluss des Konjunktivs. Diese Überlegung wird dadurch gestützt, dass auch bei den Belegen der finiten Realisierungen ohne Ersparungspotenzial ein Rückgang der Konjunktivrealisierung bzw. eine Zunahme der Indikativrealisierungen erkennbar ist (vgl. Anhang). Insgesamt muss allerdings angemerkt werden, dass aufgrund der geringen Anzahl an Belegen keine statistische Signifikanz vorliegt und somit keine gesicherte Aussage getroffen werden kann. Die Ergebnisse in der Belletristik unterscheiden sich von denjenigen der wissenschaftlichen Texte. Der Anteil der Konjunktivformen ist hier deutlich geringer.

Belletristik: finite Realisierungen mit Ersparungspotenzial	1650	1700	1725	1750
Indikativ	20	52	24	50
Konjunktiv 1	3	2	2	5
Konjunktiv 2	2	2	8	12
Prozentualer Anteil der Konjunktivrealisierungen	20%	7%	29%	25%

Tab. 6: Belletristik, finite Realisierungen mit Ersparungspotenzial, $p=0,0602$.

Der Anteil der Konjunktivformen von 7% im Jahr 1700 stellt sich im Vergleich mit den übrigen Zeitschnitten als Ausreißer heraus. Schließt man diesen Zeitschnitt aus, bleibt das Verhältnis von Konjunktiv- zu Indikativrealisierungen über den gesamten Untersuchungszeitraum relativ stabil. Dadurch, dass afinite Konstruktionen bereits ab 1650 in der Belletristik einen deutlich geringeren Anteil ausmachen als in den wissenschaftlichen Texten, ist dies aber nicht verwunderlich. Der Rückgang der afinite Konstruktion scheint hier noch geringere Auswirkungen auf die Verwendung des Konjunktivs in Nebensätzen zu haben. Das zeigt sich auch daran, dass die Ergebnisse nicht signifikant sind ($p=0,06$). Zudem macht sich auch hier die geringe Anzahl an Belegen bemerkbar. Deshalb

lässt sich an dieser Stelle keine genaue Aussage treffen, aber auf Grundlage der vorliegenden Daten wird die Hypothese, dass bei sinkendem Anteil von afiniten Sätzen auch der Anteil des Konjunktivs an den finiten Nebensätzen sinkt, abgelehnt und man muss davon ausgehen, dass der Modus Konjunktiv in keinem offensichtlichen Zusammenhang mit der afiniten Konstruktion steht.

5 Fazit

In der vorgenommenen Untersuchung hat sich gezeigt, dass der rapide Rückgang der afiniten Konstruktion im frühen Neuhochdeutsch in Verbindung mit der Verwendung der Tempora steht. Aufgrund ihres hohen Anteils an den afiniten und ihres wachsenden Anteils an den finiten Belegen, sticht speziell die zunehmende Unterscheidung von Perfekt und Plusquamperfekt im Untersuchungszeitraum 1700-1750 heraus. Es etabliert sich also die exakte temporale Bestimmung von Vergangenenem. Das Bedürfnis nach (noch) deutlicherer Sprache ist in Bezug auf das Tempus anzunehmen. In den wissenschaftlichen (distanzsprachlicheren) Texten war diese Entwicklung deutlicher zu erkennen bei den belletristischen (nähesprachlicheren) Texten, für die bezüglich der Verwendung von periphrastischen Zeitformen keine signifikanten Ergebnisse erlangt werden konnten. Das Phänomen wirkt sich also tatsächlich primär auf den distanzsprachlichen Kontext aus.

Bei der Untersuchung der Modi innerhalb der Nebensätze von 1650-1750 ist, anders als erwartet, keine Verbindung zwischen Konjunktiv-Konstruktionen und der Ersparung des finiten Verbs deutlich geworden.

Zusammenfassend ist die Leitfrage wie folgt zu beantworten: Der Rückgang der afiniten Konstruktion geht – v.a. im distanzsprachlichen Kontext – mit der Etablierung von deutlicherer Sprache einher, allerdings ließ sich dies in dieser Untersuchung ausschließlich unter dem Aspekt der temporalen Differenzierung nachweisen.

In der Untersuchung hat sich gezeigt, dass durch das Auslassen der nicht-ersparungsfähigen Belege die absolute Belegzahl rapide absinkt. Dadurch hat sich ergeben, dass die Ergebnisse oft keine statistische Signifikanz aufweisen. Insbesondere die Wahrscheinlichkeitswerte, bei denen mit Zahlen unter dem Wert 5 gerechnet werden musste, sind hierbei infrage zu stellen.

Zur Lösung der Problematik käme einerseits die Vergrößerung des Korpus infrage; es müsste um ein Vielfaches wachsen, damit verlässlichere

Aussagen – bezüglich der statistischen Signifikanz aber auch der Ergebnisse im Allgemeinen – getroffen werden können. Andererseits wäre die Erstellung eines zweiten Korpus eine weitere Möglichkeit. In besagtem Korpus wäre es sinnvoll, nur Belege mit Ersparungspotential zu betrachten; also alle anderen Belege von vornherein auszusortieren und nicht in das Korpus zu übernehmen. So könnte man bei der Prüfung aller Hypothesen jeweils das gesamte Korpus verwenden und es käme zu keinem Einsturz der absoluten Zahlen. Zusätzlich sollte darauf geachtet werden, dass es zu den ausgewählten Zeitpunkten der Untersuchung genügend Texte im Referenzkorpus gibt. Im Nachhinein scheint es sinnvoller, die untersuchten Zeitpunkte nach diesem Kriterium auszuwählen.

Des Weiteren sollte der Untersuchungszeitraum ausgeweitet werden. Der Rückgang der afiniten Konstruktion erstreckt sich laut der Forschungsliteratur bis 1800; daher wäre es ebenfalls interessant zu untersuchen, wie sich die Entwicklung – insbesondere die der Tempora – bspw. gegen 1775 und 1800 verhält. Möglicherweise lassen sich dadurch Tendenzen erkennen, wann welche grammatische Konstruktion auf den Rückgang des ersparten Finitums in Nebensätzen gewirkt hat.

Literatur

- Admoni, Vladimir G. (1967): Der Umfang und die Gestaltungsmittel des Satzes in der deutschen Literatursprache bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. In: Frings, Th. (Hg.): Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Halle: VEB Niemeyer, Bd. 89, S. 144-199.
- Ágel, Vilmos/Hennig, Mathilde (2006): Theorie des Nähe- und Distanzsprechens. In: Ágel, Vilmos/Hennig, Mathilde (Hg.): Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähertexten 1650-2000. Tübingen: Niemeyer, S. 3-32.
- Andersson, Sven-Gunnar (2004): Zu den Kontextfaktoren bei der Weglassung der temporalen Hilfsverben *haben* und *sein* im älteren deutschen Nebensatz. In: Lindemann, Beate/Letnes, Ole (Hg.): Diathese, Modalität, Deutsch als Fremdsprache. Tübingen: Stauffenburg-Verlag, S. 211-223.
- Bock, Rolf (1975): „Zum Gebrauch der gliedsatzähnlichen Konstruktion ‘Ersparung der Hilfsverben haben und sein’ in den Flugschriften der Epoche der frühbürgerlichen Revolution“. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 28/1, S. 560-573.
- Breithbarth, Anne (2005): Live fast, die young – the short life of Early Modern German auxiliary ellipsis. Utrecht: LOT.
- Deutsches Textarchiv. Grundlage für ein Referenzkorpus der neuhochdeutschen Sprache. Herausgegeben von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften Berlin 2018. URL: <http://www.deutsches-textarchiv.de/>, (Letzter Zugriff: 15.10.2017).

- Gottsched, Johann C. (1970) [1762]: Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst. Leipzig: Breitkopf.
- Macha, Jürgen (2003): Unvollendetes zu ‚afiniten Konstruktionen‘: Diachronische Skizzen einer Erscheinung der Kanzleisyntax.: In: Niederdeutsches Wort 43, S. 25-36.
- Schmidt, Wilhelm (2007): Geschichte der deutschen Sprache: ein Lehrbuch für das germanistische Studium. Stuttgart: Hirzel.
- Smirnova, Elena (2006): Die Entwicklung der Konstruktion „würde“ + Infinitiv im Deutschen. Eine funktional-semantische Analyse unter besonderer Berücksichtigung sprachhistorischer Aspekte. Berlin (u.a.): de Gruyter.
- Thiel, R. (1971): „Die Ersparung des Hilfsverbs“. In: Sprachpflege 71/7, S. 148-150.

Nicht/keinen/kein Fußball spielen? – Inkorporationsprozesse in Substantiv-Verb-Verbindungen

CARLOTTA J. HÜBENER

1 Einleitung

Bei gewissen Substantiv-Verb-Verbindungen im Deutschen bieten sich mehrere Negationsvarianten (s. 1).

(1) *Er will **nicht/kein Radfahren**.*

(2) **Er will nicht Zaun lackieren.*

Die Negation mit *nicht* ist deshalb möglich, weil die substantivische Einheit *Rad* dem Verb *fahren* stärker zugehörig ist als bei vergleichbaren Verbindungen (s. 2)¹ In diesem Zusammenhang wird auch von *inkorporierenden Strukturen* gesprochen (WURZEL 1995/1998): Die substantivische Einheit wird in das Verb integriert und verliert somit an syntaktischer Selbstständigkeit (MARDIRUSSIAN 1975: 383; D'AVIS/FINKBEINER 2013: 222).

Bisher wurde allerdings kaum untersucht, wie inkorporierende Strukturen entstehen. Eine mögliche Ursache sind häufige Kookkurrenzen von einer substantivischen Einheit und einem Verb, z. B. *Fußball* und *spielen*. Sprecher*innen könnten die beiden Bestandteile dadurch womöglich eher als eine komplexe sprachliche Einheit wahrnehmen. Eine Wahrnehmung als eine Einheit dürfte auch durch erhöhte Idiosynkrasie verstärkt werden. Lässt sich die Bedeutung einer Verbindung nicht aus deren Bestandteilen herleiten, impliziert dies eine enge Zusammengehörigkeit von substantivischer Einheit und Verb (z. B. *Feuer fangen* 'starke Begeisterung für etw. entwickeln').² Daher könnte auch Idiosynkrasie einen Einfluss auf inkorporierende Strukturen besitzen. Einen weiteren möglichen Einfluss stellt die Individuiertheit der substantivischen Einheit dar. Innerhalb vieler Verbindungen wird die substantivische Einheit nicht-referenziell und somit nicht-individuiert gebraucht (MITHUN 1984: 850), z. B. in *Auto fahren*. Der Verlust der semantischen Selbstständigkeit könnte sich auch auf syntaktischer Ebene niederschlagen und somit Inkorporation fördern, wie in (1) gezeigt.

¹ Bei der Negation mit *nicht* ist in (1) und (2) die Artikellosigkeit eine Besonderheit. Für eine ausführlichere Auseinandersetzung mit Konstruktionen mit artikellosem Substantiv sei auf D'AVIS/FINKBEINER (2013) verwiesen.

² *Feuer fangen* 'beginnen zu brennen' weist ebenfalls idiosynkratische Eigenschaften auf. Das Verb *fangen* trägt in dieser Verbindung nicht seine usuelle Bedeutung.

Ziel der vorliegenden Studie ist es, den Einfluss der drei Faktoren *Frequenz*, *Idiosynkrasie* sowie *Individuiertheit* auf Inkorporationsprozesse zu überprüfen. Dies geschieht mithilfe eines Korpus aus Zeitungstexten. In Kapitel 2 wird zunächst ein Überblick über die bestehende Forschung zu Inkorporationsprozessen im Deutschen gegeben. Anschließend werden Untersuchungs- und Analysemethoden dargelegt (Kap. 3). Im Fokus des vierten Kapitels steht die Präsentation der Ergebnisse, die einen Einfluss von Individuiertheit nahelegen. Schließlich werden die wichtigsten Erkenntnisse in Kapitel 5 zusammengefasst.

2 Inkorporierende Strukturen im Deutschen

Verbindungen aus Verben und substantivischen Einheiten im Deutschen verhalten sich uneinheitlich (FUHRHOP: ⁴2015: 68), u. a. hinsichtlich der Negation. Im Deutschen dient die Partikel *nicht* zur Negation von Verben bzw. das Pronomen *kein* zur Negation von Substantiven (s. 3 und 5). Bei gewissen Substantiv-Verb-Verbindungen besteht die Wahl zwischen *kein* und *nicht* (4).

(3) *Sie isst **kein** Brot.*

(4) *Sie spielt **kein/nicht** Klavier.*

(5) *Sie nimmt **nicht** teil.*

Die Variation in (4) ist deshalb möglich, weil die Verbindung *Klavier spielen* zwei unterschiedliche syntaktische Analysen erfahren kann (BOUJ 2010: 103). Innerhalb der regulären Verbalphrase *Klavier spielen* bildet *Klavier* als eigenständiges Substantiv eine Nominalphrase, zu der *kein* hinzutreten kann (BOUJ 2010: 103) (s. 6). *Klavier spielen* kann jedoch auch als ein komplexes Prädikat aufgefasst werden, welches durch *nicht* negiert wird (s. 7).

(6) *[[**(kein)** Klavier]_{NP} spielen]_{VP}*

(7) *[[**(nicht)** Klavier spielen]_{VP}*

Wie die Beispiele (3) bis (5) illustrieren, gehören Verbindungen aus substantivischen Einheiten und Verben also unterschiedlich eng zusammen (FUHRHOP ⁴2015: 68). *Brot* in (3) besitzt eine deutliche syntaktische Selbstständigkeit, wie die Negation durch *kein* zeigt. *Klavier* in (4) dagegen ist stärker in das Verb integriert, beide Negationen sind möglich. *Teil* in (5) lässt sich schließlich nur noch als Verbpartikel analysieren. Enge Verbindungen können durch verschiedene sprachliche Prozesse zustande kommen (PITNER 1998: 103), u. a. durch Rückbildung (z. B. *brustschwimmen*, *seiltanzen*) oder Idiomatisierung (z. B. *Fuß fassen*). Im Einzelfall kann nicht immer entschieden werden, welchen Ursprungs eine Substantiv-

Verb-Verbindung ist (u. a. FLEISCHER/BARZ ⁴2012: 86, 439). WURZEL fasst die Verbindungen unabhängig von ihrer Entstehungsweise als „Verben mit inkorporierender Struktur“ (1995/1998: 340) zusammen. Der Inkorporationsbegriff wird in der Literatur unterschiedlich verwendet, weshalb er nicht unumstritten bleibt (s. u. a. DAHL 2004: 218; EICHINGER 2000: 3; MITHUN 1984: 848). Allgemein bezeichnet er einen Prozess, „durch den ein nominales Argument eines Prädikats in das Prädikat integriert wird“ (PITNER 1998: 109, s. auch MARDIRUSSIAN 1975: 383). Da in Substantiv-Verb-Verbindungen die substantivische Einheit häufig vom Verb trennbar ist, handelt es sich in diesen Fällen nicht um Inkorporation im morphologischen Sinne (BOOU 2010: 94). Bspw. trennt im Partizip *brustgeschwommen* das Affix *ge-* eine substantivische Einheit und den Verbstamm voneinander. Dagegen besteht in *gelobhudelt* eine Kontaktstellung der beiden Einheiten. Für MITHUN (1984) ist Inkorporation ohnehin v. a. durch semantische und syntaktische Aspekte gekennzeichnet. Der Autorin zufolge beschreiben die inkorporierte substantivische Einheit und das Verb ein Konzept bzw. eine tendenziell institutionalisierte Handlung (MITHUN 1984: 848). Dazu gehören die Nicht-Referenzialität der substantivischen Einheit (z. B. in *Auto fahren*) sowie dessen abgeschwächter syntaktischer Status (z. B. eine eingeschränkte Vorfeldfähigkeit, s. u. a. FUHRHOP ⁴2015: 69-71).³

Enge Substantiv-Verb-Verbindungen lassen sich also i. d. R. unterschiedlich syntaktisch analysieren. Diese Ambiguität zeigt sich auch in der Negation. Die Verbindungen ermöglichen sowohl die Negation mit *nicht*, wenn die Verbindung als komplexes Verb analysiert wird, als auch mit *kein*, wenn die Verbindung als gewöhnliche Nominalphrase gedeutet wird.

Bemerkenswert sind Belege wie (8) und (9), in denen das Pronomen *kein* unflektiert bleibt.⁴

- (8) *Ich finde es nicht gut, dass Jungs behaupten, dass Mädchen **kein Fußball** spielen können.* (BRZ06/JUL.01113 Braunschweiger Zeitung, 03.07.2006; „Mädchen können Fußball spielen“)

³ Eine eingeschränkte Vorfeldfähigkeit zeigt sich beim komplexen Verb *kopfstehen*: **Kopf will ich morgen stehen* (zitiert nach FUHRHOP 2007: 36).

⁴ Dass es sich nicht etwa um eine Flexionsform im Neutrum handelt, weist FUHRHOP (2007: 42) mithilfe von Attribuierungstests nach, z. B. ??*Er spielt ein wunderschönes Fußball* (zitiert nach FUHRHOP 2007: 42).

(9) *Jeder beschwert sich, dass die Kinder heutzutage [...] kein Bock mehr auf die Schule hätten.* (RHZ09/SEP.27327 Rhein-Zeitung, 30.09.2009; „Spezielle Linie für Schulkinder“)

FUHRHOP (2007: 42) bewertet derartige Sätze als grammatisch.⁵ Der Ausgangspunkt für das Auftreten der unflektierten Form ist laut FUHRHOP (2007: 43) phonologischer Natur. In der gesprochenen Sprache fällt der Unterschied zwischen [kaɪ̯n] (*kein*) und [kaɪ̯n̩] (*keinen*) kaum auf (FUHRHOP 2007: 43). Explizitlautungen wie **Ich laufe keinen Schlittschuh* (zitiert nach FUHRHOP 2007: 43) erscheinen allerdings fraglich bis ungrammatisch (FUHRHOP 2007: 42-43). Daher schlussfolgert FUHRHOP (2007: 43) vorsichtig, dass es sich nicht einzig um ein phonologisches Phänomen handeln kann. Eher scheint der Übergangscharakter der substantivischen Einheit zwischen Verbpartikel und eigenständigem Substantiv eine Rolle zu spielen (FUHRHOP ⁴2015: 69; 2007: 42-43). Durch die Negation mit *kein* wird die Einheit als Substantiv gekennzeichnet, das allerdings als genuslos behandelt wird (FUHRHOP ⁴2015: 69). Das unflektierte *kein* dürfte daher v. a. bei Verbindungen auftreten, bei denen der Inkorporationsprozess weit fortgeschritten ist.

Wenig Beachtung hat bisher die Frage gefunden, wodurch die Entstehung enger Substantiv-Verb-Verbindungen und der daraus resultierenden inkorporierenden Strukturen grundsätzlich begünstigt wird. Warum z. B. besitzt die Verbindung *Rad fahren* eine stärker inkorporierte Struktur als die Verbindung *Klavier spielen* (s. FUHRHOP 2007: 36)?⁶ ZIFONUN ET AL. (1997: 1069) gehen von weit fortgeschrittenen Verfestigungsprozessen aus. Hier wird also Frequenz als entscheidender Faktor angedeutet, was eine grundlegende Annahme in der Konstruktionsgrammatik darstellt (s. u. a. DIESSEL/HILPERT 2016). Auch FUHRHOP (2007: 22) sieht eine häufige Kookkurrenz von Verb und substantivischer Einheit als wichtig an, unterstreicht aber insbesondere den Einfluss von Valenz, z. B. in *Karriere machen*. Dies steht im Einklang mit der Auffassung EICHINGERS, der Verben als die „eigentliche Domäne“ (2000: 160) von Inkorporation sieht. Gleichwohl fällt auf, dass bei vielen der Substantiv-Verb-Verbindungen die jeweiligen Verben nicht ihrer Valenz entsprechend ge-

⁵ FUHRHOP (2007) Grammatikalitätsurteile sind subjektiv. Teilweise fanden sie der Autorin zufolge Zustimmung von anderen Sprecher*innen, teilweise Widerspruch (FUHRHOP 2007: 37).

⁶ FUHRHOP (2007: 36) zufolge ist die Einheit *Klavier* im Gegensatz zur Einheit *Rad* in der jeweiligen Verbindung vorfeldfähig.

braucht werden (ZIFONUN ET AL. 1997: 1069): Das Verb *stehen* wird üblicherweise syntaktisch einwertig verwendet (*Er steht in der Schlange*), in der engen Verbindung *Schlange stehen* jedoch wie ein syntaktisch zweiwertiges Verb gebraucht (*Er steht Schlange*) (s. ZIFONUN ET AL. 1997: 1069). In zahlreichen Studien konnte nachgewiesen werden, dass die Frequenz, mit der linguistische Elemente auftreten, die Sprache nachhaltig und auf verschiedensten Ebenen beeinflusst. Eine ausführliche Übersicht hierzu bieten DIESEL/HILPERT (2016). Speziell Inkorporationsprozesse könnten demzufolge beschleunigt werden, wenn eine substantivische Einheit und ein Verb häufig gemeinsam in der Alltagssprache auftreten: „the more often linguistic elements occur together in language use, the stronger is the associative bond between them in memory“ (DIESEL/HILPERT 2016: 4). So wiesen ARNON/SNIDER (2010) nach, dass frequent auftretende Ausdrücke im Englischen (z. B. *I don't know why*) schneller verarbeitet werden als seltenere Verbindungen (z. B. *Don't have any place*). Diese Ergebnisse legen nahe, dass Kollokationen wie z. B. enge Substantiv-Verb-Verbindungen als eine Einheit im mentalen Lexikon gespeichert sind. Wie DIESEL/HILPERT (2016: 5) festhalten, entwickeln Kollokationen häufig idiosynkratische Eigenschaften, so auch bei Funktionsverbgefügen (*Anteil nehmen, Kritik üben*). In diesen Konstruktionen entspricht die Verwendung des jeweiligen Verbs nicht seiner eigentlichen Semantik. Ebenso weisen die nicht-referenziellen substantivischen Einheiten idiosynkratische Merkmale auf. Bspw. ist in *Theater spielen* kein bestimmtes Theater gemeint, was sich allerdings nicht von der Wortoberfläche herleiten lässt. Stark idiosynkratische Verbindungen bilden zudem nur in der Einheit aus substantivischer Einheit und Verb einen Begriff, z. B. *Feuer fangen*. Daher könnte auch Idiosynkrasie Inkorporationsprozesse begünstigen. Einen weiteren möglichen Einfluss stellt die Individuiertheit der substantivischen Einheit dar, gemessen an Konkretheit, Numerus und Zählbarkeit (s. TIMBERLAKE 1975). Auf stark individuierte Substantive (z. B. *Fußball, Klavier, Auto*) lässt sich normalerweise einfacher referieren als auf nicht-individuierte Substantive (*Schulden, Sorgen*), z. B. mithilfe von deiktischen Ausdrücken. Da die substantivischen Einheiten in Substantiv-Verb-Verbindungen allerdings nicht-referenziell gebraucht werden, verlieren sie folglich deutlich an Individuiertheit (MITHUN 1984: 850), z. B. bezieht sich die Verbindung *Klavier spielen* auf das Klavier im Allgemeinen. Dieser Kontrast ist bei vormals individuierten Einheiten deutlich wahrnehmbar – der Verlust der semantischen Eigenständigkeit hebt sich dementsprechend auch auf syntaktischer

Ebene stark hervor, was wiederum mit Inkorporationsprozessen einhergeht. Weniger individuierte Einheiten dagegen bewahren in Substantiv-Verb-Verbindungen tendenziell ihren von vornherein schwächeren semantischen und syntaktischen Status. In diesen Fällen dürften die substantivischen Einheiten eher in geringem Maße inkorporiert vorliegen. Enge Substantiv-Verb-Verbindungen weisen im Deutschen also einige syntaktische Besonderheiten auf, die auf Inkorporationsprozesse zurückzuführen sind. Die bisherigen Erkenntnisse legen nahe, dass die Frequenz, mit der substantivische Einheit und Verb auftreten, den Inkorporationsstatus beeinflusst. Diese Annahme soll mithilfe einer Korpusstudie untersucht werden. Im Speziellen soll überprüft werden, ob die substantivische Einheit umso häufiger als inkorporiert aufgefasst wird, je frequenter die Substantiv-Verb-Verbindung auftritt. Außerdem soll untersucht werden, ob hohe Idiosynkrasie und fortgeschrittene Inkorporation miteinander korrelieren. Auch der Einfluss der Individuiertheit der substantivischen Einheit soll untersucht werden. Je stärker individuiert die Einheit einzeln betrachtet ist (z. B. *Auto*), umso häufiger dürfte sie innerhalb einer Substantiv-Verb-Verbindung in inkorporierter Form vorliegen, da hier die Referenzialität üblicherweise fehlt (z. B. in *Auto fahren*). Als Indikator für Inkorporation wird die Negation mit *nicht* (bzw. *kein*) herangezogen.

3 Methodisches Vorgehen bei der Korpusuntersuchung

Um zu untersuchen, welche Substantiv-Verb-Verbindungen im Deutschen wie häufig inkorporiert verwendet werden und welche Faktoren hierbei entscheidend sind, wird eine Analyse eines Korpus aus Zeitungsartikeln vorgenommen. Hierbei handelt es sich um ein Teilkorpus des Deutschen Referenzkorpus. Über die Anwendung *COSMAS II* wird auf die morphosyntaktisch annotierten Korpora im Archiv *TAGGED-T* zugegriffen.⁷ In diesem Archiv werden nur die Teilkorpora mit Texten deutschsprachiger Tageszeitungen ausgewählt. Insgesamt decken die gewählten Korpora den Zeitraum von 1997 bis 2009 ab und umfassen 4.279.623 Texte bzw. knapp eine Milliarde Wörter. Ein Vorteil der Wahl dieses Korpus ist die thematische Ungebundenheit der Textsorte *Tageszeitung*. Insgesamt ist dadurch eine große Vielfalt von Substantiv-Verb-Verbindungen zu erwarten. Zudem dürften die redaktionell überarbeiteten Zei-

⁷ <http://www.ids-mannheim.de/kl/projekte/korpora/>

tungsartikel die medial schriftliche deutsche Standardsprache auf authentische Weise abbilden. Wie bei allen Korpora handelt es sich auch bei diesem jedoch nur um „eine Art Stichprobe, von der wir nicht wissen, ob sie wirklich repräsentativ ist“ (LEMNITZER/ZINSMEISTER³2015: 51).

Zunächst wird mit der Anfrage 1) gearbeitet, um nach Substantiv-Verb-Verbindungen zu suchen, die sich durch *nicht* negieren lassen.

1) „nicht“ MORPH(N nn) MORPH(VRB inf v)

Mit dem Ausdruck *MORPH(N)* wird nach Appellativa gesucht, mit *MORPH(VRB inf)* werden Infinitive von Vollverben ermittelt. Der Ausdruck „*nicht*“ liefert jeweils Treffer für alle Vorkommen des Wortes *nicht*. Die Leerzeichen in der Anfrage stehen für einen Wortabstand */+w1*, d. h. die einzelnen Teilausdrücke kommen innerhalb eines Treffers in der in 1) festgelegten Reihenfolge vor.

Durch die Anfrage wird also nach Wortabfolgen wie *nicht Folge leisten* gesucht. So werden die Treffer sinnvoll begrenzt. Dennoch muss bedacht werden, dass dadurch bereits eine Beeinflussung der Treffer erfolgt. Die erhaltenen Ergebnisse werden manuell selektiert. So werden Treffer, die syntaktisch nicht den gewünschten Anforderungen entsprechen, aussortiert (z. B. *Selbstbewusstsein heißt nicht, Männer nachzuahmen*, BRZ09/JAN.07827 Braunschweiger Zeitung, 20.01.2009; „Nein!“ sagen – in der Familie und im Beruf). Auch solche Treffer, die ein Kopulaverb enthalten, werden ausgeschlossen. Kopulaverben weisen syntaktische Besonderheiten auf (u. a. BLÜHDORN 2012), die in dieser Arbeit nicht im Fokus stehen. Die Partikel *nicht* soll in den Verbindungen der Negation dienen. Daher werden auch Treffer wie der folgende ausgeschlossen: *Werden nicht Zweitwohnungen entstehen, die praktisch das ganze über Jahr [sic!] leer stehen?* (SOZ08/JUL.00245 Die Südostschweiz, 02.07.2008; Aufbruch gegen den Stillstand). Als Nächstes soll überprüft werden, welche der erhaltenen Verbindungen ebenfalls durch eine flektierte Form von *kein* negiert werden. Hierfür wird die Anfrage 2) auf das Korpus der *Hannoverschen Allgemeine* angewendet.⁸

2) &kein MORPH(N nn) MORPH(VRB inf v)

Der Lemmaoperator & stellt hierbei sicher, dass sämtliche flektierte Formen von *kein* ermittelt werden. Die gefundenen Verbindungen werden

⁸ Dieses Teilkorpus umfasst Zeitungstexte aus den Jahren 2007 bis 2009. Es enthält 154.455 Texte mit knapp 35 Millionen Wörtern. Mit Redaktionssitz in Mittelniedersachsen dürfte die Hannoversche Allgemeine die schriftliche deutsche Standardsprache auf angemessene Weise repräsentieren. Die Begrenzung auf dieses Teilkorpus erfolgte, um die Anzahl der Treffer übersichtlich zu halten.

anschließend mit den zuvor ermittelten Daten von Anfrage 1) abgeglichen. Auf diese Weise ergeben sich Verbindungen, die in den verwendeten Korpora sowohl durch *nicht* als auch durch *kein* negiert auftreten. Für jede der Verbindungen wird mit der Anfrage 3) überprüft, in welchem Verhältnis zueinander die Negationen durch *nicht* und *kein* auftreten (z. B. „*nicht*“ *Stellung nehmen* oder &*kein* *Stellung nehmen*). Der Anteil wird jeweils in Prozent und auf zwei Nachkommastellen gerundet angegeben.

3) „*nicht*“ [Substantiv] [Verb] oder &*kein* [Substantiv] [Verb]

Um die Aussagekraft der Untersuchung zu erhöhen, werden nur die Verbindungen weiter untersucht, die durch *nicht* bzw. *kein* negiert mindestens zehnmal im Gesamtkorpus auftreten.

Für jede der Verbindungen wird die Frequenz im Korpus mithilfe der Anfrage 4) überprüft, z. B. *Vorschub leisten*.⁹ Die Frequenz einer Verbindung wird in absoluten Zahlen angegeben und dafür genutzt, verglichen zu können, wie häufig die einzelnen Verbindungen auftreten.

4) [Substantiv] [Verb]

Der Grad der Idiosynkrasie bzw. der Kompositionalität wird jeweils für Verb und substantivische Einheit getrennt ermittelt. Für jede Verbindung wird überprüft, ob die Einheiten jeweils einen direkten semantischen Bezug zur beschriebenen Handlung besitzen. Pro Wort in der Verbindung wird entweder der Wert 1 oder 0 vergeben. Kompositionelle Strukturen werden mit 1, idiosynkratische mit 0 bewertet. So wird die Verbindung *Erwartungen wecken* insgesamt mit 1 gewertet: *Erwartungen* trägt einzeln betrachtet die gleiche Bedeutung wie innerhalb der Verbindung. Das Verb *wecken* wird üblicherweise anders verwendet. Eine Verbindung wie *Kaffee trinken* hat dagegen den Wert 2. Als schwierig erwies sich diese Klassifikation v. a. bei dem Verb *machen*, das in vielfältiger Weise verwendet wird und dementsprechend polysem ist, z. B. *Urlaub machen*, *Politik machen*, *Vorwürfe machen*. Im Sinne von 'produzieren, herstellen' kann dieses Verb jedoch nicht mit Abstrakta in semantischen Einklang gebracht werden. Daher erhielt es in diesen Fällen jeweils den Wert 0, wurde also als idiosynkratisch eingestuft.

Der Grad der Individuiertheit wird anhand der Parameter Konkretheit, Numerus und Zählbarkeit gemessen (s. TIMBERLAKE 1975; MITHUN 1984: 850). Die Eigenschaften *konkret*, *singularisch* und *zählbar* werden für

⁹ Durch diese Anfrage kommt es zu sehr hohen Trefferquoten. Bei der manuellen Selektion wird der Fokus darauf gelegt, dass die Verbindung nicht durch Satzzeichen unterbrochen wird.

jede substantivische Einheit jeweils mit 1 gewertet, *abstrakt*, *pluralisch* und *Massenomen/nicht zählbar* jeweils mit 0, z. B. erhält *Fragen* (aus *Fragen beantworten*) als zählbares Abstraktum im Plural insgesamt den Wert 1.

Der statistische Zusammenhang zwischen dem Inkorporationsstatus und den untersuchten Faktoren *Frequenz*, *Idiosynkrasie* sowie *Individuiertheit* wird jeweils mithilfe einer Bravais-Pearson-Korrelationsanalyse (Lineare Korrelation) überprüft. Der Korrelationskoeffizient $Korr(X,Y)$ sowie das Bestimmtheitsmaß R^2 werden jeweils auf vier Nachkommastellen gerundet angegeben.

4 Ergebnisse der Korpusuntersuchung

4.1 Unbedeutende Frequenzeffekte

Untersucht wurden insgesamt 64 Substantiv-Verb-Verbindungen. In Abb. 1 ist für die zehn frequentesten Verbindungen das Verhältnis dargestellt, in dem sie mit *nicht* bzw. *kein* negiert auftreten.¹⁰ Wie zu sehen ist, schwanken die Anteile von Verbindung zu Verbindung stark. *Spuren hinterlassen* tritt am häufigsten auf (4036 Mal). Diese Verbindung wird nur in einem von 103 Fällen durch *nicht* negiert (0,97%). Bei *Fußball spielen* (3551 Vorkommen) wird die Negation mit *nicht* dagegen deutlich bevorzugt (69,8%). Häufig kommt sie auch bei *Stellung nehmen* vor (39,11%). Insgesamt stellt die Negation mit *nicht* allerdings die Ausnahme dar. Bei den Verbindungen *Gedanken machen*, *Auskunft geben* sowie *Sorgen machen* erreicht sie höchstens 1,33%.

¹⁰ Die Frequenz bezieht sich auf das Vorkommen im Gesamtkorpus, negiert wie affirmiert.

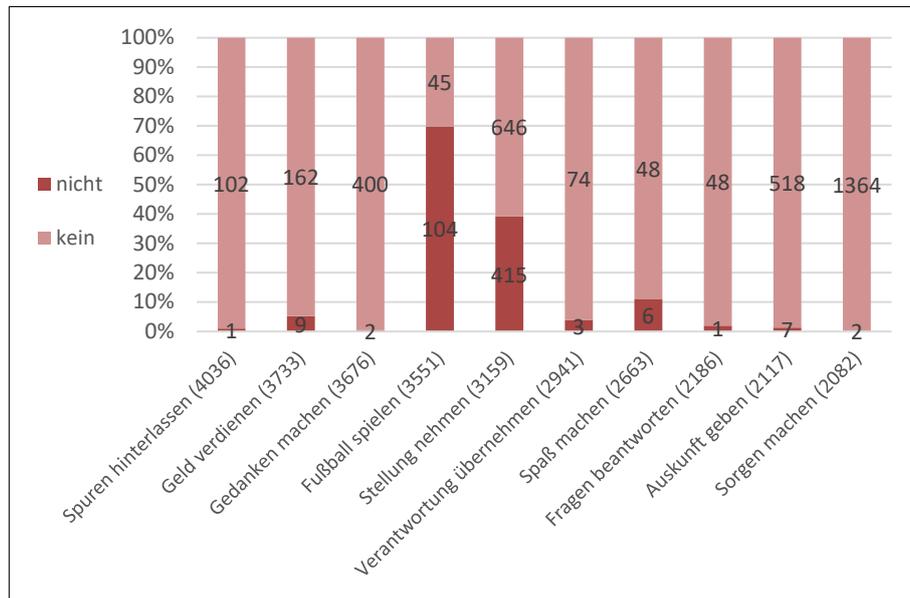


Abb. 1: Negation in Abhängigkeit von der Frequenz

Dieser Trend setzt sich fort, wenn man alle weiteren Verbindungen hinzuzieht. Das Streudiagramm in Abb. 2 zeigt jeweils die Anteile der Negation mit *nicht*. Sowohl bei den frequenten Verbindungen als auch bei den selteneren überwiegt die Negation mit *kein* deutlich, allerdings gibt es auch einige Ausnahmen. *Klavier spielen* besitzt eine absolute Frequenz von 362 und wird zu 95,24 % mit *nicht* negiert. *Karriere machen* kommt insgesamt 685 Mal vor und wird in 40,91 % der Fälle mit *nicht* negiert.

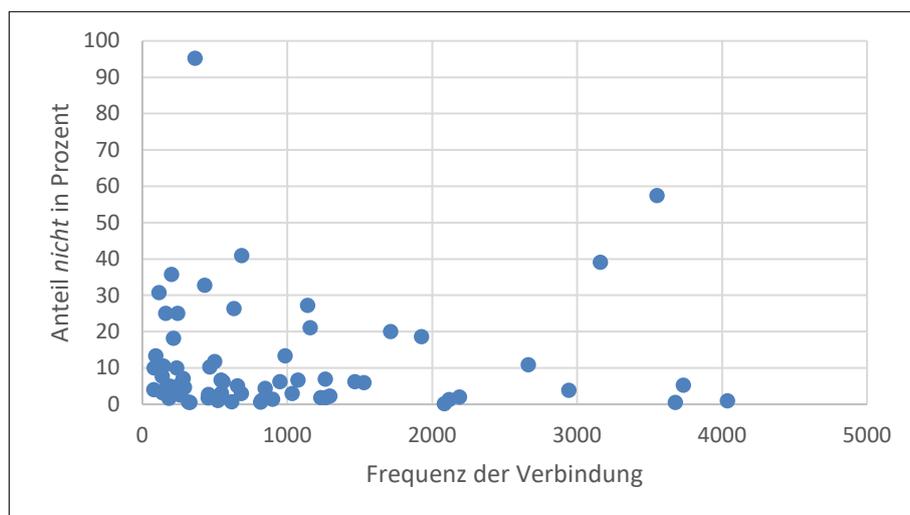


Abb. 2: Negation in Abhängigkeit von der Frequenz

Zwischen den Parametern Frequenz (X) und Negation (Y) ist kein Zusammenhang ersichtlich. Eine Korrelationsanalyse, die mit den vorliegenden Daten durchgeführt wird, bestätigt dies. Es ergibt sich $\text{Korr}(X,Y) = 0,017$, $R^2 = 0,0003$, d. h. es liegt eine vernachlässigbare Abhängigkeit vor. Insgesamt liefern die Daten entgegen der Annahmen also keinerlei Evidenz dafür, dass Inkorporationsprozesse durch Frequenz begünstigt werden. Dies könnte darin begründet liegen, dass die Verbindungen nur synchron betrachtet werden. Möglicherweise müssen hier zudem die unterschiedlichen Entstehungsweisen der Verbindungen berücksichtigt werden.

4.2 Vernachlässigbarer Einfluss der Idiosynkrasie

Die Verteilung der Verbindungen auf die Idiosynkrasiegrade 0 (hoch) bis 2 (niedrig) ist in Tabelle 1 dargestellt.

0 (hohe Idiosynkrasie)	1 (mittlere Idiosynkrasie)	2 (niedrige Idiosynkrasie)
0	45	19
-	Durchschnittlich zu 10,26 % mit <i>nicht</i> negiert	Durchschnittlich zu 15 % mit <i>nicht</i> negiert
-	z. B. <i>Protest einlegen</i>	z. B. <i>Arbeit finden</i>

Tab. 1: Idiosynkrasie der Verbindungen

45 der 64 Verbindungen, also etwa zwei Drittel, besitzen einen mittleren Idiosynkrasiewert. Dagegen ist unter den erhaltenen Verbindungen keine mit hoher Idiosynkrasie. Durchschnittlich werden Verbindungen mit dem Idiosynkrasiewert 1 zu 10,26% mit *nicht* negiert und mit 2 zu 15%. Eine deutliche Tendenz zur Zu- oder Abnahme des Inkorporationsgrades entlang der Idiosynkrasieskala ist demnach nicht aus den vorliegenden Daten abzuleiten. Es ergibt sich $\text{Korr}(X, Y) = 0,1407$, $R^2 = 0,0198$, wobei X den Idiosynkrasiewert repräsentiert, Y den relativen Anteil der Negation mit *nicht*. Demnach existiert also eine vernachlässigbar schwache Abhängigkeit. Die positive Korrelation entspricht zudem nicht den vorherigen Annahmen. Stattdessen legt sie nahe, dass eine Verbindung mit steigender Kompositionalität zunehmend durch *nicht* negiert wird. Die hohe Anzahl an Rangplatzbindungen, die sich durch die dreistufige Idiosynkrasieskala ergeben hat, vermindert die Aussagekraft des Korrelationskoeffizienten. Eine negative Korrelation von Idiosynkrasie

und der Negation durch *nicht* scheint den Daten zufolge ausgeschlossen, weshalb die Hypothese nicht bestätigt werden kann.

Eine feinere Abstufung der Idiosynkrasiegrade unter Einbezug weiterer Merkmale würde vermutlich tiefergehende Einblicke ermöglichen. Ebenso könnte dadurch die Aussagekraft des Bravais-Pearson-Korrelationskoeffizienten gesteigert werden.

4.3 Mittelstarker Einfluss der Individuiertheit

Abb. 3 zeigt, in welchem Zusammenhang die Negation mit *nicht* und die Individuiertheit der substantivischen Einheit stehen. 43 der substantivischen Einheiten besitzen einen Individuiertheitsgrad 1, 18 Einheiten den Grad 2. Am wenigsten individuiert ist die Einheit *Schulden* (*Schulden machen*). Hochgradig individuiert sind die beiden substantivischen Einheiten der Verbindungen *Fußball spielen* und *Klavier spielen*.

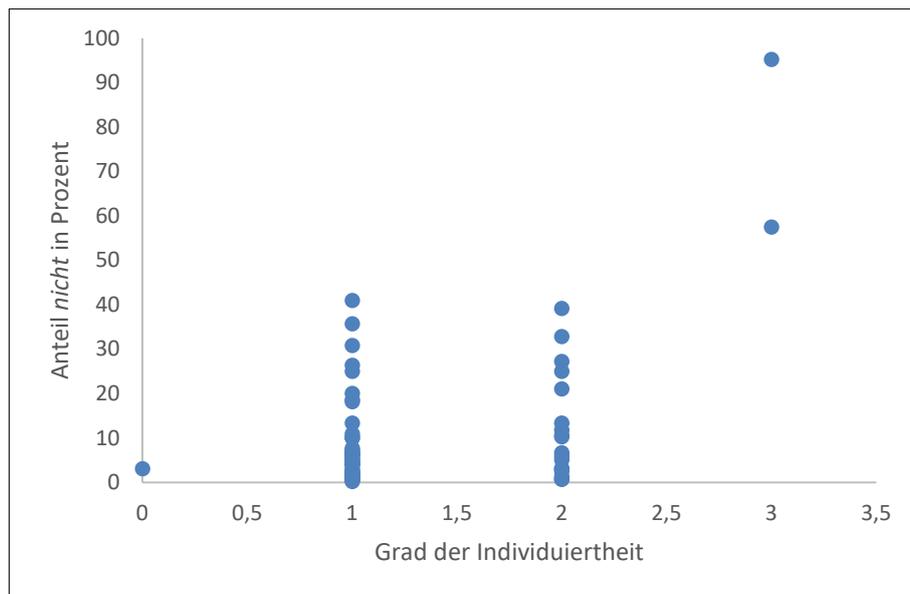


Abb. 3: Abhängigkeit der Negation von der Individuiertheit

Abb. 3 zeigt eine Tendenz zur zunehmenden Negation durch *nicht*, je höher der Individuiertheitsgrad der substantivischen Einheiten ist. Für die vorliegenden Daten ergibt sich $\text{Korr}(X, Y) = 0,5548$, $R^2 = 0,3078$, d. h. die betrachteten Parameter korrelieren mittelstark miteinander (X steht jeweils für den Individuiertheitsgrad, Y für die relative Negation mit *nicht*). Dem Bestimmtheitsmaß R^2 zufolge lassen sich durch die Variable *Individuiertheit* 30,78 % der auftretenden Varianz in den Daten erklären. Auch für dieses Ergebnis gilt allerdings analog zu Abschnitt 4.3, dass der

Korrelationskoeffizient vermindert aussagekräftig ist. Insgesamt kann die Hypothese bestätigt werden, dass zwischen der Negation mit *nicht* sowie der Individuiertheit der substantivischen Einheit ein Zusammenhang besteht.

4.4 Das unflektierte *kein*

Für sechs der insgesamt 64 untersuchten Verbindungen konnten Belege für eine Negation durch das unflektierte *kein* gefunden werden. Bei vier dieser Verbindungen lag jeweils nur ein Beleg vor: *Sport treiben*, *Schulden machen*, *Spaß machen* sowie *Gebrauch machen*. Bei *Alkohol trinken* konnten zwei Belege mit dem unflektierten *kein* gefunden werden. Aus derlei geringen Belegmengen lassen sich schwer Rückschlüsse ziehen. Auch kann nicht mit vollkommener Sicherheit ausgeschlossen werden, dass es sich hierbei schlichtweg um Tippfehler handelt. Interessantere Einblicke bietet die Verbindung *Fußball spielen*. Diese wird (nach *Klavier spielen*) am zweithäufigsten durch *nicht* negiert (zu 69,8 %). Von den 45 Belegen, in denen *Fußball spielen* durch eine Form von *kein* negiert ist, ist das Pronomen in 31 Fällen unflektiert, also etwa 68,89 % (s. Abb. 4). Dies deckt sich mit der Ansicht FUHRHOPS (2007: 42-43), die das unflektierte *kein* in dieser Verbindung als grammatisch bevorzugt. *Keinen Fußball spielen* hält FUHRHOP (2007: 42) dagegen für grammatisch fragwürdig. Dass dennoch die flektierte Form *keinen* vorkommt, lässt sich damit erklären, dass die unflektierte Variante in schriftlicher Form salient ist und umgangssprachlich wirken könnte.

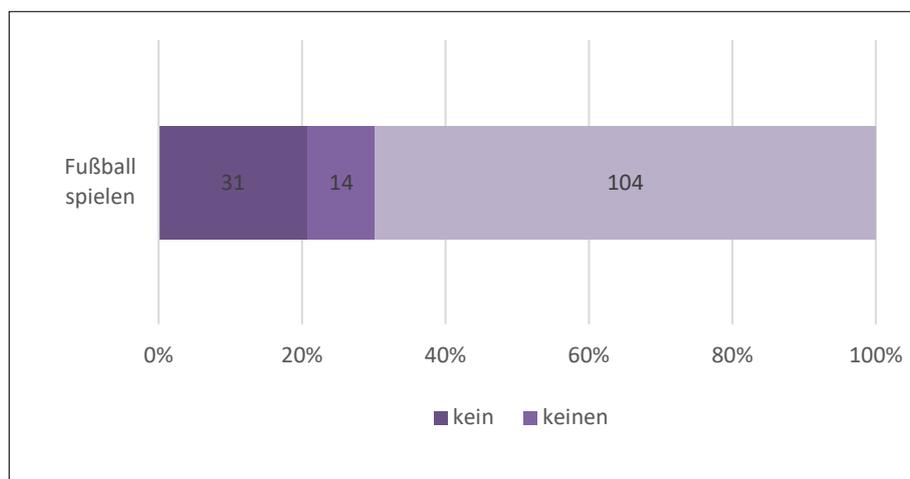


Abb. 4: Negationsvarianten der Verbindung *Fußball spielen*

Eine Assoziation zur Umgangssprachlichkeit wird dadurch nahegelegt, dass die Abfolge *kein Fußball spielen* in 24 von 31 Fällen in direkter bzw. indirekter Rede auftritt, wie z. B. in (10). Möglicherweise ist das Thema *Fußballspielen* allerdings selbst stark mit Umgangssprachlichkeit verknüpft, da es zumeist im Kontext von Freizeitbeschäftigung steht.

(10) „[...] Ohne Emotionen kannst du kein Fußball spielen“, ärgert sich Ballwanz. (BRZ09/MAR.03971 Braunschweiger Zeitung, 09.03.2009; „Katastrophaler SSV geht auswärts mit 2:6 unter“)

Ob das unflektierte *kein* vor allem bei stark inkorporierten substantivischen Einheiten auftritt oder eher ein Phänomen der Umgangssprachlichkeit ist, muss in weiteren Untersuchungen überprüft werden.

Die Ergebnisse, die in diesem Kapitel vorgestellt wurden, können den Fortschritt von Inkorporationsprozessen nur in Ansätzen erklären. Während für die Faktoren *Frequenz* sowie *Idiosynkrasie* kein direkter Einfluss nachgewiesen werden konnte, besteht für den Faktor *Individuiertheit* den Daten zufolge ein starker Zusammenhang. Interessante Tendenzen zeigen sich bei der Negation mit dem unflektierten *kein*, welche im Wesentlichen bei der Verbindung *Fußball spielen* auftritt. Bei dieser Verbindung ist die Inkorporation weit fortgeschritten. Die Negationen mit *kein* treten überwiegend unflektiert und zumeist im konzeptionell mündlichen Kontext auf.

Bei der Korpusuntersuchung wurden zahlreiche methodische Entscheidungen getroffen, die die Ergebnisse nachhaltig beeinflussen. Starke Einfluss dürften vor allem die Suchanfragen gehabt haben, mit denen nur nach Verbindungen gesucht wurde, in denen substantivische Einheit und Verb direkt aufeinander folgen. Zudem wurde ausschließlich nach Verben in Infinitivform gesucht.¹¹ Des Weiteren ist die Aussagekraft der statistischen Analysen in 4.2 und 4.3 stark eingeschränkt, da die unabhängigen Variablen nur in zwei bzw. vier Ausprägungen vorlagen. Dennoch wurden durch die Untersuchung Tendenzen für Inkorporation ermittelt, die einen Ausgangspunkt für weitere Forschungsarbeit bilden können.

5 Fazit

Diese Studie hatte zum Ziel, Inkorporationsprozesse in Substantiv-Verb-Verbindungen des Deutschen empirisch zu ergründen. Mithilfe eines

¹¹ Dies schließt konjugierte Verben der 1. und 3. Person Plural mit ein.

Zeitungskorpus wurden drei mögliche Faktoren überprüft, die Inkorporation begünstigen könnten. Als Indikator für inkorporierte substantivische Einheiten wurde hierbei die Negation mit *nicht* verwendet, die mit dem Pronomen *kein* konkurriert (z. B. *nicht/keine Rücksicht nehmen*). Zunächst wurde ein Überblick über die bisherige Forschung zur Nominalinkorporation im Deutschen gegeben. Daraus wurden mögliche Faktoren abgeleitet, die Inkorporationsprozesse begünstigen. So wurde die Frequenz in Betracht gezogen, mit der substantivische Einheit und Verb gemeinsam auftreten. Auch der Grad der Idiosynkrasie der Verbindung sollte auf seinen Einfluss untersucht werden. Darüber hinaus wurde die Individuiertheit der substantivischen Einheit als möglicher Faktor identifiziert.

Für den Faktor *Frequenz* konnte mit dieser Studie nicht nachgewiesen werden, dass er Inkorporationsprozesse beeinflusst. Starke Idiosynkrasie scheint Inkorporation ebenso wenig zu begünstigen. Einzig für den Faktor *Individuiertheit* konnte nachgewiesen werden, dass er mittelstark mit Inkorporation zusammenhängt. Als Nebenerscheinung von negierten Substantiv-Verb-Verbindungen wurde das unflektierte *kein* untersucht. Wie sich zeigte, tritt es vorwiegend mit der Verbindung *Fußball spielen* auf und zumeist im Kontext von Umgangssprachlichkeit.

Insgesamt lässt sich anhand der Ergebnisse nur sehr eingeschränkt nachvollziehen, wie Inkorporationsprozesse zustande kommen. Hierfür könnte das methodische Vorgehen verantwortlich sein. Die Wahl eines anderen Korpus (z. B. diachron ausgerichtet) bzw. ausgeweitete Suchanfragen könnten bereits zu abweichenden Erkenntnissen führen. Für weitere derartige Untersuchungen empfiehlt sich eine Verfeinerung der Parameter *Idiosynkrasie* und *Individuiertheit*. Darüber hinaus lassen sich zahlreiche weitere Faktoren in zukünftige, ähnliche Studien einbeziehen, u. a. Syntax und Semantik des Verbs. Zudem könnten abgesehen von der Negation weitere syntaktische Eigenschaften von Substantiv-Verb-Verbindungen als Indikator für Inkorporation berücksichtigt werden (s. u. a. FUHRHOP ⁴2015: 69-71), z. B. Klammerbildung (*?!Ich schwimme Brust gerne*, zitiert nach FUHRHOP 2007: 36).

Literatur

Arnon, Inbal/Snider, Neal (2010): More than words. Frequency effects for multiword phrases. *Journal of Memory and Language* 62, S. 67-82.

- Blühdorn, Hardarik (2012): Negation im Deutschen. Syntax, Informationsstruktur, Semantik. Tübingen: Narr.
- Booij, Geert E. (2010): Construction Morphology. Oxford: Oxford University Press.
- Dahl, Östen (2004): The Growth and Maintenance of Linguistic Complexity. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins.
- D’Avis, Franz/Finkbeiner, Rita (2013): „Podolski hat Vertrag bis 2007, egal, ob wir in der Ersten oder Zweiten Liga spielen.“ Zur Frage der Akzeptabilität einer neuen Konstruktion mit artikellosem Nomen. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 41/2, S. 212-239.
- Diessel, Holger/Hilpert, Martin (2016): Frequency Effects in Grammar. In: Aronoff, Mark (Hg.): Oxford Research Encyclopedia of Linguistics. New York: Oxford University Press.
- Eichinger, Ludwig M. (2000): Deutsche Wortbildung. Eine Einführung. Tübingen: Narr.
- Fleischer, Wolfgang/Barz, Irmhild (⁴2012): Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Unter Mitarbeit von Marianne Schröder. Berlin: De Gruyter.
- Fuhrhop, Nanna (2007): Zwischen Wort und Syntagma. Zur grammatischen Fundierung der Getrennt- und Zusammenschreibung. Tübingen: Max-Niemeyer-Verlag.
- Fuhrhop, Nanna (⁴2015): Orthografie. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Institut für Deutsche Sprache (IDS): Das Deutsche Referenzkorpus DeReKo, <http://www.ids-mannheim.de/kl/projekte/korpora/> (zuletzt aufgerufen am 25.02.2018).
- Institut für Deutsche Sprache (IDS) (1991–2016): COSMAS II (Corpus Search, Management and Analysis System), <https://cosmas2.ids-mannheim.de:6344/cosmas2-web/menu.home.do>. Mannheim (zuletzt aufgerufen am 25.02.2018).
- Lemnitzer, Lothar/Zinsmeister, Heike (³2015): Korpuslinguistik. Eine Einführung. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Mardirussian, Galust (1975): Noun-incorporation in Universal Grammar. In: Papers from the 11th Annual Meeting of the Chicago Linguistic Society, S. 383–389.
- Mithun, Marianne (1984): The evolution of noun incorporation. In: Language 60/4, S. 847–894.
- Pittner, Karin (1998): *Radfahren vs. mit dem Rad fahren*. Trennbare Verben und parallele syntaktische Strukturen. In: Barz, Irmhild/Öhlschläger, Günther (Hg.): Zwischen Grammatik und Lexikon. Berlin: De Gruyter, S. 103–112.
- Timberlake, Alan (1975): Hierarchies in the Genitive of Negation. In: The Slavic and East European Journal 19/2, S. 123–138.
- Wurzel, Wolfgang Ullrich (1995/1998): On the development of incorporating structures in German. In: Bergen, Linda/Hogg, Richard M. (Hg.): Historical Linguistics 1995, Volume 2. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins, S. 331–344.
- Zifonun, Gisela/Strecker, Bruno/Hoffmann, Ludger (1997): Grammatik der deutschen Sprache. Berlin, New York: De Gruyter.

***Die menschliche Zunge ist faul.* – Assoziationen zu der Verwendungsweise der Präposition *wegen* mit dem Genitiv und dem Dativ**

LEA HEESE UND FABIOLA KAISER

1 Einleitung

Die Präposition *wegen* weckt zunehmend Zweifel bei Sprechenden, da sie sowohl mit dem Genitiv als auch mit dem Dativ verwendet werden kann. Dabei ist es interessant, dass bestimmte Assoziationen mit den beiden Verwendungsweisen zu bestehen scheinen, die es in dieser Arbeit zu untersuchen gilt.

Die Rektion mit dem Dativ wird oftmals als ungrammatisch bezeichnet und findet sich bisher eher noch im mündlichen Sprachgebrauch. Auch der Duden zählt die Verwendungsweise zur Umgangssprache (vgl. DUDEN 2017: 1210). Dagegen scheint der Genitiv als bildungssprachlich und Indikator für wohlgeformtes Sprechen wahrgenommen zu werden.

Ausgehend davon, dass der Genitiv also mit Prestige beladen wird und der Dativ offenbar bislang nur in bestimmten Kontexten nach *wegen* auftaucht, wurde untersucht, welchen Einfluss die jeweilige Kommunikationssituation auf die Wahl des Kasus nimmt. Es ist zu vermuten, dass sich Tendenzen zu einem bestimmten Kasus feststellen lassen, je nachdem, ob sich die Sprechenden in einer formellen oder informellen Situation befinden. Aus diesen Überlegungen heraus entwickelten sich zwei Hypothesen, die es zu überprüfen gilt:

1. In einem formellen Sprachregister wird *wegen* + Genitiv bevorzugt.
2. Der Genitiv wird im Allgemeinen mit einem höheren Bildungsgrad assoziiert.

Wir legen weiteren Überlegungen zugrunde, dass die beiden Thesen kausal zusammenhängen. Jedoch lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen, in welche Richtung dieser Zusammenhang besteht, ob also der Genitiv im Formellen bevorzugt wird, weil er mit einem höheren Bildungsgrad assoziiert wird, oder ob er, gerade weil er häufiger Gebrauch in formellen Sprachregistern findet, als bildungssprachlich wahrgenommen wird. Wahrscheinlich findet hier eher eine gegenseitige Beeinflussung statt.

Zur Überprüfung der aufgestellten Thesen wird im Folgenden zunächst ein Überblick über den aktuellen Forschungsstand gegeben und die Überlegungen zur Wahrnehmung der beiden Kasus werden genauer

ausgeführt. Des Weiteren werden die Methode der Datenerhebung in Kapitel 3 und deren Ergebnisse in Kapitel 4 dargestellt. Eine Zusammenfassung der Erkenntnisse sowie ein Ausblick finden sich im abschließenden Fazit.

2 Was beeinflusst den Wandel von Präpositionen?

2.1 Grammatikalisierungstheorie

Verschiedene Phänomene des Sprachwandels, so auch der Kasuswandel bei Präpositionen, lassen sich anhand der Grammatikalisierungstheorie (s. u. a. DIEWALD 1997, HEINE/REH 1984, LEHMANN 1982, SZCZEPANIAK 2011) erklären und nachvollziehen. Bei der Grammatikalisierung handelt es sich um einen „Prozess der Entstehung und Weiterentwicklung grammatischer Morpheme“ (SZCZEPANIAK 2011: 5). Eine der ersten Definitionen entstand schon Anfang des 20. Jahrhunderts und wird von DIEWALD (1997: 5-6) zur Erklärung hinzugezogen:

Sie [die Definition, Anm. d. Verf.] stammt von Meillet [1912] 1926, der in dem Aufsatz „L'évolution des formes grammaticales“ zeigt, daß grammatische Formen durch zwei verschiedene Prozesse entstehen, nämlich einerseits durch Analogie [...] oder eben durch Grammatikalisierung, die er beschreibt als „le passage d'un mot autonome au rôle d'élément grammatical“ („der Übergang eines autonomen Wortes in die Rolle eines grammatischen Elements“, S. 131) und „l'attribution du caractère grammatical à un mot jadis autonome“ („die Zuweisung eines grammatischen Charakters an ein einst autonomes Wort“, S. 131) (DIEWALD 1997: 5-6).

Bei der Grammatikalisierung verliert demnach ein lexikalisches, autonomes Wort nach und nach seine ursprüngliche Bedeutung und wird zu einer unselbständigen Form mit grammatischer Funktion. Dabei durchläuft es nacheinander die Phasen der Desemantisierung (Bedeutungsverlust), Extension (Verwendung in neuen Kontexten), Dekategorialisierung (Entwicklung zu einer gebundenen Form) und schließlich Erosion (Verlust der phonetischen Substanz), wobei nicht zwingend alle der vier Phasen abgeschlossen werden und der Wandel sich über einen langen Zeitraum erstrecken kann (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 11-12).

Grundlegend für diese Theorie ist die Überzeugung, dass die Grammatik „kein starres, unveränderliches Regelwerk, sondern ein dynamisches Gebilde“ (SZCZEPANIAK 2011: 5) darstellt, welches nicht immer in klare Kategorien einteilbar ist. Die Grammatikalisierungstheorie beschäftigt sich also mit genau den Fällen, die sich in einem Übergang zwischen den Kategorien befinden und bei zunehmendem Gebrauch die Sprache laufend

verändern. Sie „erwartet von vorne herein keine scharfen Grenzen zwischen Einheiten und Kategorien; sie geht stattdessen von verschiedenen Grammatikalisierungsgraden aus“ (DIEWALD 1997: 5). Welche der oben genannten Phasen bereits durchlaufen ist, kann dabei den Grammatikalisierungsgrad bestimmen und lässt sich anhand verschiedener Merkmale feststellen. Für die vorliegende Arbeit gilt es, diese Merkmale bei Präpositionen im Allgemeinen (s. dazu auch SZCZEPANIAK 2011: 93-97.) und *wegen* im Besonderen zu untersuchen.

Als prototypische Merkmale von Präpositionen werden in Grammatiken in der Regel die Herstellung einer Relation zwischen der Präposition und der mit ihr zusammenstehenden Wortgruppe genannt sowie die Kasusforderung und die namengebende Position vor der regierten Nominalphrase (vgl. DIEWALD 1997: 65). Dabei handelt es sich jedoch um eine „starke Idealisierung und Vereinfachung der sprachlichen Realität“ (DIEWALD 1997: 65), da sich zahlreiche Beispiele für Präpositionen finden lassen, die nicht alle dieser Eigenschaften besitzen (etwa *halber*). Nur wenige Präpositionen entsprechen dem Prototyp. Diese werden als primäre Präpositionen bezeichnet und weisen den höchsten Grammatikalisierungsgrad auf (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 94), da sie sich am häufigsten im täglichen Sprachgebrauch finden (dazu zählen zum Beispiel *in*, *auf* oder *bei*). Bei der Grammatikalisierung beginnen die neu in den Sprachgebrauch aufgenommenen und meist komplexeren sekundären Präpositionen wie *wegen* oder auch *anstelle*, *trotz*, *während*, sich dem Idealtyp anzunähern (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 93-94), sobald sie häufiger von Sprechenden verwendet werden.

Ein Hinweis auf fortschreitende Grammatikalisierung ist bei Präpositionen daher unter anderem der Kasuswandel. Während die primären Präpositionen des Deutschen immer zusammen mit dem Dativ oder Akkusativ stehen (*auf dem Kissen*, *in den Garten*), regieren die jüngeren, zunächst nicht in die prototypische Klasse passenden Präpositionen meist den Genitiv, wie etwa in *anstelle des Vaters* (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 94). Bereits LEHMANN (1982: 134) stellt fest, dass dieser Wandel bei den schwankenden Präpositionen *wegen* und *während* zu beobachten ist und deutet die Tendenz zur Dativrektion als weiteren Schritt hin zur Eingliederung in die Klasse der primären Präpositionen.

Im Folgenden werden wir die Grammatikalisierung der Präposition *wegen*, auf welche sich unsere Untersuchung im Speziellen bezieht, daher noch eingehender darstellen.

2.2 Von *von ... wegen* zu *wegen*

Die Präposition *wegen* ist in ihrer Grammatikalisierung schon weit fortgeschritten und ist dem Prototyp somit bereits sehr nah (vgl. DIEWALD 1997: 66-67). Heute stellt sie eine kausale Relation zu der von ihr regierten Nominalphrase her (*wegen dem/des Wetter/s* bezeichnet das Wetter als Grund oder Ursache für etwas), was jedoch erst seit etwa dem 17. Jahrhundert der Fall ist. Im Mittelhochdeutschen lautete die Phrase, aus welcher sich das heutige *wegen* entwickelt hat, *von X wegen* und drückte ein Abstammungsverhältnis, oder im weiteren Sinne Zugehörigkeit, aus (vgl. SZCZEPANIAK 2011: 98f.). Die Semantik der Pluralform vom mittelhochdeutschen Wort *wec*, was hier für *Seite* steht, war also noch enthalten. Das *X* steht für ein Genitivattribut, welches von *von* und *wegen* umschlossen wurde. Im Zuge der Desemantisierung und Extension fand die Phrase später auch Verwendung für bspw. den Ausdruck eines Besitzverhältnisses oder die Nennung einer Quelle; mit dem Wandel von *wegen* in der Funktion eines autonomen Substantivs zu *von X wegen* als gebundene Zirkumposition fand schließlich die Dekategorialisierung statt (vgl. BRAUNMÜLLER 1985: 304; SZCZEPANIAK 2011: 98f.). Nach dem Prinzip *form follows function* folgte auf den funktionellen Wandel auch der Wandel der Form: Zunächst wurde aus der Zirkumposition eine komplexe Präposition, dann eine Postposition, wie sie auch heute noch Verwendung findet (z.B. *dem/des Wetter/s wegen*). Bereits für das 19. Jahrhundert finden sich dann auch Dativreaktionen „gelegentlich bei den besten Schriftstellern, wenn sie weniger durch die grammatische Regel eingeengt werden (z. B. in Briefen)“ (GRIMM zitiert nach SZCZEPANIAK 2011: 100). In diesem Zitat klingt bereits die Vermutung an, dass die Kommunikationssituation einen Einfluss auf die Kasuswahl zu nehmen scheint, da der Dativ offenbar eher in konzeptionell mündlichen Sprachregistern (vgl. dazu KOCH/OESTERREICHER 1985), zu denen auch Briefe zählen können, verortet wird.

Dass Sprechende auch heute bei der Verwendung von *wegen* zwischen dem Genitiv und dem Dativ schwanken, ist also aus wissenschaftlicher Perspektive weder erstaunlich noch in irgendeiner Form zu bewerten; der Kasuswandel weist lediglich auf die weitere Annäherung an den Prototypen hin und ist auf Grundlage der Grammatikalisierungstheorie schon lange erwartbar.

2.3 Sprachideologische Wahrnehmung des Genitivs

Nicht nur die Grammatikalisierung trägt zum Wandel einer Spracheinheit bei, auch unsere Sprachideologien können Einfluss darauf nehmen, wie wir bestimmte Formen wahrnehmen und für welche wir uns daraufhin im Sprachgebrauch entscheiden.

Die Sprache kann dabei sowohl im Selbstverständnis einer Person wie auch in ihrer Identifikation durch die Umwelt eine zentrale oder eine nebengeordnete Position haben. Unter Umständen wird, in der Außenperspektive auf eine Person, sogar aus der Sprache auf (andere) konstitutive Persönlichkeitsmerkmale dieser Person – als Individuum wie auch als Mitglied einer Gruppe – geschlossen. (JANICH/THIM-MABREY 2003: 2)

Entsteht in einer Sprechergemeinschaft also der Eindruck, ein bestimmtes Sprachphänomen trete vorwiegend in einer ganz bestimmten Gruppe oder unter bestimmten Umständen auf, so wird dieses Phänomen von den meisten Außenstehenden auch mit anderen Merkmalen der Gruppe oder eines Einzelsprechers in Verbindung gebracht und fortan mit diesen Merkmalen assoziiert. Bei dem Kasuswandel von *wegen* lässt sich nicht genau sagen, auf welche Weise Sprachideologien Einfluss auf den Zweifelsfall nehmen, denn es ist keineswegs der Fall, dass nur Sprechende mit bestimmten Persönlichkeitsmerkmalen oder Bildungsgraden die Dativreaktion wählen. Daher gibt es aus wissenschaftlicher Perspektive auch keine eindeutige Erklärung dafür, dass der Dativ als ungrammatisch und als Hinweis auf Sprachverfall gilt, während dem gegenüber der Genitiv gerade von selbst ernannten SprachverfechterInnen nahezu zum Retter vor dem (zu Unrecht prophezeiten) Untergang der deutschen Sprache gekürt wird (vgl. ELTER 2005: 125, NÜBLING ET AL. 2017: 13-14). Ein Resultat aus dieser sprachideologischen Wahrnehmung ist, dass die Genitivreaktion bei *wegen* und anderen komplexen Präpositionen entgegen der Erwartung der Grammatikalisierungstheorie im Schriftlichen weiterhin überwiegt (vgl. DUDEN 2011: 999, ELTER 2005: 130). Liegt bei einer so alten Präposition wie *wegen* eine Kasualternation vor, so wäre bereits eine höhere Frequenz der Dativreaktion, auch im Schriftlichen, erwartbar (vgl. ELTER 2005: 127). Noch gilt die Dativreaktion jedoch als umgangssprachlich (vgl. DUDEN 2017: 1210) und findet vorwiegend Gebrauch in informellen Sprachregistern, die von konzeptioneller Mündlichkeit geprägt sind. So stellt auch ELTER (2005: 127-130) im Rahmen einer Korpusanalyse in aktueller Zeitungssprache fest:

Zusammenfassend lässt sich über die Rektion von *wegen* feststellen, dass die Dativreaktion relativ selten anzutreffen ist und sich vor allem in Beispielen

findet, in denen wörtliche Rede wiedergegeben oder eine umgangssprachliche Sprachebene gewählt wird. Der eher informelle Charakter bei den Belegen mit Dativrektion wird auch noch dadurch bestärkt, dass sich mehr als zwei Drittel der Beispiele in der Rubrik ‚Vermischtes‘ finden lassen. (ELTER 2005:130)

Im Folgenden werden wir unsere eigene Untersuchung zu diesen Beobachtungen vorstellen und die eingangs gestellten Thesen daraufhin überprüfen.

3 Fragebogenstudie zu *wegen*

3.1 Aufbau der Fragebogenstudie

Als Methode zur Datenerhebung wurde eine Fragebogenstudie in Form eines Online Fragebogens auf www.umfrageonline.com gewählt. Ein Online Fragebogen ist leicht und schnell auszufüllen und kann eine große Bandbreite an Menschen erreichen. Der Fragebogen beinhaltete zwei frei auszufüllende Lückentexte, zunächst eine konstruierte informelle Kommunikationssituation, bei der es sich um eine Chatnachricht an eine/n gute/n Freund/in handelte. Es folgte eine konstruierte formelle Kommunikationssituation, bei welcher das Support-Team eines Kinounternehmens per E-Mail gebeten wurde, gekaufte Tickets zu stornieren. Die ProbandInnen wurden gebeten, die Lücken intuitiv auszufüllen und sich an ihrem eigenen alltäglichen Sprachgebrauch zu orientieren.

Die Substantive, mit denen die Rektionen im informellen Lückentext gebildet werden sollten, lauteten *das Wochenende*, *der Verkehr* und *die netten Ärzte*, wobei wir in unserer Datenerhebung nur die ersten beiden berücksichtigten, da bei der Form *die netten Ärzte* die Pluralform oder das Adjektiv zusätzlichen Einfluss auf die Kasuswahl genommen haben könnten. So zogen wir aus den drei Substantiven im formellen Kontext, *das Missverständnis*, *das Kundenkonto* und *das Meeting*, ebenfalls nur die ersten zwei zum Vergleich heran, da es sich hierbei um native Wörter handelt.

Außerdem fanden sich einige Distraktoren in den Texten wie bspw. Lücken für die Anrede oder für Artikel vor Fremdwörtern. Hierdurch sollte sichergestellt werden, dass die ProbandInnen das Ziel der Umfrage nicht sofort erkennen und dadurch die Antworten verfälscht werden.

Im Anschluss an die Lückentexte folgten weitere Fragen, deren Ziel es war, herauszufinden, wie die Befragten *wegen* verwenden, warum sie es so verwenden und welche Assoziationen mit dem Genitiv und dem Dativ

bestehen. Diese Fragen sind zu unterteilen in Fragen mit gegebenen Antwortmöglichkeiten einerseits (auch Antwort „keine Angabe“ war möglich) und Fragen mit freiem Feld zur eigenen Formulierung einer Antwort andererseits. Zunächst wurde mithilfe gegebener Antwortmöglichkeiten festgestellt, wie viele der ProbandInnen die Präposition mit dem Genitiv, mit dem Dativ oder abwechselnd mit beiden Kasus verwenden und was der Grund dafür ist, dass sie sie so verwenden. Um herauszufinden, welche Assoziationen mit den Kasus bestehen, fand sich bei den anschließenden Fragen jeweils eine Auflistung von Adjektiven, von denen die ProbandInnen mehrere auswählen konnten, die sie mit einer Person verbinden, die *wegen* mit dem Genitiv bzw. Dativ verwendet. Es folgten zwei Aussagen über die beiden Kasusreaktionen mit der Frage an die ProbandInnen, ob sie diesen jeweils zustimmen würden oder nicht. Die letzte Frage der Fragebogenstudie war optional und konnte in einem freien Feld beantwortet werden. Hier konnten die ProbandInnen angeben, was sie selber glauben, was der Grund für den Wandel der Präposition sei. Die vollständige Fragebogenstudie ist im Anhang zu finden.

3.2 Methodenkritik

Im Rückblick auf die von uns durchgeführte Fragebogenstudie ist insbesondere ein Verbesserungsvorschlag zu nennen. Um herauszufinden, welche Assoziationen mit der Verwendung der Präposition *wegen* mit dem Genitiv bzw. dem Dativ bestehen, wurde eine Liste von Adjektiven für die ProbandInnen bereitgestellt. Es galt anzukreuzen, welche dieser von uns vorgegebenen Adjektive die ProbandInnen am ehesten mit Sprechenden verbinden, welche *wegen* mit dem Genitiv/Dativ benutzen (s. Kapitel 4.2). Wir sind im Endeffekt zu dem Schluss gekommen, dass wir die ProbandInnen eventuell durch die Wahl der Adjektive beeinflusst haben und würden für eine erneute Datenerhebung empfehlen, den ProbandInnen keine Antwortmöglichkeiten vorzugeben.

Auch die zwei Aussagen gegen Ende der Befragung, welchen die ProbandInnen zustimmen konnten oder nicht, stufen wir im Nachhinein als zu suggestiv ein und berücksichtigten sie in unserer Datenerhebung daher nicht.

4 Ergebnisse der Fragebogenstudie

Die folgenden Ergebnisse beruhen auf den Antworten der insgesamt 68 TeilnehmerInnen der Fragebogenstudie. 69% der ProbandInnen waren

weiblich, 31% männlich. Die am stärksten vertretene Altersgruppe war die der 20- bis 30-Jährigen, welche etwas mehr als die Hälfte aller ProbandInnen ausmachte. Weitere 37,5% der TeilnehmerInnen waren unter 20 Jahre, die übrigen 10,9% zwischen 31 und 74 Jahre alt.

4.1 Wie wird *wegen* verwendet?

Die in Abb. 1 dargestellten Ergebnisse, welche wir anhand der Lückentexte der Fragebogenstudie erheben konnten, zeigen, dass in einer formellen, konzeptionell schriftlichen Kommunikationssituation der Genitiv von den meisten ProbandInnen bevorzugt wurde.

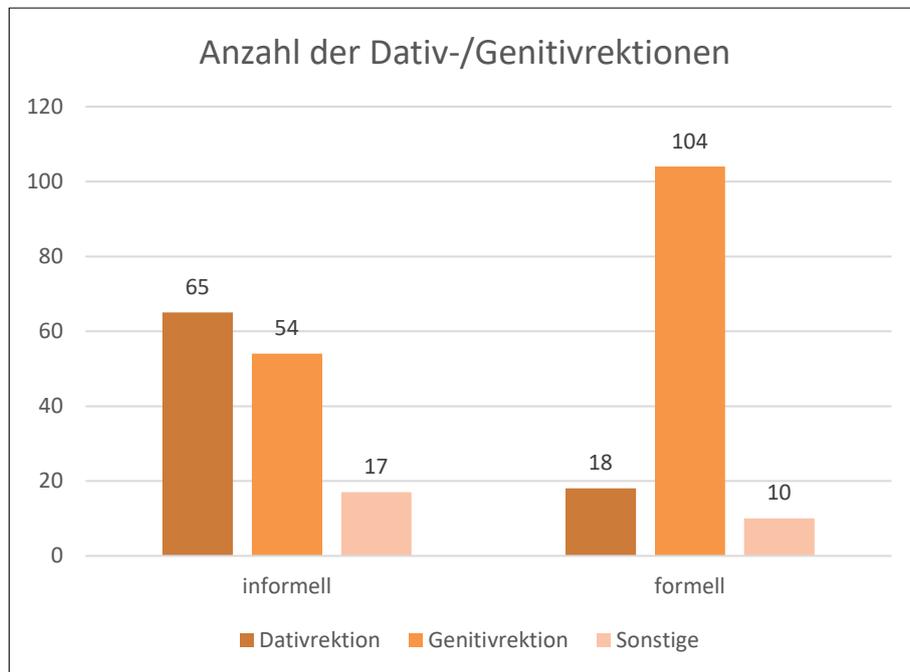


Abb. 1: Dativ- und Genitivreaktion in Abhängigkeit vom Kontext (absolute Zahlen)

Zur Auswertung der Daten wurde die Anzahl der Dativ-/Genitivreaktionen jeweils für den informellen und den formellen Kontext addiert und verglichen. In der informellen Chatnachricht wurden, die relevanten zwei Lücken zusammengenommen, insgesamt 65mal die Dativreaktion und 54mal die Genitivreaktion gewählt; hier ist eine leichte Tendenz zum Dativ erkennbar. Im formellen Kontext, einer E-Mail an ein Support-Team eines Unternehmens, ist jedoch noch deutlicher die Bevorzugung des Genitivs festzustellen: Es finden sich, ebenfalls in zwei relevanten Lücken, nur 18 Dativ- und demgegenüber 104 Genitivreaktionen. Der Unterschied zwischen den Kontexten ist laut einem χ^2 -Test statistisch hoch signifikant ($p < 0,001$).

Mit „sonstige“ sind solche Antworten gemeint, die sich keiner der beiden Rektionen zuordnen lassen oder aufgrund Missachtung der vorgegebenen Substantive aussortiert werden mussten. Dazu zählen zum Beispiel „wegen Samstag“ (anstatt *wegen dem/des Wochenende/s*) oder „wegen verkehr und so“ (anstatt *wegen dem/des Verkehr/s*). Zum Teil deuten wir diese Antworten auch als bewusste Vermeidung der Rektion, da die ProbandInnen sich unsicher in der Verwendung sind. Der Genitiv scheint den ProbandInnen in einer informellen Situation womöglich als „zu geschwollen“, aber der Dativ könnte aus ihrer Sicht den Eindruck wecken, der/die Sprechende kann die Präposition nicht „richtig“ anwenden. Diese Überlegungen werden durch die Tatsache gestützt, dass sich die nicht zuzuordnenden Antworten häufiger im informellen Kontext finden, wo es noch unklarer erscheint, welche Verwendung die angebrachtere ist. Dass der Genitiv für die meisten ProbandInnen hier als der korrekte Kasus gilt, konnten wir anhand der beiden Fragen (1) „Wie verwenden Sie die Präposition *wegen*?“ und (2) „Warum verwenden Sie sie so?“ (Hier war eine Mehrfachauswahl möglich) bestätigen. Von den 29 Personen, die bei Frage (1) die Antwortmöglichkeit „mit dem Genitiv“ wählten, kreuzten 22 als Grund die Antwortmöglichkeit „Das ist die grammatisch korrekte Verwendungsweise.“ und 11 die Antwortmöglichkeit „Eine andere Verwendungsweise klingt in meinen Ohren falsch.“ an. Von den 31 ProbandInnen, die Frage (1) mit „abwechselnd mit dem Genitiv und dem Dativ“ beantworteten, gaben etwa zwei Drittel (genau: 21) an, dass ihre Verwendungsweise von der Situation abhängt. Auch hierbei handelte es sich um eine vorgegebene Antwortmöglichkeit. Ebenso war es möglich, „Meine Verwendungsweise hängt vom darauffolgenden Substantiv ab.“ (8 Nennungen) und „Ich schwanke ohne bestimmten Grund zwischen den unterschiedlichen Verwendungsweisen.“ (9 Nennungen) als Grund zu nennen. Außerdem konnte eine andere Erklärung im freiausfüllbaren Zusatzfeld gegeben werden (dort wurde von einer Probandin angegeben „Benutze meist unabsichtlich den Dativ statt des Genitivs“ und von einem Probanden „Es wird von aussen so oft Falsch-Richtig-Falsch benutzt dass ich darüber ab und an gar nicht genau darüber nachdenke und das nächst beste nutze was gerade richtig klingt.“). Die Ergebnisse entsprachen unseren Erwartungen. Wie eingangs bereits erläutert, gilt der Genitiv als Indikator für Bildungssprache und wird daher in solchen Situationen verwendet, in denen eine korrekte Ausdrucksweise wichtig und angebracht erscheint. Die im folgenden Unterkapitel

besprochenen Ergebnisse zu den Assoziationen mit den beiden Kasus bestätigen diese Annahme.

4.2 Assoziationen mit dem Genitiv und Dativ

Unsere zweite These, dass der Genitiv im Allgemeinen mit einem höheren Bildungsgrad assoziiert wird, stützen vor allem die Antworten der ProbandInnen im Anschluss an die Lückentexte, insbesondere auf die direkten Fragen nach den Assoziationen zu den beiden Kasus. Die Antworten hierauf sind in den folgenden beiden Diagrammen dargestellt.

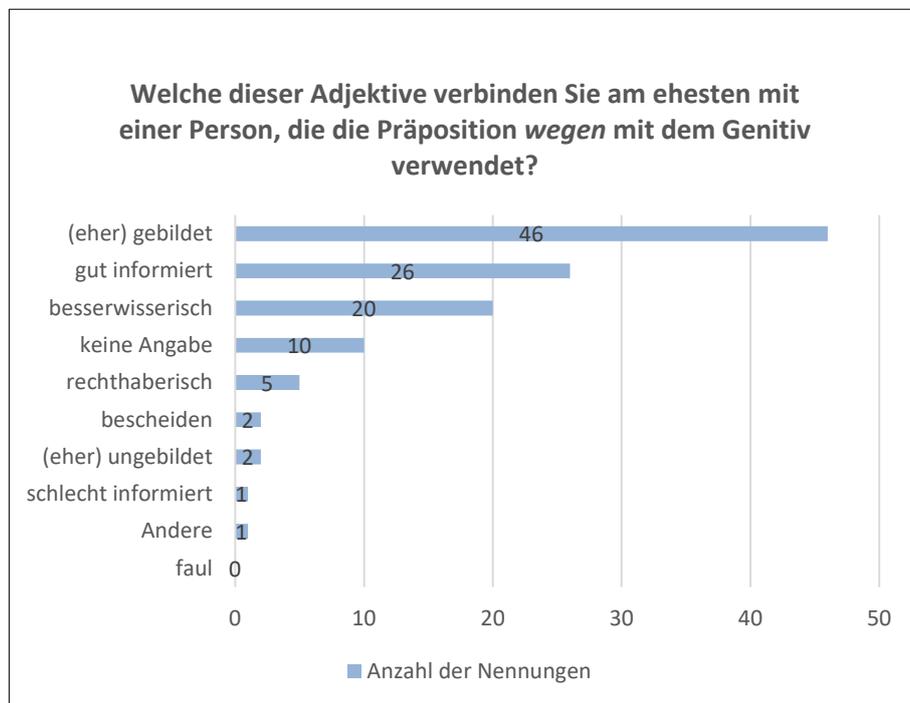


Abb. 2: Auswahl der Adjektive zu *wegen* mit dem Genitiv

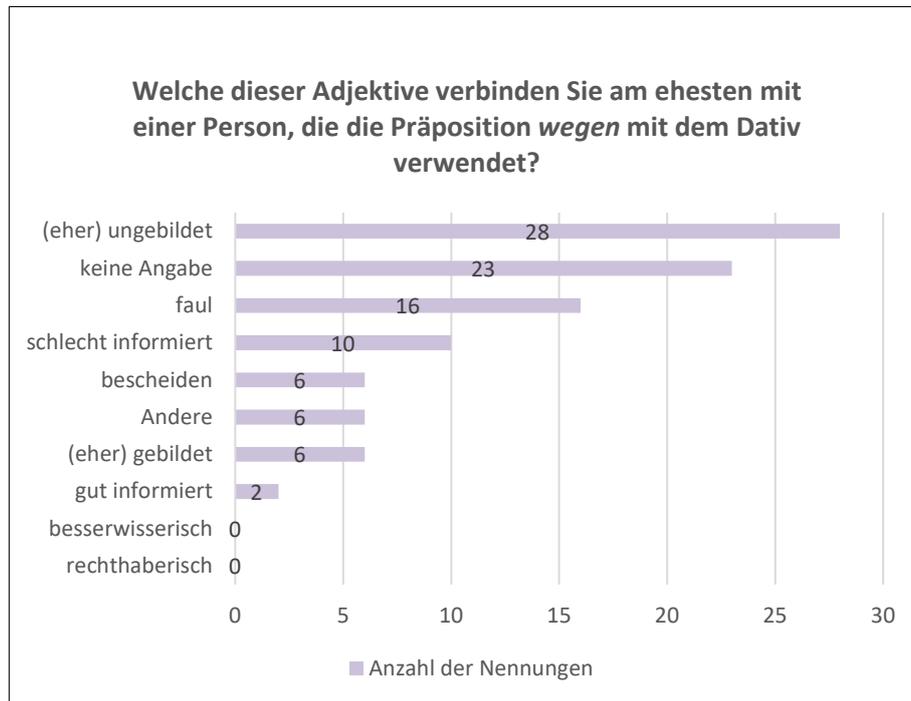


Abb. 3: Auswahl der Adjektive zu *wegen* mit dem Dativ

Bei diesen beiden Fragen konnten die ProbandInnen zwischen 10 vorgegebenen Adjektiven diejenigen auswählen, die sie am ehesten mit einer Person, die den Genitiv bzw. Dativ verwendet, verbinden. Es war eine Mehrfachauswahl möglich. Besonders auffällig ist, dass sich 46 der Testpersonen, also rund 60% aller Befragten, in Bezug auf den Genitiv (u.a.) für das Merkmal „(eher) gebildet“ entschieden. Dies ist ein weiterer Hinweis darauf, dass dieser Kasus zusammen mit der Präposition *wegen* als korrekt gilt und daher als bildungssprachlich wahrgenommen wird. Komplementär dazu wurde bei der Frage nach Assoziationen zum Dativ mit 28 Nennungen am häufigsten die Antwortmöglichkeit „(eher) ungebildet“ angekreuzt.

Auch die letzte, optionale Frage der Fragebogenstudie, bei der keine Antwortmöglichkeiten gegeben waren, lieferte interessante Erkenntnisse. Sie lautete wie folgt: „Die Präposition *wegen* ist ein Zweifelsfall des Deutschen. Während sie früher mit dem Genitiv verwendet wurde, schwankt die Verwendungsweise heute zunehmend zwischen Genitiv und Dativ. Was glauben Sie, was mögliche Gründe für diesen Zweifel/Wandel sein könnten?“ Diese Frage wurde von insgesamt 39 ProbandInnen beantwortet. Etwa ein Drittel von ihnen nannten als möglichen Grund explizit die „Faulheit“ und/oder den Hang zur „Vereinfachung“

von Sprechenden, wie es in den folgenden beispielhaften Antworten der Fall ist:

- (1) *Sprachwandel ist ein natürliches Phänomen. Die menschliche Zunge ist faul. (...)* (Studentin, 20 Jahre)
- (2) *Simplifizierung der Sprache und übernehmen der Umgangs- in die Schriftsprache* (Student, 19 Jahre)
- (3) *Abschleifung der Form, da der Dativ dem Nominativ gleicht, stellt es eine Vereinfachung dar* (Beamter, 46 Jahre)
- (4) *Faulheit der Menschen, mit dem Dativ ist es einfacher zu formulieren* (Auszubildende, 24 Jahre)

Insgesamt acht Befragte bringen allgemeine Bildungsdefizite in Verbindung mit dem Wandel, drei davon verorten diese explizit bei Jugendlichen, obwohl es sich nicht um ein jugendsprachliches Phänomen handelt:

- (5) *Fehlende Bildung und Desinteresse der Jugendlichen an der Deutschen Sprache* (arbeitend, weiblich, 20 Jahre)
- (6) *(...) Jüngere Generation und eher ungebildete Gesellschaftsschichten nehmen großen Einfluss auf Sprache* (Studentin, 20 Jahre)
- (7) *Junge Menschen lesen weniger als früher* (Studentin, 21 Jahre)

Auch der Einfluss von Medien wird offenbar als Erklärung für das Phänomen herangezogen, fünf ProbandInnen nannten diesen in ihren Antworten. Dazu zählen zum Beispiel diese:

- (8) *Einfluss von Kurznachrichten und Medien auf unseren Sprachgebrauch* (Studentin, 20 Jahre)
- (9) *Social Media, Digitalisierung und weniger Interesse für die deutsche Sprache im Allgemeinen, zudem der hohe Einfluss von Anglizismen und natürlich das Phänomen des Sprachwandels - nicht Sprachverfall* (Studentin, 19 Jahre)

Es handelt sich zwar um stichprobenartige Antworten, die nicht repräsentativ sein müssen und möglicherweise durch die Antwortmöglichkeiten der vorangegangenen Fragen nach der Assoziation beeinflusst wurden. Dennoch ist es erstaunlich, welche Einigkeit unter den Befragten zu bestehen scheint, dass der Wandel zur Dativreaktion grundsätzlich eher als negativ zu bewertend ist.

5 Fazit

Nach Sichtung und Interpretation der Ergebnisse konnten die eingangs aufgestellten Thesen bestätigt werden. Die Fragebogenstudie zeigt,

dass in einer formellen Kommunikationssituation eine signifikant höhere Anzahl der Testpersonen den Genitiv für die Rektion von *wegen* wählen. Eine mögliche Erklärung für eine solche Verteilung stellen die Assoziationen dieser Befragten mit den zur Auswahl stehenden Kasus dar, die gleichzeitig die zweite These stützen. Sprechende, die den Genitiv zusammen mit *wegen* verwenden, werden demnach eher als gebildet und gut informiert wahrgenommen. Ein Wandel zur Dativrektion wird teilweise in Verbindung mit Faulheit, Desinteresse an der Sprache und Missachtung grammatikalischer Regeln sowie Negativeinfluss der Medien gebracht und somit im Allgemeinen negativ wahrgenommen.

Für zukünftige Forschungen auf diesem Gebiet wird es interessant sein, weiterhin zu untersuchen, wie hoch der Einfluss gewisser sprachideologischer Wahrnehmungen auf den Wandel von Sprache sein kann und ob diese in einem Fall wie bei der Präposition *wegen* einen zusätzlich zu berücksichtigenden Faktor darstellen. In Bezug auf *wegen* kann es auch aufschlussreich sein, zu untersuchen, ob die Kasuswahl von dem folgenden Substantiv abhängt, ob es also zum Beispiel einen Unterschied darstellt, wenn bei der Genitivrektion ein *-es*, *-s* oder *-n* angehängt werden muss.

Abschließend stellen wir fest, dass die noch fortschreitende Grammatikalisierung von *wegen* ein besonders interessantes Sprachwandelphänomen darstellt, welches von verschiedenen Faktoren beeinflusst wird und deren weitere Beobachtung wertvolle Erkenntnisse bringen kann.

Literatur

- Duden (²2017): Duden – Die deutsche Rechtschreibung. Auf der Grundlage der aktuellen amtlichen Rechtschreibregeln. Berlin: Dudenverlag.
- Duden (⁷ 2011): Duden – Richtiges und gutes Deutsch. Das Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. Mannheim: Dudenverlag.
- Diewald, Gabriele (1997): Grammatikalisierung. Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Elter, Irmgard (2005): Genitiv vs. Dativ. Die Rektion der Präpositionen *wegen*, *während*, *trotz*, *statt* und *dank* in der aktuellen Zeitungssprache. In: Schwitalla, Johannes/Wegstein, Werner (Hg.): Korpuslinguistik Deutsch. Synchron - Diachron - Konstrastiv : Würzburger Kolloquium 2003. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, S. 125–135.
- Heine, Bernd/Reh, Mechthild (1984): Grammaticalization and reanalysis in African languages. Hamburg: Helmut Buske Verlag.
- Janich, Nina/Thim-Mabrey, Christiane (2003): Sprachidentität. Identität durch Sprache. Tübingen: Gunter Narr Verlag.

- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36, S. 15-43.
- Lehmann, Christian (1982): Thoughts on grammaticalization: a programmatic sketch. Köln: Institut für Sprachwissenschaft.
- Nübling, Damaris et al. (2017): Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag.
- Szczepaniak, Renata (2011): Grammatikalisierung im Deutschen. Eine Einführung. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag.

Anhang: Fragebogenstudie

Wie verändern wir Sprache?

Seite 1

Diese Umfrage wird im Rahmen des Lehrprojekts "Wie verändern wir Sprache?" an der Universität Hamburg durchgeführt.

Sie beginnt mit zwei Lückentexten. Denken Sie bitte nicht lange über den "korrekten" Ausdruck nach, sondern füllen Sie die Lücken intuitiv aus, so wie Sie es im alltäglichen Sprachgebrauch tun würden. Es geht in dieser Umfrage nicht um richtig und falsch. Ihre Angaben sind anonym. Im Anschluss an die Lückentexte bitten wir Sie um Ihre demografischen Angaben (optional). Danach folgen noch ein paar weitere Fragen.

Zeitungsumfang der Umfrage: ca. 6 Minuten

Seite 2

Bitte füllen Sie folgenden Lückentext intuitiv und mithilfe der Hinweise in den Klammern aus. Stellen Sie sich vor, es handle sich um eine Textnachricht über einen Instant Messenger (z.B. WhatsApp) an eine/n gute/n Freund/in.

(Anrede) _____ Alex,

ich schreib dir wegen (das Wochenende) _____, bist du noch am Start?

Ich hab die Karten für (Artikel) _____ Live-Event im Club besorgt.

Ich denk mal, wegen (der Verkehr) _____ sollten wir uns früh genug auf den Weg machen. Soll ich dich um 6 abholen?

Hab auch schon die Anfahrt (googlen) _____ und die Route gespeichert. :)

Was für ein Schock mit Lisas Unfall gestern, ich hab mich ganz schön (Partizip: erschrecken) _____, als sie angerufen hat.

Aber wegen (die netten Ärzte) _____ ist sie schon wieder auf den Beinen und kommt Samstag auch mit!

Ich freu mich auf (Artikel) _____ Gig!

(Abschiedsgruß) _____ !

Seite 3

Füllen Sie nun bitte den folgenden Lückentext nach dem gleichen Prinzip aus. Stellen Sie sich vor, es handle sich um eine E-Mail an das Support-Team eines Kinounternehmens mit der Bitte um eine Stornierung von gekauften Tickets.

(Anrede) _____,

gestern habe ich über Ihre Website zwei Kinokarten (Partizip: erwerben)

_____.

Wegen (ein Missverständnis) _____ habe ich jedoch das falsche Datum gewählt.

Ich würde nun gerne am 17.10. den Film sehen. Ist es möglich, die (Mehrzahl: Datum) _____ in Ihrem System zu tauschen?

Am 16.10. habe ich wegen (ein Meeting) _____ leider definitiv doch keine Zeit.

Laut (Ihr Mitarbeiter) _____ ist eine Stornierung per E-Mail auf Kulanzbasis möglich. Ich wäre Ihnen sehr verbunden!

Wegen (mein Kundenkonto) _____ sollten Ihnen meine persönlichen Daten vorliegen. Vielen Dank im Voraus.

(Grußformel) _____

Optionale Zwischenfrage

Was glauben Sie, worum es in dieser Umfrage genau geht, bzw. welche sprachlichen Phänomene untersucht werden (z.B. Anglizismen, Verwendungsweise des Genitivs/Dativs, situationsbedingtes Sprechen, Sprache in Chatrooms, ...)?

Seite 5

Ihre demografischen Angaben:

Alter

Geschlecht

Status (z.B. arbeitend, studierend, in der Ausbildung, ...)

Höchster Bildungsabschluss

Muttersprache

Seite 6

Im Folgenden geht es um die Präposition "wegen" und der Verwendungsweise mit einem bestimmten Kasus. Mit welchem Kasus verwenden Sie die Präposition "wegen"? *

- mit dem Genitiv ("wegen des Wetters")
- mit dem Dativ ("wegen dem Wetter")
- abwechselnd mit dem Genitiv oder dem Dativ
- keine Angabe
- Sonstiges:

Warum verwenden Sie sie so? (Mehrfachauswahl möglich) *

- Das ist die grammatisch korrekte Verwendungsweise.

- Ich habe es so gelernt.
- Eine andere Verwendungsweise klingt in meinen Ohren falsch.
- Meine Verwendungsweise hängt von der Situation ab.
- Meine Verwendungsweise hängt vom darauffolgenden Substantiv ab.
- Ich halte zwar eine andere Verwendungsweise für korrekt, finde aber, diese klingt besser.
- Ich schwanke ohne bestimmten Grund zwischen den unterschiedlichen Verwendungsweisen.
- Sonstige Gründe

Seite 7

Welche dieser Adjektive verbinden Sie am ehesten mit einer Person, die die Präposition "wegen" mit dem Genitiv verwendet? (Mehrfachauswahl möglich)

- (eher) gebildet
- (eher) ungebildet
- besserwisserisch
- rechthaberisch
- bescheiden
- gut informiert
- schlecht informiert
- faul
- keine Angabe
- Sonstiges

Welche dieser Adjektive verbinden Sie am ehesten mit einer Person, die die Präposition "wegen" mit dem Dativ verwendet? (Mehrfachauswahl möglich)

- (eher) gebildet
- (eher) ungebildet
- besserwisserisch
- rechthaberisch
- bescheiden
- gut informiert
- schlecht informiert
- faul
- keine Angabe
- Sonstiges

Seite 8

Würden Sie folgender Aussage in Bezug auf die Präposition "wegen" zustimmen: "Ich halte die Verwendungsweise mit dem Genitiv für die korrekte, verwende aber manchmal dennoch den Dativ, um nicht arrogant oder übertrieben korrekt zu wirken."?

- Ja
- Eher ja
- Nein
- Eher nein
- Keine Angabe

Würden Sie folgender Aussage in Bezug auf die Präposition "wegen" zustimmen: "Ich verwende den Genitiv in einer formellen Situation (z.B. bei einem Vorstellungsgespräch, in einem formellen Brief, während der Arbeit, in der Schule,...); im privaten, informellen Sprachgebrauch verwende ich aber häufig auch den Dativ (z.B. im Gespräch mit Freunden/Familie, in Chatnachrichten,...)."?

- Ja
- Eher ja
- Nein
- Eher nein
- Keine Angabe

Vielen Dank für Ihre Teilnahme!

Eine letzte optionale Frage: Die Präposition "wegen" ist ein Zweifelsfall des Deutschen. Während sie früher mit dem Genitiv verwendet wurde, schwankt die Verwendungsweise heute zunehmend zwischen Genitiv und Dativ. Was glauben Sie, was mögliche Gründe für diesen Zweifel/Wandel sein könnten?

» Umleitung auf Schlussseite von Umfrage Online

#Erdogan-Diktatur – Hashtags als Elemente von Substantivkomposita in politischen Tweets

MARKUS MAJEWSKI

1 Einleitung

Die politische Kommunikation über die sozialen Medien gewinnt zusehends an Bedeutung. Längst erfolgt die Vermittlung politischer Meinungen und Botschaften nicht mehr ausschließlich über die konventionellen Massenmedien, sondern findet ihre Verbreitung vermehrt über Plattformen wie Facebook oder Twitter. Dabei spielt sowohl die Erreichbarkeit von mehreren zehntausend bis zu sogar mehreren hunderttausend Followern eine Bedeutung als auch das unvermittelte Aufgreifen und Zitieren von Tweets oder Posts in journalistischen Texten, das immer mehr zu beobachten ist.

Nicht nur für die politische Kommunikation gewinnen digitale Räume zunehmend an Bedeutung für linguistische Untersuchungen. Auch ‚klassische‘ linguistische Ansätze erhalten durch digitale Sprachverwendungen eine neue Perspektive. Im Zuge dessen soll in dieser Untersuchung betrachtet werden, wie sich die Hashtagverwendung auf Twitter auf die Wortbildungsart der Komposition auswirkt. Dabei werden verschiedene Perspektiven an die Komposita angelegt, so sollen funktionale, graphematische und strukturelle Aspekte der Komposita betrachtet werden.

Das Korpus¹, welches für die Untersuchung erstellt wurde, besteht aus Twitter-Daten von sieben deutschen SpitzenpolitikerInnen aus dem Zeitraum von Juni-Juli 2017. Die Gründe für die Auswahl dieses Korpus ergeben sich zum einen aus der Beschaffenheit der politischen Sprache und zum anderen aus der Produktivität der Wortbildungsart Komposition, die „den anderen Wortbildungsarten zahlenmäßig weit überlegen ist“ (ELSEN 2014: 61). Da PolitikerInnen stets auf aktuelle Belange der Öffentlichkeit und neue Konzepte reagieren müssen (vgl. SCHRÖTER 2009: 18), ist davon auszugehen, dass vor allem in der politischen Sprache in hohem Maße neue Wortbildungsprodukte entstehen. Die Produktivität der Komposition und das potenziell hohe Bedürfnis für neue Nominationen in der politischen Sprache geben daher Grund zur Annahme, dass

¹ Das Korpus kann unter folgendem Link eingesehen und heruntergeladen werden: <https://gist.github.com/Maanmaje/57e85cab0820dd69e0cb3d7363fbfde4h>
[13.02.2018]

sich in diesem Bereich besonders gut untersuchen lässt, inwieweit Komposita im Kontext von Twitter gebildet werden. Dabei ist sicherlich auch die beschränkte Zeichenzahl (zum Zeitpunkt der Untersuchung 140 Zeichen; mittlerweile 280 Zeichen) von Twitter als Faktor zu nennen, der hypothetisch ebenfalls zu einer Häufung von Kompositionen führt, da diese in besonderem Maße dazu in der Lage sind, Informationen zu verdichten (vgl. KLOS 2011: 17). Um insbesondere den technischen Aspekten der Twitter-Nutzung und im Speziellen dem Hashtag-Operator sowie der ebenfalls relevanten Terminologie des politischen Schlagwortes näher zu kommen, sollen zunächst einige theoretische Vorüberlegungen erfolgen. Um dem besonderen Fokus der Twitter-Kommunikation gerecht zu werden, fließen in die Analyse nur solche Komposita ein, die als Erst- oder Zweitglied ein Hashtag enthalten.

2 Hashtag-Operator

Hashtags (,#) sind maßgeblich für die Kommunikation auf Twitter. Mithilfe von Hashtags können bspw. aktuelle Ereignisse kommentiert und die Sichtbarkeit des eigenen Tweets vergrößert werden (vgl. DANG-ANH/RÜDIGER 2015: 62). Rein strukturell beschreiben THIMM ET AL. (2011: 274) Hashtags folgendermaßen:

Beginnt eine Zeichenkette mit dem Raute-Zeichen, wird die so ‚getaggte‘ Zeichenkette verlinkt. Ein Klick auf den Link führt zu einer Übersicht (*Timeline*), in der alle Tweets erscheinen, in denen die gleiche Zeichenkette durch einen Hashtag indexiert wurde. (THIMM ET AL. 2011: 274)

Mit der Verwendung von einem (oder auch mehreren) Hashtag(s) kann der abgesendete Tweet kontextualisiert und mit anderen Tweets, die das gleiche Hashtag beinhalten, verbunden werden. Dabei übernehmen Hashtags verschiedene Funktionen und sind situations- und kontextabhängig (vgl. DANG-ANH/RÜDIGER 2015: 63). Als mögliche Funktionen sind die Strukturierung von ‚Events‘, die Reaktion auf aktuelle Geschehnisse und die Anbindung an Diskurse zu nennen.

Die Strukturierung von ‚Events‘ meint dabei, dass bestimmte öffentliche Veranstaltungen wie Konferenzen oder Demonstrationen mit Hashtags organisiert werden können (vgl. THIMM et al. 2011: 275), um bspw. aktuelle Informationen oder Veränderungen des Ablaufs der Veranstaltung zu kommunizieren.

Die Hauptfunktion von Tweets ist allerdings „to mark tweets [as] relevant to specific known themes and topics“ (BRUNS/BURGESS 2011: 3). Diese

Funktion wird hier Diskursanbindung genannt und meint die Möglichkeit, mit Hashtags auf bestehende oder entstehende Diskurse zu referieren. Für die politische Kommunikation ist dabei insbesondere die Bildung von Schlagwörtern entscheidend, die den Hashtags zugeschrieben wird:

Es ist zu vermuten, dass Hashtags insbesondere aus sprachökonomischen Gründen [...] [die] Funktionalität von Schlagwörtern übernehmen und [...] zu Schlagwörtern in Diskursen auf Twitter werden. [Dabei] ist die Verwendung von Schlagwörtern hochgradig von den jeweiligen sozialen, interpersonellen und kontextualen Bedingungen der Kommunikationssituation abhängig (THIMM ET AL. 2011: 275).

Die Kontextualisierung und die semantische Verknüpfung zwischen Tweet und Hashtag bilden eine besonders für die politische Kommunikation interessante Option: Sie ermöglicht es, sich mittels eines Hashtags an bestehende Diskurse anzubinden und mittels des Tweets die eigene Position zum Diskurs aufzuzeigen.

3 Politische Schlagwörter

Der politische Wortschatz zeichnet sich dadurch aus, dass er aus verschiedensten Bereichen besteht und sowohl fachsprachliche als auch alltagssprachliche Lexik umfasst (vgl. SCHRÖTER 2009: 16). Wobei „politische Sprache zu großen Teilen alltagssprachlich ist – immer dann [...], wenn es um das allgemein verständliche Werben um Zustimmung geht“ (NIEHR 2014: 65). Vor allem in diesem Werben um Zustimmung kommt sog. ‚Schlagwörter‘ eine besondere Bedeutung zu, da diese „in komprimierter Form politische Einstellungen ausdrücken oder provozieren. [Sie] dienen als Instrumente der politischen Beeinflussung“ (KLEIN 2014: 67). Dabei kann das gleiche Schlagwort ‚ideologisch polysem‘ (vgl. KLEIN 2005: 137), also entweder positiv oder negativ konnotiert sein, je nachdem welche politische Meinung mit ihm vermittelt werden soll.

Schlagwörter zeichnen sich dabei durch „Diskursgebundenheit, Umstrittenheit, Gruppengebundenheit und [einen] semantische[n] Spielraum“ (SCHRÖTER 2009: 20) aus. Die diskursive Gebundenheit ist dabei für eine Betrachtung von (potentiellen) Schlagwörtern im Kontext Twitter besonders hervorzuheben.

Daher werden für die Untersuchung nur solche Komposita als relevant erachtet, die zum einen der ‚politikspezifischen Lexik‘ zuzuordnen und zum anderen nicht lexikalisiert sind und somit zumindest theoretisch eine gewisse Aktualität gewährleisten.

4 Datengrundlage

Zur Untersuchung der politischen Kommunikation auf Twitter wurde ein eigenes Korpus erstellt. Zur Datenerhebung wurde das frei zugängliche Google-Skript TAGS² (Twitter Archiving Google Sheet) verwendet. Das Skript nutzt die Programmierschnittstelle von Twitter (Search API), um Tweets, nach vorher festgelegten Kriterien (von Account, enthält Hashtag, o.ä.), automatisch in einem Excel-Dokument zu archivieren. Im vorliegenden Fall wurden alle Tweets von den verfügbaren Accounts der SpitzenkandidatInnen zur Bundestagswahl 2017 der Parteien CDU, SPD (Martin Schulz), Bündnis 90/DIE GRÜNEN (Cem Özdemir/Katrin Göring-Eckardt), DIE LINKE (Sahra Wagenknecht/ Dietmar Bartsch) und AfD (Alice Weidel) gesammelt. Dabei muss angemerkt werden, dass sowohl Angela Merkel (CDU) als auch Alexander Gauland (AfD) zum Zeitpunkt der Erhebung (Juni-Juli 2017) über keinen Twitteraccount verfügten. Als Ersatz für Angela Merkel wurde der Account des Chefs des Kanzleramts Peter Altmaier (CDU) ausgewählt, da dieser zum einen direkt an der Informationsvermittlung der Kanzlerin beteiligt ist und zum anderen über die meisten Follower aller CDU-PolitikerInnen verfügte.

Das so erstellte Korpus enthält alle Aktivitäten der Accounts, beinhaltet also eigene Tweets, aber auch Re-Tweets der PolitikerInnen. Insgesamt wurden nach Bereinigung von Dopplungen 1487 Tweets dokumentiert. Im nächsten Schritt wurde das Korpus qualitativ ausgewertet, um alle Substantivkomposita auszumachen, die ein Hashtag enthalten. Bei der Auswertung fiel auf, dass Martin Schulz und Peter Altmaier in ihren eigenen Tweets keinen Gebrauch vom Hashtag-Operator machten und Martin Schulz auch keine Re-Tweets verschickte, also auch über diesen Weg keine Komposita mit Hashtags zu finden waren. Interessant ist dies insofern, als dass beide Politiker diejenigen mit den meisten Twitter-Followern waren. Da aber vor allem die funktionalen und strukturellen Aspekte der Hashtagverwendung in Substantivkomposita im Blickpunkt der Analyse stehen, ist die Autorschaft der Tweets zwar auf Ebene der Kontextualisierung relevant, kann aber bei dem verbleibend großen Spektrum politischer Positionen vernachlässigt werden.

Bei den übrigen PolitikerInnen konnten insgesamt 87 Komposita ermittelt werden, die den gesetzten Kriterien des Untersuchungsgegenstands

²² <https://tags.hawksey.info> [13.02.2018]

entsprechen. Diese 87 Komposita sind wiederum mit 137 Belegen im Korpus vertreten, wobei *#AfD-Spitzenpolitiker(in)* das häufigste Kompositum mit 13 Belegen ist.

5 Hashtags als Elemente von Substantivkomposita

Wie bereits einleitend beschrieben, soll die Verwendung von Hashtags als Elemente von Substantivkomposita aus verschiedenen Perspektiven betrachtet werden, da sich bisher keine wissenschaftlichen Arbeiten mit diesem Thema befasst haben. Zunächst wird die kommunikativ-funktionale Perspektive der Komposita behandelt, die aufzeigen soll, in welchen Kontexten und mit welchem Zweck Hashtags in Komposita verwendet werden. Die graphematische Perspektive deckt die Oberflächenebene der Schreibung ab und versucht darzustellen, inwieweit mögliche unterschiedliche Schreibungen strukturelle Unterschiede der Komposita abbilden. Dies wird in der letzten Perspektiven, der strukturellen Beschreibung, aufgegriffen und anschließend diskutiert, ob sich für die Hashtagverwendung eine besondere Struktur von Komposita ergibt und sich ggf. sogar von Hashtag-Komposita sprechen ließe.

5.1 Kommunikativ-funktionale Perspektive

Das Korpus wurde zunächst so aufbereitet, dass mithilfe von selbstgewählten Annotationskategorien ermittelt werden konnte, welche Funktion die ausgewählten Substantivkomposita im Kontext des Tweets übernehmen. Dabei ergaben sich allerdings insofern methodische Probleme, als dass die zunächst gewählten Kategorien nicht über ausreichend Trennschärfe verfügten. Diese wurde anschließend so überarbeitet, dass in den im Folgenden diskutierten Ausführungen lediglich drei verhältnismäßig große Kategorien thematisiert werden, die zumindest in gewissem Rahmen eine Systematisierung der Funktionen ermöglichen. Diese Kategorien sind: Diskursbezug, Bezugnahme auf den politischen Gegner und Selbst-/Fremdreferenz. Was mit diesen Begriffen gemeint ist, soll kurz erläutert werden. Anschließend werden sie an Beispielen expliziert. Dabei soll auch diskutiert werden, inwieweit unterschiedliche Funktionen auch mit bestimmten Strategien der VerfasserInnen verknüpft sind.

Die Kategorie Diskursbezug (DB) beinhaltet jene Komposita, die explizit auf einen aktuellen politischen Diskurs verweisen und in denen das verwendete Hashtag entweder als diskurs-initiiierend oder diskurs-veror-

tend aufgefasst werden kann. In der Kategorie Bezugnahme auf den politischen Gegner (PG) sind solche Komposita eingeordnet, bei denen mittels des Hashtags auf eine politische Partei oder Person referiert wird, die nicht die Partei oder Mitglied der Partei des/der Verfassers/in ist. Die Unterscheidung wurde hier aus dem Grund vorgenommen, da zumeist lediglich aus dem Kontext ersichtlich wird, dass es sich um eine Fremdreferenz handelt. Dies ist wichtig, da Fremdreferenzen auch in der letzten Kategorie der Selbst-/Fremdreferenz (R) vorkommen, die aber nicht als Strategie der Diffamierung verstanden werden können, wenn sie sich auf politische Parteien beziehen, sondern von MedienvertreterInnen oder als Selbstreferenz verwendet werden. Darüber hinaus bezieht sich die Fremdreferenz etwa auf NGOs und politische oder wirtschaftliche Organisationen wie etwa die NATO oder den Zentralverband des deutschen Handwerks.

Diskursbezug

Die größte Kategorie, die anhand der Auswertung entstanden ist, ist die des Diskursbezugs. Insgesamt wurden 54 der 87 Komposita dieser Kategorie zugeordnet. Dadurch wird sichtbar, dass die Kategorisierung als sehr grobe Annäherung an die Funktionalität der Hashtags zu verstehen ist. Dies resultiert auch daraus, dass wie in Sektion 2 beschrieben eine der primären Funktionen von Hashtags ist, eine diskursive Verortung der NutzerInnen zu ermöglichen. Aus diesem Grund ist die Kategorie dieser Komposita auch keinesfalls als homogene Gruppe zu verstehen. Allerdings eint alle Komposita die Tatsache, dass sie auf verschiedene Weisen Bezüge zu bestehenden Diskursen herstellen oder aber versuchen, neue Diskurse auszulösen bzw. wiederaufleben zu lassen. Im Zeitraum der Erhebung sind als aktuelle Diskurse der G20-Gipfel in Hamburg und die Diskussion über die innenpolitischen Auseinandersetzungen in der Türkei zu nennen, die sich im Korpus im Hashtag *#Erdogan* widerspiegelt. Dabei kann die Häufung bestimmter Hashtags, die in den Komposita verwendet werden, als Beleg für die Aktualität der Diskurse betrachtet werden. So finden sich insgesamt neun Komposita, die als Erstglied *#G20* (bzw. *#g20*) beinhalten, die mit insgesamt 21 Treffern im Korpus belegt sind, also gut ein Fünftel des gesamten Korpus ausmachen, was die mit Abstand häufigste Hashtagverwendung innerhalb der Komposita ist.

Betrachtet man speziell diesen Hashtag, wird deutlich, was mit der Heterogenität der Hashtags dieser Kategorie gemeint ist. So finden sich

zum einen „neutrale“ Komposita wie *#G20-Bilanz* oder *#G20-Ergebnis*, aber auch solche, bei denen eine deutliche Positionierung zum Diskurs bereits im Kompositum ersichtlich wird. So wird bei *#g20protest-Krawalle*, durch die Verwendung des negativ konnotierten Zweitglieds *Krawalle* eine Wertung und eine Positionierung zu den G20-Protesten vorgenommen. Die Bezugnahme auf den Diskurs kann also sowohl eher wertfrei als auch primär wertend erfolgen, ohne dass dafür ein Gesamtkontext zwangsläufig erforderlich ist. Solche Komposita, die eine Wertung beinhalten, folgen in den untersuchten Daten einem Schema: Das Erstglied nimmt auf einen Diskurs Bezug und das Zweitglied enthält ein negativ konnotiertes Lexem, das die Funktion übernimmt, sich zum Diskurs zu positionieren. Ein weiterer Beleg hierfür ist etwa das Kompositum *#Erdogan-Diktatur*: Das stark negativ konnotierte Lexem *Diktatur* wird als Zweitglied verwendet, um sich zu den Verhältnissen der türkischen Politik zu positionieren und diese negativ zu bewerten. Hier lässt sich auch der Bezug zum eingeführten Schlagwortbegriff herstellen, da mittels bestimmter Lexeme Bewertungen vorgenommen und konkrete politische Einstellungen abgebildet werden.

Der Schlagwortcharakter zeigt sich jedoch nicht ausschließlich bei solchen Lexemen, die eine explizit negative Konnotation beinhalten. Auch weitere Komposita können den politischen Schlagwörtern zugerechnet werden. Dies sind primär solche, die entweder auf thematische Bereiche referieren, die für die eigene Partei als charakteristisch betrachtet werden können, oder solche, die eine Forderung nach Veränderung der Zustände implizieren. Für Ersteres zeichnen sich vor allem die Grünen im Korpus verantwortlich mit Komposita wie: *#Klimaschutzabkommen*, *#Dieselgate-Skandal* oder *#Glyphosat-Verlängerung*, die eindeutig der Thematik der Umweltpolitik zuzuordnen sind. Allerdings lassen sich auch für DIE LINKE solche Belege nachweisen, darunter *#Hartz IV-Regel-satz* oder *#Pflege-#Mindestlohn*, die auf den Bereich der Sozialpolitik verweisen. Diese Komposita zeichnet aus, dass sie weniger an aktuelle Diskurse anknüpfen, sondern vor allem dazu dienen, das eigene WählerInnenklientel zu adressieren und parteirelevante Themen wiederzugeben. Komposita, die so gebildet sind, dass sie eine Forderung nach Veränderung der Zustände implizieren, sind dahingehend sehr ähnlich. Auch sie zielen auf parteispezifische Themenbereiche und beziehen sich weniger auf aktuelle Diskurse, sondern sie versuchen vielleicht eher, solche zu initiieren. Belege für Komposita dieser Art wären etwa *#Kohleausstieg* oder *#Energiewende*.

Bezugnahme auf den politischen Gegner

Wie in den Vorbemerkungen zu der Analyse bemerkt wurde, dient die Kategorie der Bezugnahme auf den politischen Gegner vor allem dazu, eine Abgrenzung zur Kategorie der Selbst-/Fremdreferenz zu erzeugen. Diese Abgrenzung erfolgt daher, weil die Diffamierung des politischen Gegners eine der grundlegenden Strategien politischer Meinungsbildung ist, denn indem man den politischen Gegner abwertet, kann man sich selbst in einem besseren Licht erstrahlen lassen, ohne eigene Meinungen anbieten zu müssen (vgl. EFING 2005: 228f.).

Dass diese Strategie auch auf Twitter mittels Hashtagverwendung durchgeführt wird, lässt sich anhand von elf Komposita im Korpus belegen. Wie auch in der vorher beschriebenen Kategorie lassen sich hier ebenfalls Unterschiede in Bezug auf die Systematik der Komposita beschreiben. So finden sich zum einen solche Komposita, bei denen die Diffamierung erst aus dem Kontext des Tweets ersichtlich wird wie etwa bei *#SPD-Begeisterung*:

#SPD-Begeisterung für #Neoliberalismus-Höflichkeitsträger #Macron peinlich wie seine zerbröselnde Regierung [...] (Sahra Wagenknecht, DIE LINKE)

Zum anderen finden sich aber auch solche, bei denen das Kompositum bereits selbst als Pejorativum verstanden werden kann, wie bei *#Realitätsflüchtling* oder *#Extremismuskanzlerin*.

Selbst-/Fremdreferenz

Die letzte Kategorie der funktionalen Perspektive beinhaltet solche Komposita, bei denen mittels des Hashtags auf eine bestimmte Organisation referiert wird. Der Begriff Organisation ist hierbei relativ weit gefasst und kann sowohl Parteien als auch NGOs, politische oder wirtschaftliche Verbände oder Medienanbieter bedeuten. Insgesamt lassen sich im Korpus 22 Belege für Komposita nachweisen, bei denen das Hashtag die Funktion der Referenz übernimmt. Von diesen werden wiederum 13 Komposita mit dem Erstglied *#AfD* gebildet. Eine solche Selbstreferenz besteht auf den ersten Blick sonst nur bei den Grünen, allerdings sind die Bildungen *#Grünen-Parteichef* und *#Grünen-Politiker* nicht von den PolitikerInnen der Grünen gebildet, sondern erscheinen in Retweets von MedienvertreterInnen. Die weiteren Komposita, die dieser Kategorie zugeordnet wurden, beschäftigen sich entweder mit medialen Formaten (*#berlindirekt-Interview*) oder beziehen sich auf Verbände oder Organisationen (*#ZDH-Forderung*). Strittig sind in dieser Kategorie

Komposita wie *#NATO-Militärübung* oder *#OSZE-Delegation*. Diese referieren zwar auf die Institutionen, allerdings lässt sich hier sicher diskutieren, ob dies nicht auch als diskursiver Bezug gewertet werden müsste, da beide Organisationen von besonderem medialen Interesse sind.

5.2 Graphematische Perspektive

Um die Brücke zwischen kommunikativ-funktionaler und struktureller Perspektive zu schlagen, soll an dieser Stelle die graphematische Realisierung, also die Schreibung der Komposita diskutiert werden, da diese für die Struktur der mit Hashtags gebildeten Komposita von nicht unerheblicher Bedeutung ist. So finden sich bei den untersuchten Komposita verschiedene und zum Teil auch sehr kreative Schreibungen (*#Erdoğan=Unverschämtheiten*, *Mini-#Trump s*). Wie eventuell bereits aus den besprochenen Beispielen deutlich wurde, ist dabei die häufigste Form die Schreibung mit Bindestrich. Das heißt, Erst- und Zweitglied sind mit einem Bindestrich voneinander getrennt, diese Form wird in ca. drei Vierteln (66 von 87) aller Komposita verwendet. Die übrigen Komposita werden zusammengeschrieben, aber auch hier lassen sich Unterschiede beschreiben. So finden sich neben der herkömmlichen Substantivgroßschreibung auch Komposita mit wortinterner Großschreibung wie in *#g20Protest*. Für die strukturelle Perspektive ist aber vor allem die Bindestrichschreibung relevant. Denn für die twitterspezifische Hashtag-schreibung gilt, dass der getaggte Teil einer Zeichenkette durch ein Sonderzeichen beendet wird. Während bei *#abc* (oder auch *#abcDef*) die gesamte Zeichenkette von Twitter unterlegt wird und somit gesucht werden kann, wird bei *#abc-xyz* lediglich der Teil der Zeichenkette getaggt, der vor dem Bindestrich steht. Für Komposita mit Bindestrichschreibung heißt dies konkret, dass nur das Erstglied mit einem Hashtag versehen wird. Welchen einen Einfluss dies auf die Struktur der Komposita nimmt, soll im Folgenden näher betrachtet werden.

5.3 Strukturelle Perspektive

Um die Komposita auf struktureller Perspektive zu beschreiben, empfiehlt es sich an dieser Stelle eine gängige Definition zu Substantivkomposita und im Speziellen zu Determinativkomposita anzuführen:

Im Regelfall [ist] der zweite (und allgemein der letzte) Bestandteil sowohl Kopf (hd) als auch Kern (nuk) der Gesamteinheit. Mit Kopf meinen wir dabei die Einheit, die die grammatischen Kategorien des Wortes festlegt. [...] Mit dem Kern ist dagegen das semantische Zentrum des Wortes gemeint (EISENBERG ⁴2013: 217).

Dies bedeutet also, dass das Zweitglied eines Kompositums im Regelfall sowohl grammatisch als auch semantisch die tragende Rolle innerhalb des Wortes einnimmt. Diese Definition wird in der Wortbildungsforschung für Determinativkomposita allgemein hin als gültig erachtet, auch wenn etwa KLOS (2011: 309) konstatiert, „dass insbesondere okkasionell gebildete Komposita sehr häufig ein postdeterminatives Schema aufweisen“. In diesem Fall wäre also nicht das Zweitglied entscheidend für das semantische Zentrum des Wortes, sondern das Erstglied, wohingegen im Zweitglied zusätzliche Informationen „nachgeliefert“ werden. KLOS (2011: 309) führt dazu als Beispiel an:

Man denke sich eine Kommunikationssituation, in der Person A ihrem Gegenüber (Person B) die folgende Frage stellt: „Was gibt es am Sonntag zu essen?“. Daraufhin könnte Person B antworten: „Es gibt Lammfilet.“ Man stelle sich nun vor, dass eine [...] kurze Sprechpause zwischen dem Erst- und Zweitglied [...] entsteht, also [...] Lamm(-)filet. Es wäre denkbar, dass Person B [...] entschieden hat, das Lamm näher zu spezifizieren. (KLOS 2011: 309)

Für die im vorliegenden Fall untersuchten Komposita ließe sich aber noch eine weitere strukturelle Perspektive ausmachen, die besonders auf die diskursive Komponente der Twitter-Kommunikation sowie zum Teil auch auf die besondere Funktion politischer Schlagwörter Bezug nimmt. Der entscheidende Aspekt ist dabei die im vorherigen Unterkapitel diskutierte Bindestrichschreibung, denn diese ermöglicht es den Twitter-NutzerInnen, Komposita zu bilden und sich trotzdem per Hashtag in einem aktuellen (Twitter)-Diskurs zu verorten. Wenn nur das Erstglied des Kompositums mit dem Hashtag versehen ist, führt dies dazu, dass der Tweet trotzdem in der Übersicht zu allen Tweets die mit diesem Hashtag versehen sind, sichtbar bleibt. Deutlich wird dies etwa bei dem Kompositum *#Ehefueralle-Debatte*, das Erstglied besteht aus einem Hashtag der zum Zeitpunkt des Verfassens auf Twitter hohe Aktualität und somit auch Aufmerksamkeit versprach. Die AfD, die dieses Kompositum verwendete, konnte sich also damit an den bestehenden Diskurs anbinden und sich zu ihm positionieren. Der gesamte Tweet lautet:

RT @AfD_Bund: Dr. @Alice_Weidel: »#Ehefueralle-Debatte, während Mio. von Muslimen illegal nach 🇩🇪 einwandern, ist ein Witz!« [...] (Alice Weidel, AfD (Re-Tweet))

Aus dem gesamten Kontext wird auch ersichtlich, welchen Zweck die Verwendung des Hashtags verfolgt. Die Aktualität des Hashtags wird benutzt, um sich einerseits zum Diskurs zu positionieren („ist ein Witz“) und andererseits gleichzeitig auf einen anderen Diskurs (Migration) zu

referieren. Wäre das Kompositum ohne Bindestrich geschrieben worden, wäre keine diskursive Anbindung und Positionierung möglich gewesen.

Es lässt sich also festhalten, dass das Erstglied in dieser Form der Kompositabildung eine spezielle Rolle einnimmt, indem es dem/der VerfasserIn erlaubt, sich an einen Diskurs anzubinden. Damit ließe sich zumindest ein struktureller Unterschied beschreiben, der von gängigen Definitionen der Determinativkomposita abweicht. Noch deutlicher wird es bei jenen Komposita, die unter 5.1 als solche mit besonderem Schlagwortcharakter beschrieben wurden, also jene, die semantisch auch eine Wertung durch negativ konnotierte Zweitglieder beinhalten. Betrachtet man vor dem Hintergrund der eben ausgeführten Beschreibungen erneut das Kompositum *#Erdogan-Diktatur*, so lässt sich strukturell zunächst sagen, dass es sich hier nach gängiger Definition um ein Determinativkompositum handelt; also um eine Diktatur von Erdogan. Betrachtet man das Beispiel aber vor dem Hintergrund der diskursiven Verortung, lässt sich argumentieren, dass das Erstglied dazu dient, das Kompositum für den Diskurs relevant zu machen, also anzuzeigen, wozu sich positioniert wird. Das Zweitglied hingegen übernimmt in diesem Fall die Funktion der Diskurspositionierung, die im vorherigen Beispiel lediglich aus dem Kontext ersichtlich wurde. Diese Positionierung erfolgt über die negative Konnotation des Zweitglieds. Es lässt sich also hinsichtlich der Determination hier durchaus die Frage stellen, an welcher Stelle sich der semantische Kern des Kompositums befindet, je nachdem, ob die diskursive Anbindung oder die Positionierung zum Diskurs als wichtiger erachtet wird. Die besondere technische Dimension des Hashtag-Operators durch die markierte Bindestrichschreibung sowie durch das Sammeln aller Hashtags und die dadurch ermöglichte Sichtbarwerdung im Diskurs geben also Grund zur Annahme, dass es sich bei der Kompositabildung auf Twitter um ein Verfahren handelt, dass seinen eigenen strukturellen Regeln folgt und sich nicht in klassische Definitionen der Komposition einordnen lässt.

6 Fazit

In der vorliegenden Untersuchung sollte ermittelt werden, inwieweit die digitale Kommunikation Einfluss auf die Wortbildungsart Komposition nimmt. Dazu wurden Twitter-Daten von sieben deutschen PolitikerInnen untersucht, da die politikspezifische Lexik ein besonderes Wortneubildungspotential besitzt. Konkreter Untersuchungsgegenstand waren

Substantivkomposita, die mit einem Hashtag versehen wurden, da das Hashtag als Besonderheit der Twitter-Kommunikation hervorgehoben werden sollte. Die Analyse der Daten ergab, dass es sich bei den Komposita mit Hashtagverwendung um eine sehr heterogene Gruppe handelt, was dazu führte, dass die Einordnung in semantisch-funktionale Kategorien zu Problemen geführt hat. Nichtsdestoweniger wurde deutlich, dass sich durchaus Unterschiede in der funktionalen Verwendung beobachten lassen. Allerdings wäre insbesondere die Kategorie des Diskursbezugs eine nähere Betrachtung wert und könnte noch systematischer untersucht werden, vor allem auch in Hinblick auf den Schlagwortcharakter der Komposita. Die graphematische Perspektive hat gezeigt, dass die twitterspezifischen Bedingungen dazu führen, dass bestimmte Schreibungen bevorzugt werden und dass sich zum Teil auch sehr kreative Schreibweisen beobachten lassen. Und zuletzt wurde auf struktureller Ebene deutlich, dass ein Teil der Komposita mit scheinbar besonderer Struktur gebildet wird. Insbesondere dann, wenn sie Bezug auf ein aktuelles Hashtag nehmen. Die besondere diskursive Struktur der Twitter-Kommunikation ist hierbei genauso entscheidend wie die technische Dimension des Hashtag-Operators. Beide führen dazu, dass sich im Kontext von Twitter eventuell sogar von Hashtag-Komposita sprechen lässt, die eigene kommunikative Regeln haben und nicht den gängigen Strukturen von Determinativkomposita zuzuordnen sind. Um dies zu überprüfen, wäre es sicherlich relevant, sich den Sprachgebrauch auf Twitter auch außerhalb der politischen Kommunikation anzusehen. Sinnvoll wäre es, vor allem auf „trending“-Hashtags zu schauen, die mit ihrer hohen diskursiven Aktualität sicher vermehrt solche Strukturen sichtbar werden lassen, in denen mittels Kompositabildung sowohl diskursive Verortung als auch diskursive Positionierung vorgenommen wird.

Literatur

- Bruns, Axel/Burgess, Jean E. (2011): The use of Twitter hashtags in the formation of ad hoc publics. In: 6th European Consortium for Political Research General Conference, 25.-27. August 2011, University of Iceland, Reykjavik. S. 1-9.
- Dang-Anh, Mark/Rüdiger, Jan Oliver (2015): From Frequency to Sequence: How Quantitative Methods Can Inform Qualitative Analysis of Digital Media Discourse. In: 10plus1: Living Linguistics 15/1, S. 57-73.
- Efing, Christian (2005): Rhetorik in der Demokratie. Argumentation und Persuasion in politischer (Wahl-)Werbung. In: Kilian, Jörg (Hg.): Sprach und

- Politik: Deutsch im demokratischen Staat. Mannheim, [u.a.]: Duden, S. 222-240.
- Eisenberg, Peter (2013): Grundriss der deutschen Grammatik – Band 1: Das Wort. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Elsen, Hilke (2014): Grundzüge der Morphologie des Deutschen. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Klein, Josef (2014): Grundlagen der Politolinguistik: Ausgewählte Aufsätze. Berlin: Frank & Timme.
- Klos, Verena (2011): Komposition und Kompositionalität: Möglichkeiten und Grenzen der semantischen Dekodierung von Substantivkomposita. Berlin, New York: De Gruyter.
- Niehr, Thomas (2014): Einführung in die Politolinguistik. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schröter, Melani/Carius, Björn (2009): Vom politischen Gebrauch der Sprache. Wort, Text, Diskurs: Eine Einführung. Frankfurt a. M., [u.a.]: Peter Lang.
- Thimm, Caja/Dang-Anh, Mark/Einspanner, Jessica (2011): Diskurssystem Twitter: semiotische und handlungstheoretische Perspektiven. In: Anastasiadis, Marco/-thimm, Caja: Social Media: Theorie und Praxis digitaler Sozialität. Frankfurt a. M., [u.a.]: Peter Lang, S. 265-285.

Gibt es denn jetzt lilane Kühe oder nicht? – Einflussfaktoren auf den Gebrauch indeklinabler Farbadjektive

JOHANNA HARTWIG

1 Einleitung

Biologisch gesehen mögen sowohl *lilane* als auch *lila* Kühe ausgeschlossen sein, doch in der Morphologie stellen Farbadjektive ein interessantes Problem dar. Während einige Farbadjektive flektieren (*das rote Rad*), ist die Deklination für andere standardsprachlich ausgeschlossen. So werden z.B. Adjektive wie *lila* oder *creme* nicht flektiert. Aber entspricht diese Festlegung der gängigen Praxis? Die flektierten Formen kommen - laut DUDEN (⁸2009: 348) - bei den geläufigeren dieser Adjektive mittlerweile immer häufiger vor, auch wenn sie noch immer als umgangssprachlich gelten. Aber wie ist es bspw. mit *ein beiges Kleid*? Das Farbadjektiv ist nicht besonders häufig und dennoch empfiehlt der ZWEIFELSFÄLLE-DUDEN (⁸2016: 140, 305) mittlerweile die deklinierte Form. Dieser Beitrag beschäftigt sich daher mit der Frage, wie indeklinable Farbadjektive im aktuellen Sprachgebrauch verwendet werden. Der Frage soll mithilfe eines Produktionsexperiments nachgegangen werden. Dazu wird in Kapitel 2 zunächst der Forschungsstand zu indeklinablen Farbadjektiven erläutert. Kapitel 3 beschreibt darauf aufbauend die Hypothesen der Untersuchung, begründet die Wahl der Testitems *rosa*, *lila*, *orange*, *beige*, *oliv* und *creme* und erläutert die Konzeption des Produktionsexperiments. In Kapitel 4 werden die daraus gewonnenen Ergebnisse vorgestellt. Abschließend fasst Kapitel 5 diese zusammen.

2 Farbadjektive

Da es sich bei indeklinablen Farbadjektiven um eine Unterkategorie von Farbadjektiven handelt, die wiederum eine Unterkategorie von Adjektiven bilden, sollen mit Bezug zur Prototypensemantik zuerst die Eigenschaften von Adjektiven dargestellt werden. In Anknüpfung daran wird näher auf Farbadjektive eingegangen, um schließlich die Besonderheiten indeklinabler Farbadjektive herauszuarbeiten.

2.1 Farbadjektive als nicht-prototypische Vertreter von Adjektiven

Morphologisch gesehen sind Adjektive in Kasus, Numerus und Genus veränderbar und können eine starke und eine schwache Flexion aufweisen (z.B. *ein fröhliches Mädchen/das fröhliche Mädchen*) (vgl. EICHINGER

2009: 152). Außerdem sind sie komparierbar (*der fröhlichere Junge*) (vgl. EICHINGER 2009: 152).¹ Adjektive können attributiv², prädikativ³ und adverbial⁴ verwendet werden. (vgl. EICHINGER 2009: 157). Insgesamt lassen sich drei Hauptklassen von Adjektiven unterscheiden: Qualitäts- (z.B. *fröhlich*), Quantitäts- (z.B. *viele*) und Relationsadjektive (z.B. *wissenschaftlich*) (TROST 2006: 12). Tatsächlich können jedoch nur relative Qualitätsadjektive wie *fröhlich* alle Merkmale der Adjektive erfüllen (vgl. TROST 2006: 122); Farbadjektive, wie z.B. *blau*, lassen sich den absoluten Qualitativa zuordnen (TROST 2006: 200) und erfüllen dementsprechend nicht alle Eigenschaften.

Um dennoch eine sinnvolle Einordnung unter den Adjektiven zu ermöglichen, bietet die Prototypensemantik einen guten Anhaltspunkt. In der Prototypentheorie gilt die Annahme, dass alltagssprachliche Konzepte keine klaren Grenzen aufweisen, sondern die Zugehörigkeit zu einer Klasse gradierbar ist (vgl. HUNDT 2000: 7).

Farbadjektive sind wie alle Qualitätsadjektive attributiv und prädikativ verwendbar (vgl. TROST 2006: 97), die adverbiale Verwendung ist hingegen ausgeschlossen. In der Flexion verhalten sich Farbadjektive prototypisch, außer hinsichtlich der Komparation. Dazu schreibt EICHINGER (2009: 163), dass „stilistisch markierte Graduierungen möglich sind“. Genauer scheint die Einordnung durch TROST (2006: 78), nach der Farbadjektive eine bedeutungsmodifizierende Komparationsform bilden können.⁵ Farbadjektive entsprechen somit zwar nicht dem Prototyp eines Adjektivs, lassen sich aber dennoch ihnen zuordnen.

2.2 Indeklinable Farbadjektive

Der in dieser Arbeit verwendete Ausdruck *indeklinable Farbadjektive* ist von TROST (2006: 115f) übernommen, der diese als eine Unterkategorie von Farbadjektiven listet.

¹ Die Komparierbarkeit der Adjektive hängt jedoch stark von ihrer Semantik ab (Eichinger 2009: 154).

² *das fröhliche Mädchen.*

³ *Das Mädchen ist fröhlich.*

⁴ *Der Junge lacht fröhlich.*

⁵ TROST unterscheidet zwischen grammatischer und bedeutungsmodifizierender Komparation (TROST 2006: 78). Bedeutungsmodifizierend ist die Komparation insofern, als dass *das blaue Rad* und ein Sattel, der noch *blauer* ist, nicht dieselbe Farbe besitzen, also eine veränderte Bedeutung von *blau* vorliegt.

Indeklinable Farbadjektive unterscheiden sich auf morphologischer Ebene abermals vom prototypischen Farbadjektiv, weshalb an dieser Stelle genauer auf die Besonderheiten eingegangen werden soll.

Die DUDENGRAMMATIK (⁸2009: 348) bestimmt zwei Gruppen von Adjektiven, die nicht flektieren. Zum einen Adjektive, die auf Vollvokal enden, z.B. *trendy*, zum anderen „bestimmte Farbadjektive – darunter solche, die aus Substantiven hervorgegangen sind“, z.B. *creme*. Vor allem die zweite Gruppe ist für diese Untersuchung von Interesse, beide überschneiden sich jedoch, z.B. bei *lila*, *rosa* (vgl. DUDEN ⁸2009: 348). Laut FLEISCHER/BARZ (⁴2012: 358) werden die meisten aus Substantiven hervorgegangenen Adjektive nicht flektiert. Man findet die sog. desubstantivische Konversion vor allem bei der Bildung von Farbadjektiven.

Bei attributiver Verwendung ergeben sich allerdings Flexionsprobleme, die durch [...] Kombination mit einem Farbwort [...] oder mit *-farben/-farbig* gelöst werden können. Umgangssprachlich finden sich auch flektierte Formen wie *ein oranges Tuch*, *eine rosanes Hemd*. (FLEISCHER/BARZ ⁴2012: 358)

Die DUDENGRAMMATIK (2009: 348) stimmt dem zu, mit der Ergänzung, dass bei geläufigeren Adjektiven die flektierten Formen immer häufiger würden.⁶ Dies stellt auch MUTHMANN (1994: 404) fest.

Neben der Deklination, die das Thema dieser Arbeit darstellt, unterscheidet sich auch die Komparation der indeklinablen von den prototypischen Farbadjektiven. Bei den indeklinablen Farbadjektiven ist auch eine bedeutungsmodifizierende Komparation nicht möglich. TROST (2006: 78) vermutet, dass dies an einer zu spezifischen Grundbedeutung der Wörter liegt, was dadurch bestätigt wird, dass bspw. ein Nuancierungsbedürfnis der Farbe Rosa zu dem Wort *rosé* geführt hat (DUDEN ⁵2014: 704).

3 Produktionsexperiment zu indeklinablen Farbadjektiven

Im Folgenden soll der Fragestellung nachgegangen werden, wie SprecherInnen indeklinable Farbadjektive tatsächlich benutzen, denn die zu untersuchende Adjektivgruppe wird zwar als indeklinable Farbadjektive kategorisiert, allerdings scheint über die tatsächliche Verwendung Unsicherheit zu bestehen.

⁶ „Geläufigere Farbadjektive werden immer öfter flektiert, auch in der Standardsprache. Das Einschleichen von *n* an einen auslautenden Vollvokal gilt allerdings noch als umgangssprachlich. Bei *orange* finden sich neben kürzeren Formen auch Formen auf *-en*“ (DUDEN ⁸2009: 348).

Dieses Kapitel beschreibt das methodische Vorgehen genauer. Dazu werden zuerst die zu überprüfenden Hypothesen formuliert und die Auswahl der Testitems begründet.

3.1 Hypothesen und Testitems

In der Literatur findet sich mehrfach die Feststellung, dass flektierte Formen bei frequenten Farbadjektiven immer häufiger auftreten (vgl. 2.2). Dies soll als eine zu überprüfende Hypothese in die Arbeit übernommen werden (Hypothese 1). Außerdem soll getestet werden, ob die Endung der Adjektive die (Nicht-)Flexion beeinflusst (Hypothese 2). Schließlich soll beobachtet werden, ob geringe Frequenz ebenfalls einen Einfluss hat und verursacht, dass eher eine Vermeidungsstrategie, nämlich ein Kompositum mit *-farben* oder *-farbig* zu bilden, gewählt wird (Hypothese 3).

Als Testitems wurden *rosa*, *lila*, *orange*, *beige*, *oliv* und *creme* ausgewählt, da sie geeignet schienen, die aufgestellten Hypothesen zu überprüfen. Sie unterscheiden sich sowohl in ihrer Endung, als auch in ihrer Frequenz⁷ voneinander und sind außerdem allesamt im ZWEIFELSFÄLLE-DUDEN (⁸2016) verzeichnet, woran erkennbar ist, dass Unsicherheit bei der Deklination besteht.

Die Adjektive *rosa* und *lila* enden auf einen Vollvokal, unterscheiden sich aber untereinander in der Frequenz. Mit 38.365 Einträgen im Deutschen Referenzkorpus (DeReKo) ist *rosa* im Vergleich zu den anderen Adjektiven sehr frequent. *Lila* ist mit nur 12.757 Einträgen deutlich seltener, weist sonst jedoch viele Gemeinsamkeiten mit *rosa* auf: Zu *rosa* schreibt der DUDEN (⁸2016: 799), dass für das standardsprachlich nicht deklinierte Adjektiv in der Umgangssprache auch die deklinierten Formen, wie *ein rosa(n)es Kleid*, verwendet werden. Auch Komposita mit *-farben/ -farbig* sind möglich. Für *lila* schreibt der DUDEN (⁸2016: 614) Vergleichbares bezüglich der Deklination. Sogar die historische Entwicklung der Adjektive ist ähnlich.⁸ KAUFMANN (2006: 33, 113) stellt in ihrer Korpusuntersuchung

⁷ Um einen Eindruck der Frequenz zu erhalten, wurde eine Suchanfrage nach dem jeweiligen Farbadjektiv im Deutschen Referenz Korpus (DeReKo) gestellt. Die Stichprobe wurde nicht bereinigt, sodass z.B. prädikative Verwendungen inbegriffen sind. Außerdem wurde nach dem jeweiligen Adjektiv als Kompositum mit *-farben* gesucht. Beide Werte wurden anschließend addiert.

⁸ Beide Adjektive stammen aus dem Französischen und bezeichneten ursprünglich eine Pflanze (Rose und Flieder), wurden zuerst als Bestandteil von Komposita verwendet und nur kurz nacheinander als eigenständige Adjektive Teil der deutschen Sprache. (*rosa* im 18. Jahrhundert, *lila* im 19.) (vgl. DUDEN ⁵2014: 486, 680).

zu *rosa* im Gegensatz zum DUDEN (⁸2016: 799) fest, dass sich die nicht-deklinierte Form, also *das rosa Kleid*, etabliert hat.

Orange, *beige* und *oliv* enden allesamt auf einen Frikativ, unterscheiden sich aber in ihrer Häufigkeit voneinander. *Oliv* (989 Einträge im DeReKo) wird laut ZWEIFELSFÄLLE-DUDEN (⁸2016: 681) sowohl dekliniert als auch in Komposita mit *-farben* oder *-farbig* oder nicht-dekliniert verwendet. Für *beige* (4.324 Einträge im DeReKo) gilt das gleiche, wobei die deklinierte Verwendung, z.B. *ein beige Hemd*, empfohlen wird (vgl. DUDEN ⁸2016: 140). Bei *orange* wird ebenfalls die deklinierte Form, wie z.B. *ein oranges Hemd*, empfohlen, allerdings gibt es bei *orange* eine weitere (als umgangssprachlich eingestufte) Deklinationsweise mit eingeschobenem [n], *ein oranges Hemd* (vgl. DUDEN ⁸2016: 682). Außerdem ist das Adjektiv mit 16.704 Einträgen im DeReKo deutlich häufiger als die anderen beiden.

Bei dem Farbadjektiv *creme*, das als einziges untersuchtes Adjektiv auf einen Nasal endet und zudem selten auftritt (ca. 1.206 Einträge im DeReKo⁹), gilt die Deklination als nicht standardsprachlich (vgl. DUDEN ⁸2016: 203).

3.2 Untersuchungsdesign

Um den Gebrauch der genannten Farbadjektive zu untersuchen, wurde den Befragten ein Lückentext¹⁰ vorgelegt, in dem sich vor jeder Lücke Bilder befanden, die Auskunft über das auszufüllende Farbadjektiv und Bezugsnomen gaben (siehe Beispielsatz 1):

1) Ein  _____ läuft neben ihnen.

Um sicherzugehen, dass die Felder richtig ausgefüllt wurden, wurden vor Beginn des Lückentextes alle verwendeten Farben aufgelistet und ein Beispielsatz gegeben. Für die Untersuchung von Interesse waren die Felder, die nach *oliv(es) Haus*, *creme(s) Eis*, *rosa(ner) Krebs*, *beige(r) Fisch*,

⁹ 121 Treffer für *creme*, 1085 Beiträge für *cremefarben*. Die Belege für *creme* wurden bereinigt, da bei den ursprünglich 867 Einträgen viele False Positives enthalten waren (z.B. Formen des Verbs *eincremen*). Die Bereinigung fand anhand einer Stichprobe von 100 Ergebnissen statt.

¹⁰ Der vollständige Fragebogen befindet sich im Anhang.

orange(r) Sonnenschirm und *lila(ner) Ball* fragten¹¹. In der Auswertung wurden die eingetragenen Formen nach den Kategorien *dekliniert (rosaner Krebs)*, *undekliniert (rosa Krebs)* und *Kompositum (rosafarbener Krebs)* unterschieden.

Der Lückentext erzählte eine kurze Geschichte, die vom Untersuchungsgegenstand ablenken sollte. Weitere Distraktoren bildeten drei Wissensfragen zum Wattenmeer und je zwei Lücken, die Formen prototypischer Farbadjektive (*rot* und *blau*) und prädikative, also unflektierte Eintragungen erfragten. Außerdem wurde das Experiment als eine Befragung zu einem neu entwickelten Lehrbuchkonzept für SchülerInnen der zweiten Klasse präsentiert.¹² Die Befragten sollten eine Beispielaufgabe (den beschriebenen Lückentext) ausfüllen und das erdachte Konzept anschließend bewerten, sodass die Aufmerksamkeit der ProbandInnen vom Untersuchungsgegenstand abgelenkt wurde. Dieser Fragebogenabschnitt ließe sich für eine umfangreichere Folgeuntersuchung methodisch weiter ausarbeiten, sodass zusätzliche Informationen, z.B. zu Schwierigkeiten oder Unsicherheiten der TeilnehmerInnen, für die Auswertung genutzt werden könnten. Am Ende des Fragebogens wurden schließlich allgemeine Daten zur Person erhoben.

Der Fragebogen wurde StudentInnen der Uni Hamburg vorgelegt. Nach dem Aussortieren der Ergebnisse, die entweder nicht von MuttersprachlerInnen zwischen 19 und 29 stammten oder zu viele Fehler (zu viele nicht oder mit nicht abgefragten Farben ausgefüllte Antwortfelder) enthielten, blieben 31 Bögen¹³, die in die Auswertung einfließen.

Die relativ kleine Stichprobe erlaubt trotz ihrer eingeschränkten Größe einen Einblick in den Gebrauch der indeklinablen Farbadjektive und bietet außerdem Anregungen für umfangreichere Folgeuntersuchungen.

4 Ergebnisse

In diesem Kapitel werden die Ergebnisse der Untersuchung vorgestellt. Zuerst wird überprüft, ob eine hohe Frequenz die Flexion beeinflusst, wie u.a. der Duden (⁸2009: 348) nahelegt und wie in der ersten Hypo-

¹¹ Da sich die flektierten und nicht-flektierten femininen Formen mitunter im Schriftbild nicht unterscheiden lassen, wie z.B. bei *eine beige* ([¹be:ʒə] oder [be:ʃ]) *Bluse*, werden ausschließlich Maskulina und Neutra untersucht. Dementsprechend kann über den Einfluss des Genus auf die Deklination keine Aussage getroffen werden.

¹² Die ProbandInnen wurden gebeten, sich vorzustellen, sie sollten ein Lehrbuchkonzept bewerten (siehe Fragebogen im Anhang).

¹³ 25 weibliche, fünf männliche ProbandInnen, einmal keine Angabe.

these angenommen wird. Anschließend werden die beiden anderen Hypothesen, also der Einfluss der Endung und schließlich die Auswirkungen besonders niedriger Frequenz, untersucht.

	rosa	lila	orange	beige	oliv	creme
Ergebnisse Produktionsexperiment						
undekliniert	25	20	1	2	2	7
dekliniert	5	8	24	18	17	2
Kompositum	1	3		2	6	14
Sonstige						3
Frequenz						
Einträge im DeReKo	38365	12757	16704	4324	989	1206

Tab. 1: Übersicht über die Deklination der Adjektive und ihre Frequenz

Tabelle 1 gibt einen Überblick über die Ergebnisse des Produktionsexperiments und die Frequenz der Adjektive, die zuerst nach Endung und dann nach absteigender Frequenz sortiert sind. Eine genauere Aufschlüsselung der eingetragenen und hier zu Kategorien zusammengefassten Formen findet sich im Anhang (vgl. Tabelle 2).

Um den Einfluss hoher Frequenz auf die Deklination zu untersuchen (Hypothese 1), bietet es sich an, die, wie Tabelle 1 zeigt, frequentesten Adjektive der Studie, *rosa*, *orange* und *lila* näher zu betrachten. *Orange* wird fast ausschließlich flektiert (24-mal, einmal nicht) und bestätigt somit die These, dass frequente Adjektive häufiger dekliniert werden. Bei *rosa* wird allerdings deutlich die nicht-flektierte Form bevorzugt (25-mal), mit fünf Formen ist die deklinierte Form sehr viel seltener, die Kombination mit *-farben* oder *-farbig* kommt fast gar nicht vor (einmal), womit sich die Ergebnisse Kaufmanns (2006: 33) bestätigen.

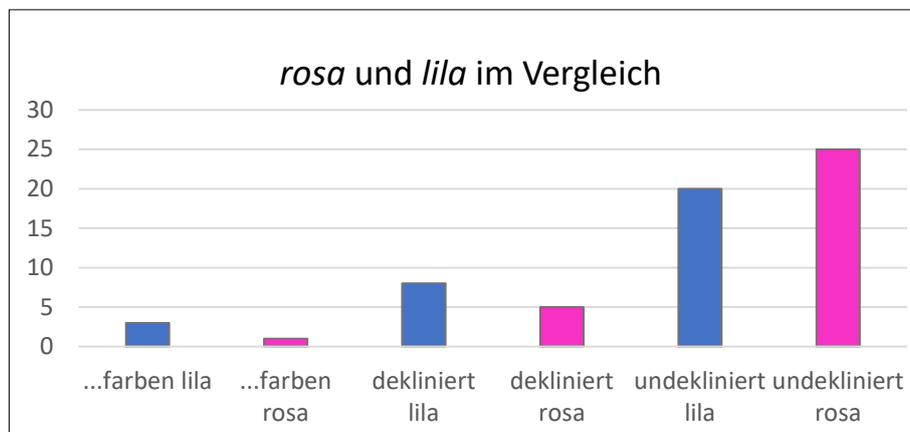


Abb. 1: Ergebnisse zu den Farbadjektiven *lila* und *rosa* (in absoluten Zahlen)

Wie in Abb. 1 erkennbar ist, sind die Ergebnisse für *lila* sehr ähnlich, wenn auch nicht ganz so ausgeprägt, da die Ergebnisse sich gleichmäßiger auf die verschiedenen Kategorien verteilen. Die Frequenz ist sehr wahrscheinlich der Grund für diese Abweichung, da sie den wesentlichen Unterschied zwischen den beiden Adjektiven ausmacht. Allerdings wirkt sie sich nicht in der Weise aus, wie in der Hypothese angenommen, denn *rosa*, das mit Abstand häufigste Adjektiv, tendiert am deutlichsten zur Nicht-Flexion. Die Hypothese 1 bestätigt sich in dieser Studie also nur teilweise.

Da die Ergebnisse für *orange* sich sehr deutlich von denen zu *rosa* und *lila* unterscheiden, dafür denen von *oliv* und *beige* ähneln, bleibt zu überprüfen, ob die Endung auf die Flexion Einfluss nimmt. Hierzu sollen nun auch die übrigen Adjektive berücksichtigt werden. Wie bereits beschrieben, ähneln sich die Ergebnisse von den beiden auf Vollvokal endenden Adjektiven *lila* und *rosa*.

Orange, das auf einen Frikativ endet, wird im Gegensatz dazu fast ausschließlich flektiert. Allerdings wird in den meisten Fällen (16) nicht einfach die Flexionsendung angehängt, sondern ein [n] eingeschoben (*orangene*). Weshalb diese Form so gebildet wird, lässt sich mithilfe dieser Untersuchung nicht eindeutig erklären, es lassen sich jedoch Vermutungen anstellen, die als Grundlage für weitere Untersuchungen dienen können. Ein Grund könnte zum Beispiel sein, dass die französische Aussprache für die deutsche Zunge ungewohnt ist und daher die Aussprache durch das [n] erleichtert wird. Zudem kann man mithilfe eines schriftlichen Produktionsexperiments nicht erkennen, ob sich die Aussprache des Wortes eventuell auf die Flexion auswirkt.¹⁴ Zu *beige*, welches ebenfalls auf einen Frikativ endet, muss leider zuerst gesagt werden, dass bei diesem Adjektiv besonders oft eine andere Farbe in das Fragebogenfeld eingetragen wurde. Dies lässt sich als Kritik am Experiment anmerken, da offensichtlich das entsprechende Symbol nicht deutlich genug zu erkennen war. Die verwendbaren Ergebnisse ergaben dennoch, dass die Deklination (19-mal) im Gegensatz zur Nicht-Flexion (zweimal) und zum Kompositum (zweimal) bevorzugt wird. Bei *oliv* sind die Ergebnisse sehr ähnlich, nur das Kompositum wird erkennbar häufiger gebildet (6-mal).

¹⁴ Aussprachemöglichkeiten zu *orange*: [o' rã:ʒə], [o' rã:ʃ], [o' ranʒə], [o' ranʃ] (vgl. DUDEN online)

Creme, das keiner der bereits genannten Gruppen angehört, weist eine Vielzahl verschiedener Deklinationsformen auf (*cremig* (3), *cremes* (1), *cremenes* (1), nicht flektiert (7)), obwohl überwiegend ein Kompositum mit *-farben* oder *-farbig* gebildet wird. Dass mehrfach *cremig* verwendet wurde, ist aufgrund ungeschickter Konzeption des Fragebogens nur bedingt auszuwerten, da man nicht ausschließen kann, dass die Konsistenz des Bezugsworts *Eis* die Verwendung von *cremig* beeinflusst hat. Allerdings finden sich auch andere Quellen, in denen *cremig* als Farbe verwendet wird (vgl. KLAUS 1989: 41; 57)

Die Hypothese, dass die Endung des Adjektivs die Flexion beeinflusst, bestätigt sich an dieser Stelle, da sich sowohl die beiden Adjektive, die auf einen Frikativ enden, als auch die, die auf Vollvokal enden, in den Ergebnissen ähneln, zwischen den Gruppen aber entscheidende Unterschiede herrschen. Testet man Hypothese 2 in Bezug auf die beiden genannten Gruppen und auf die flektierten und nicht-flektierten Formen mit Hilfe eines χ^2 -Tests, erhält man ein hochsignifikantes Ergebnis.¹⁵ Allerdings müssten zu *orange* hinsichtlich der verschiedenen Flexionsformen (mit und ohne Einschub) weitere Untersuchungen unternommen werden, um die Hypothese genauer zu überprüfen.

Ein weiterer, die These stützender Hinweis findet sich bei MUTHMANN (1994: 404), der 1994 noch schreibt, die flektierten Formen seien bei *beige* „schon vertrauter“, bei *oliv* und *creme* gänzlich ungewohnt. Offensichtlich hat sich dies in Bezug auf *oliv* bis heute gewandelt; bei *creme* hingegen nicht unbedingt, was dadurch erklärbar ist, dass *oliv* aufgrund lautlicher Ähnlichkeit analog¹⁶ zu *beige* funktioniert (BURRIDGE/BERKS 2017: 108-109) und dementsprechend *analogical leveling* (BYBEE 2015: 94f) eingetreten ist. Bei *creme*, das in keine der Gruppen gehört, wirkt sich dies vermutlich auf eine vermehrte Unsicherheit in der Benutzung aus, was die Menge der verschiedenen Deklinationsformen erklärt. Ein weiterer Grund für die hohe Unsicherheit bei den SprecherInnen könnte sein, dass *creme* (ohne Kompositum) i.d.R. nicht attributiv verwendet wird.¹⁷ Vermutlich führt das Fehlen von Orientierung in Form ähnlicher

¹⁵ $p < 0.0001$. Es wurden die Ergebnisse wie in Tabelle 1 (siehe Anhang) nach *dekliniert* und *undekliniert* unterschieden und die genannten Gruppen (*rosa*, *lila* und *orange*, *beige*, *oliv*) zusammengefasst. *Creme* wurde in der Auswertung nicht berücksichtigt, dementsprechend kann die Hypothese nur bezüglich der getesteten Gruppen als bestätigt angesehen werden.

¹⁶ Vgl. BURRIDGE/BERKS 2017: 108f

¹⁷ In den stichprobenartig untersuchten Belegen des DeReKo kein einziges Mal.

Adjektive und die geringe Frequenz zu großer Unsicherheit der Sprechenden in Bezug auf *creme*, was sich außerdem aus der großen Anzahl von Komposita (14), also dem Umgehen der (Nicht-)Flexion, ablesen lässt.

Dass bei geringer Frequenz eher die Vermeidungsstrategie gewählt wird, bestätigt sich auch innerhalb der beiden anderen lautlichen Gruppen. So wird bei *orange* nicht ein einziges Mal das Kompositum mit *-farben* oder *-farbig* gebildet, bei *beige* immerhin zweimal und bei *oliv* schon sechsmal. Diese Beobachtung stimmt auch mit denen zu den Deklinationsunterschieden zwischen *lila* und *rosa* überein. Die vermehrte Anzahl der Kompositabildungen bestätigt sich innerhalb der Gruppen ohne Ausnahme, aber auch insgesamt kann man Hypothese 3 als bestätigt ansehen, wie die rote Trendlinie in Abb. 2 zeigt. Dass der Zusammenhang nicht linear ist und einige Ausreißer zu vermerken sind, ist nachvollziehbar, wenn man den Einfluss von analogen Endungen berücksichtigt. Diese sind in Abb. 2 gut erkennbar anhand der Unterschiede zwischen *creme* und *oliv*: *Oliv* kann sich in der Flexion an andere Farbadjektive auf Frikativ anpassen, *creme* hingegen nicht.

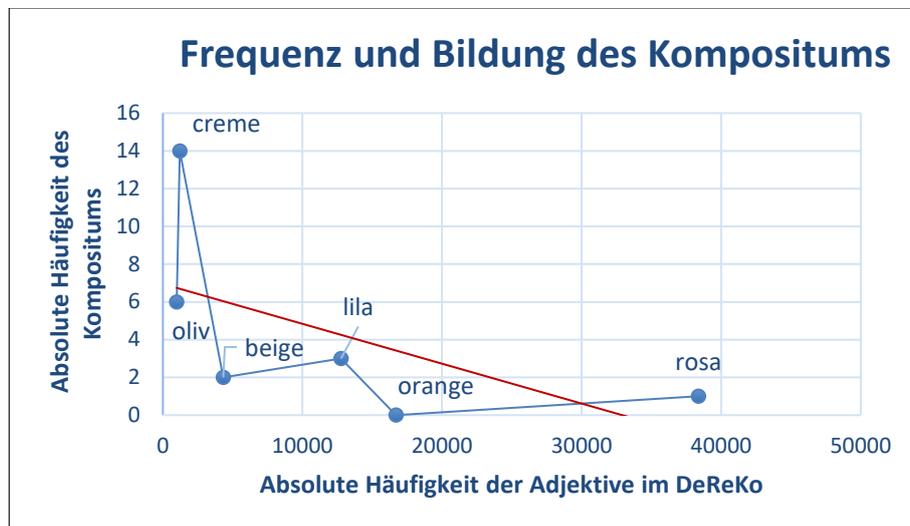


Abb. 2: Das Verhältnis von Frequenz zur Bildung von Komposita mit *-farben* oder *-farbig*

5 Fazit

Die Ergebnisse zu der Frage, ob indeklinable Adjektive flektiert werden oder nicht, lassen sich wie folgt zusammenfassen: In der hier durchgeführten Studie werden die erste Hypothese und somit die Aussage der Duden Grammatik (⁸2009), flektierte Formen seien bei den frequenten Farbadjektiven häufiger, nur teilweise bestätigt. Während *orange* klar

zur Flexion neigt, ist dies bei den ebenfalls frequenten Adjektiven *rosa* und *lila* nicht der Fall. Hypothese 2 konnte hingegen klar bestätigt werden: Die Endung der Farbadjektive nimmt entscheidenden Einfluss, ob das Wort dekliniert wird oder nicht. Hohe Frequenz führt allerdings dazu, dass die Formen einheitlicher gebildet werden als bei gleich auslautenden Adjektiven mit niedrigerer Frequenz. Niedrige Frequenz korreliert, wie in Hypothese 3 angenommen, damit, dass die Vermeidungsstrategie gewählt und ein Kompositum gebildet wird, wie man vor allem an *creme* erkennen kann.

Weiterführende Untersuchungen z.B. zu *creme* oder *orange* wären interessant sowie Studien zur gesprochenen Sprache, die Aufschluss über den Einfluss von Aussprache eines Adjektivs (bspw. bei *orange*) und Genus auf die Flexion geben könnten. Somit kann diese Untersuchung als erster Anhaltspunkt zur weiteren Forschung zu indeklinablen Farbadjektiven genutzt werden und es kann auf den trotz kleiner Stichprobe aussagekräftigen Ergebnissen aufgebaut werden. Diese lauten, um sie abschließend noch einmal zusammenzufassen, folgendermaßen: Man kann sagen, dass es zwar *cremefarbene*, *orangene*, *beige* und *olive Kühe*, nicht aber *rosane* oder *lilane Kühe* gibt – selbst, wenn die SprecherInnen davon ausgehen, dass die meisten Bauern Milka-Kühe halten.

Literatur

- Burridge, Kate/Bergs, Alexander (2017): *Understanding language change*. London New York: Routledge, Taylor & Francis Group.
- Bybee, Joan (2015): *Language Change*. Cambridge [u.a.]: Cambridge Univ. Press.
- Duden (⁸2009): *Die Grammatik (Band 4)*. Berlin: Dudenverlag.
- Duden (⁸2016): *Richtiges und gutes Deutsch. Das Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle (Band 9)*. Berlin: Dudenverlag.
- Duden (⁵2014): *Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache (Band 7)*. Berlin: Dudenverlag.
- Duden (o.J.): „orange“ auf Duden online. URL: <https://www.duden.de/node/639456/revisions/1362638/view> (zuletzt aufgerufen am: 20.02.2018).
- Eichinger, Ludwig M. (2009): Adjektiv (und Adkopula). In: Hoffmann, Ludger: *Handbuch der deutschen Wortarten*. Berlin [u.a.]: de Gruyter, S. 143-188.
- Fleischer, Wolfgang/Barz, Irmhild (⁴2012): *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Hundt, Markus (2000): Deutschlands meiste Kreditkarte. Probleme der Wortartenklassifikation. In: *Deutsche Sprache* 28, S. 1-24.
- Kaufmann, Caroline (2006): *Zur Semantik der Farbadjektive rosa, pink und rot: Eine korpusbasierte Vergleichsuntersuchung anhand des Farbträgerkonzepts*. München: Herbert Utz Verlag.

- Klaus, Hilde (1989): Beobachtungen zu den Modefarbenwörtern in der deutschen Gegenwartssprache. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 17, S. 22-57.
- Muthmann, Gustav (1994): Doppelformen in der deutschen Sprache der Gegenwart: Studie zu den Varianten in Aussprache, Schreibung, Wortbildung und Flexion. Tübingen: Niemeyer.
- Pittner, Karin/Berman, Judith (2007). Deutsche Syntax: Ein Arbeitsbuch (2., durchges. Aufl.). Tübingen: Gunter Narr Verlag.
- Trost, Igor (2006): Das deutsche Adjektiv: Untersuchungen zur Semantik, Komparation, Wortbildung und Syntax. Hamburg: Buske.

Anhang

Übersicht der Ergebnisse

	rosa	lila	beige	olive	orange	creme
undekliniert	rosa	25 lila	20 beige	2 oliv	2 orange	1 creme
dekliniert	rosaner	5 lilaner	8 beiger	19 olives	16 oranger	8 cremes
				olivenes	1 orangener	16 cremenes
Kompositum	rosafarbener	1 lilafarbener	2 beigefarbener	1 olivfarbenes	5	cremefarbenes
		lilafarbiger	1	olivfarbiges	1	cremefarbiges
			beigefarbender	1		creme-farbenes
Sonstige						cremigiges
Fehler				8	6	6

Tab. 2: Übersicht der Ergebnisse nach Farben und Kategorien

Tabelle 2 gibt einen Überblick über die Formen, die von den ProbandInnen eingetragen wurden. Die Adjektive sind wie in Tabelle 1 nach Endungen und dann nach Frequenz sortiert. Die Antworten sind nach den Auswertungskategorien gruppiert, außerdem sind in jeder Kategorie die jeweiligen Formen, die zu der Kategorie gezählt wurden, angegeben.

Fragebogen

Liebe Teilnehmerin, lieber Teilnehmer,

bitte stellen Sie sich Folgendes vor:

Es wird ein Lehrbuch für SchülerInnen der 2. Klasse entworfen. Ziel ist es, spielerisch und spannend neue, themenübergreifende Inhalte zu vermitteln.

Der folgende Beispieltext soll ein Kapitel des Lehrbuchs einleiten, in dem das Wattenmeer thematisiert wird. In der kleinen Geschichte sollen verschiedene Farben und deren Rechtschreibung vermittelt werden, während erste, für das Thema relevante Begriffe vorgestellt werden.

Um ein möglichst erfolgreiches Lehrbuch zu gestalten, werden verschiedene Erwachsene, u.a. Sie, um eine erste Bewertung der Idee gebeten.

- (1) *Bitte füllen Sie die Beispielaufgabe vollständig aus.*
- (2) *Anschließend haben Sie die Möglichkeit, die Idee zu bewerten und Ihre Verbesserungsvorschläge und Kritik mitzuteilen.*
- (3) *Zum Schluss bitten wir Sie, einige allgemeine Daten zu ihrer Person anzugeben.*

Das Ausfüllen dieses Fragebogens dauert ca. 8 Minuten. Ihre Teilnahme ist freiwillig und ihre Daten werden anonym behandelt.

Vielen Dank für Ihre Hilfe!

Johanna Hartwig

Aufgabe 1

Ein Tag am Strand

rot		orange		creme		rosa	
blau		lila		beige		oliv	

Beispiel:

Paul wohnt in einem  roten Haus Paul und Anna fahren heute zum Strand. Beide freuen sich schon darauf, endlich ins  _____ zu springen. Aber als sie ankommen, gibt es nur Sand. „Wo ist denn das Wasser?“, fragt Anna. „Da hinten ist ein kleines  _____. Komm, wir fragen nach!“, ruft Paul und rennt schon los. Weißt du vielleicht, wie man es nennt, wenn das Wasser sich von der Küste entfernt? Wie heißt es, wenn es wieder aufläuft?

In dem Haus sitzt eine Frau und verkauft Eis. „Wo finden wir denn das Wasser?“, fragt Paul. „Gerade ist Niedrigwasser“, antwortet die Dame in dem Haus, „Erst in ein paar Stunden ist das Wasser wieder da.“ Anna und Paul sind sich einig, dass man am besten warten kann, wenn man nebenbei ein Eis isst. Anna nimmt eine Kugel Erdbeereis im Becher. Paul

isst Vanilleeis in der Waffel  . Die  _____ und ein 

_____ sehen hübsch zusammen aus. Das findet auch ein großer, weißer Vogel mit grauen Flügeln und gelbem Schnabel. Weißt du, wie dieser Vogel heißt, den man am Wasser oft sieht?



Zum Glück bemerkt Anna den Vogel, als er angefliegen kommt, und Paul kann sein Eis vor dem Tier verstecken. Nachdem die beiden das Eis aufgegessen haben, ist das Wasser immer noch nicht da. „Wir könnten Watt wandern!“, schlägt Anna vor. Also legen sie ihre Sachen in den Sand und laufen los.

Ein  _____ läuft neben ihnen. Als Paul ein bisschen im Watt gräbt, findet er einen Wurm.  „Guck mal, Anna!

Hier ist ein  _____!“ „Das ist ein Wattwurm“,

weiß Anna, „er frisst den Sand und lebt von den Nährstoffen, die er ausfiltert. Und diese ganzen Haufen, die du siehst, sind das, was übrigbleibt.“ „Ihh!“, ruft Paul, „dann laufen wir ja die ganze Zeit durch ein riesiges Wattwurm klo!“ Anna lacht. „Guck mal! Die  lebt sogar hier!“ „Die ist doch !“ „Na gut,“ beschließt Anna, „wir sagen einfach, sie ist rosa-creme.“ Damit sind beide zufrieden. Sie gehen noch ein Stück weiter und stehen plötzlich an einem Bach. Dabei ist das gar kein echter Bach. Weißt du, was Anna und Paul gefunden haben? -

Im Wasser schwimmt sogar ein . Man kann ihn auf dem sandigen Boden kaum erkennen. Weil das Wasser im Priel schon in Richtung Strand fließt, beeilen sie sich zurückzulaufen. Denn, wenn man nicht rechtzeitig am Strand ist, kann es sein, dass man von Wasser umzingelt ist, und das ist wirklich gefährlich! Aber Anna und Paul sind schnell genug. Doch wo sind ihre Sachen?

„Da ist ein , genau wie unser!“, ruft Anna. Aber neben dem Schirm liegt ein Ball, ein . Der von Paul ist eigentlich . Endlich finden sie ihre Sachen und warten im Schatten des Sonnenschirms, bis das Wasser wieder da ist. Dann können sie endlich baden!

Am Abend versinkt die  im Meer und Anna und Paul sind sich einig: Das war ein richtig schöner Tag!

Ihre Meinung

Wie finden Sie die Idee, Themen verschiedener Schulfächer in einem Lehrbuch zu kombinieren?

Wie bewerten Sie den Schwierigkeitsgrad des Beispieltextes?

Warum?

Sind sowohl die Schrift, als auch die Farben und Symbole deutlich genug zu erkennen?

Sonstige Bemerkungen/Kritik/Anregungen:

Einige Angaben zu Ihrer Person:

Geburtsjahr: Geschlecht:

Muttersprache:

In welchem Land/Bundesland sind Sie aufgewachsen (bis zum 12. Lebensjahr)?

Höchster Abschluss:

Vermuteter Untersuchungsgegenstand:

Kommentare (Anregungen, Kritik ...):

Vielen Dank für Ihre Teilnahme!

Ist das ein Komma oder kann das weg? – Topologische Felder und Kommasetzung. Erste empirische Befunde.

MARIE WRONA

1 Problemstellung

Ein wichtiges und anspruchsvolles Thema im Deutschunterricht ist die Kommasetzung.¹ Viele Schülerinnen und Schüler² zweifeln und sind sich oft unsicher, wann und vor allem warum ein Komma gesetzt werden muss (vgl. z.B. BREDEL 2015a: 138). Insofern erscheint es relevant, sich mit den Kommasetzungsregeln an sich und mit der Vermittlung der Regeln zu befassen. Dass die Vermittlung und die Anwendung der Regeln nicht trivial sind, wurde bereits in mehreren Studien gezeigt (vgl. hierzu z.B. MENZEL/SITTA 1982; COLOMBO-SCHEFFOLD 2016; HOCHSTADT/OLSEN 2016). Die hohe Fehleranzahl in der Kommasetzung lässt den Schluss zu, dass die bislang verwendete Didaktik bei der Vermittlung der Regeln nicht besonders effektiv ist. Eine wichtige Frage in diesem Zusammenhang lautet folglich, wie die didaktische Vermittlung der Regeln und damit einhergehend die Kommasetzungsfähigkeit von SuS verbessert werden kann. So gibt es im Fachdiskurs das Bestreben, eine neue Didaktik zu entwickeln.

Hier stellt das linguistische Modell der topologischen Felder eine Möglichkeit dar, die Vermittlung von Kommasetzungsregeln zu verbessern. Durch den strukturierten Zugang zum Aufbau einfacher und komplexer Sätze bietet das Modell die Chance, die Kommasetzungsfähigkeit von SuS nachhaltig zu verbessern. In der Literatur existieren einige Unterrichtsentwürfe (vgl. hierzu z.B. BREDEL/HLBEBEC 2015), allerdings noch keine durchgeführten Studien, ob und inwiefern das Modell die Kommasetzung von SuS beeinflusst. Der vorliegende Artikel beschreibt den Aufbau und die Ergebnisse einer empirischen Studie, in der im Rahmen einer Bachelorarbeit eine Unterrichtsreihe mit den topologischen Feldern konzipiert, durchgeführt und evaluiert wurde. Dabei haben die SuS nach Ende der Unterrichtseinheit signifikant weniger Fehler in der Kommasetzung als zuvor gemacht.

¹ Bei dem vorliegenden Aufsatz handelt es sich um eine Kurzfassung bzw. angepasste Version meiner Bachelorarbeit, die 2017 an der Universität Hamburg interdisziplinär in den Fächern Deutsch und Erziehungswissenschaft von mir eingereicht worden ist.

² Im Folgenden werden diese mit *SuS* abgekürzt.

2 Das Komma

2.1 Kommaregeln im Deutschen

Durch das Komma als syntaktisches Zeichen werden einzelne Wörter, Wortgruppen oder Teilsätze strukturiert (vgl. z.B. OSSNER ²2006: 153) und der Satz geordnet (vgl. BREDEL 2010: 261 f.). Es soll u.a. Ambiguitäten auflösen und den LeserInnen in ihrer syntaktischen Sprachverarbeitung dabei helfen, den Satz möglichst schnell und einfach zu perzipieren. PRIMUS (1993) hat plausibel herausgearbeitet, dass man im Deutschen neben dem Satzgrenzenkomma noch zwischen zwei weiteren Kommafunktionen unterscheiden kann: zwischen dem Herausstellungskomma und dem koordinierenden Komma (vgl. PRIMUS 1993: 246). Die unterschiedlichen Einzelregeln, die man im Duden finden kann, lassen sich alle diesen drei Funktionen zuordnen. Da der vorliegende Aufsatz aber das Satzgrenzenkomma thematisiert, werden die Regeln der anderen beiden Kommata hier nicht weiter erläutert. Das **Satzgrenzenkomma** verdeutlicht, wo ein Satz endet und beginnt, und lässt sich an der Präsenz eines verbalen Kopfes erkennen (vgl. BREDEL 2011b: 69): Stehen in einem Satz mehr als zwei finite Verben, ist es also notwendig, ein Komma zu setzen (Beispiel 1 a.). Dies kann nur „umgangen“ werden, wenn eine echt-koordinierende Konjunktion vorliegt (Beispiel 1 b.). Liegt das Verb in Form eines reinen Infinitivs vor, ist es nie satzwertig (Beispiel 1 c.) (vgl. BREDEL 2015a: 136), bei den *zu*-Infinitiven ist es nur z.T. satzwertig (Beispiel 1 d./e.) (vgl. LINDAUER/ SCHMELLENTIN 2008: 193 f./ vgl. Duden ⁹2009: 77 – Regel 117):

- (1) a. *Ich weiß, dass Berlin die Hauptstadt von Deutschland ist*
- b. *Heute gehe ich ins Museum oder ich gucke einen Film im Kino.*
- c. *Julia kann die Tafel sehen.*
- d. *Er pflegte sonntags in die Kirche zu gehen.*
- e. *Sie fährt zur Tankstelle, um das Auto zu waschen.*

2.2 Probleme und fachdidaktische Ansätze in der Kommasetzung

Obwohl die Kommasetzung klar geregelt und nur selten fakultativ ist, scheitern SchreiberInnen häufig an ihr. So zeigen unterschiedliche Studien über verschiedene Zeiträume hinweg, dass die Zeichensetzung neben der satzinternen Großschreibung die häufigste Fehlerquelle im Deutschunterricht darstellt (vgl. z.B. MENZEL/SITTA 1982: 16); dabei gehen ungefähr 50 % aller Fehler auf die Interpunktion zurück (vgl. z.B. KÜTTEL

⁴2007: 448). Auch über den Unterricht hinaus bereitet die Kommasetzung große Probleme: In einer Studie von PIESSNACK/SCHÜBEL (2005) zeigte sich ebenfalls, dass fast 50 % aller Fehler in den Abiturarbeiten im Fach Deutsch auf die Interpunktion zurückgingen; hiervon ließen sich mindestens 60% dem Satzgrenzenkomma zuordnen (vgl. PIESSNACK/SCHÜBEL 2005: 56, 58). In einer empirischen Studie von KRAFFT wurde gezeigt, dass selbst LehramtsstudentInnen mit Deutsch als Unterrichtsfach nicht zwingend die notwendigen Kommata in einem Satz richtig setzen (vgl. KRAFFT 2016: 153). Es scheint in diesem Zusammenhang also nicht verwunderlich, dass einige SprachforscherInnen fordern, die Didaktik grundlegend zu überarbeiten (vgl. z.B. SAPPOK 2011: 485), bzw. neue Ansätze für die Didaktik vorschlagen (vgl. z.B. BREDEL 2015a: 138 ff.; LINDAUER/SUTTER 2005).

Im Folgenden sollen daher zunächst für den vorliegenden Aufsatz relevante Merkmale der herkömmlichen Didaktik kurz erläutert werden. **(1)** Die Regeln zum Setzen eines Satzgrenzenkommata werden häufig einhergehend mit der **Differenzierung zwischen Satztypen** unterrichtet (vgl. LINDAUER/SUTTER 2005: 28). Hier wird zwar richtig erläutert, dass das Satzgrenzenkomma auch die Funktion hat, einen Hauptsatz von einem Nebensatz zu trennen, doch kommt dabei der zentralen Rolle des finiten Verbs nicht die erforderliche Aufmerksamkeit zu. **(2)** Ferner wird den SuS die Kommasetzung häufig mit Bezug auf **Konjunktionen**³ vermittelt (vgl. BREDEL 2015a: 138 ff.). Es wird also unterrichtet, dass ein Komma zu setzen ist, wenn z.B. *dass* oder *weil* folgt. Die SuS lernen hier, dass das Komma einen Haupt- von einem Nebensatz abtrennt. Dass aber ein Komma im Zusammenhang mit den verbalen Köpfen der Einheit Satz steht, wird außen vorgelassen und in der Schule i.d.R. nicht thematisiert. Insofern ist es kaum verwunderlich, dass die Dichte der gesetzten Kommata bei einem vorangestellten Nebensatz und bei Infinitivkonstruktionen besonders niedrig ist und dass schließende Kommata bei eingeschobenen Sätzen weitaus weniger als öffnende gesetzt werden (vgl. BREDEL 2015a: 138). Für die SuS liegt es nahe, Kommasetzung als ein Bündel von Regeln zu verstehen, die nicht mit den Strukturen eines Satzes zusammenhängen, sondern primär mit Konjunktionen. Dass die Konjunktion-

³ *Konjunktion* wird in diesem Artikel für sub- und koordinierende Konjunktionen genutzt. Wenn zwischen sub- und koordiniert unterschieden werden soll, wird mithilfe der Ausdrücke *Subjunktionen* und *koordinierenden Konjunktionen* differenziert.

nen aber bloß ein möglicher Indikator und in diesem Sinne nicht der Auslöser für einen Nebensatz sind, wird hier nicht thematisiert. Kommasetzung kann an dieser Stelle dann zu etwas Unverständlichem werden, das schnell überfordernd wirkt. Wenn nun aber Kommata gesetzt werden müssen und die Regeln nicht gegenwärtig sind, greifen viele SchreiberInnen auf andere Kommasetzungsstrategien zurück: Sie setzen das Komma häufig an Stellen, an denen eine Lesepause steht; doch „Satzzeichen sind Lesezeichen und keine Vorlesezeichen“ (NERIUS³2000: 436). Lesepausen bieten sich also weder als notwendige noch hinreichende Bedingung dafür an, dass ein Satzgrenzenkomma gesetzt werden muss. Daher werden auch häufig Kommata an Stellen gesetzt, an denen kein Komma stehen darf. **(3)** SchreiberInnen lernen insofern i.d.R. im Deutschunterricht zwar, wann ein Komma gesetzt werden soll, aber nicht, wann keines gesetzt werden darf (vgl. DÜRSCHIED⁵2016: 158). Dieses Phänomen sieht man besonders häufig bei einem sehr langen Vorfeld, bei dem z.B. aufgrund der Intonation oder der semantischen Nähe zu einem Nebensatz ein Komma gesetzt wird (vgl. BREDEL/HLEBEC 2015: 37):

- (2) a. normwidriges Komma: *Wegen der Baustellenumleitung an der Schlüterstraße, mussten wir gestern früher losfahren.*
- b. normgerechtes Komma: *Weil es eine Baustellenumleitung an der Schlüterstraße gab, mussten wir gestern früher losfahren.*

Wenngleich insgesamt hervorgehoben werden sollte, dass nicht alle SuS Probleme mit der Kommasetzung haben, so zeigen die oben getroffenen Ausführungen doch eindrucksvoll die Relevanz des Problems sowie bereits eine mögliche Ursache im Rahmen des herkömmlichen didaktischen Ansatzes.

3 Topologische Felder und das Komma

3.1 Die topologischen Felder

Ein alternativer Ansatz der Vermittlung der Kommasetzungsfähigkeit, der geeignet erscheint, die oben skizzierten praktischen bzw. didaktischen Probleme zu überwinden, ist die Thematisierung des Modells der topologischen Felder. Das **Modell der topologischen Felder**, das in seiner Terminologie auf DRACH (1937) zurückgeht (vgl. DÜRSCHIED²2007: 89), bie-

tet sich an, um einfache und komplexe Sätze sehr systematisch strukturieren zu können. Das Modell der topologischen Felder orientiert sich dabei in seiner Form an der für das Deutsche typischen **Verbklammer** und bildet die lineare Abfolge eines Satzes räumlich gegliedert ab (vgl. GALLMANN 2015: 3). So existieren die sogenannte linke und rechte Satzklammer, die i.d.R. verbal besetzt sind und um welche herum der restliche Satz angeordnet ist. Durch eine Bestimmung dieser beiden Felder kann man daher anschließend die Zugehörigkeiten der anderen Konstituenten ermitteln. Dabei lassen sich die weiteren Satzglieder in den Feldern (Vor-, Mittel- und Nachfeld) relativ frei anordnen (vgl. PITTNER²2016: 114); die Verbposition ist allerdings fixiert und trägt so zur systematischen Strukturierung bei. So beinhaltet die rechte Satzklammer nur Verbpartikel, finite oder infinite Verben, in der linken Satzklammer befinden sich finite Verben oder in Verbletztsätzen die Subjunktion (vgl. MEIBAUER et al.³2015: 126). Das Modell hilft dementsprechend, alle drei Stellungstypen des Verbs (Verberst-, Verbzweit- und Verbletzstellung) einem einheitlichen Grundmuster zuzuordnen (vgl. PEYER 2011: 49) und die verhältnismäßig freie Wortstellung im Deutschen (vgl. z.B. PITTNER/ BERMAN⁵2013: 79) und die damit verbundene Variation systematisch zu verdeutlichen:

Vorfeld	Linke Satzklammer	Mittelfeld	Rechte Satzklammer	Nachfeld
Ich	habe	den Hund	gesehen	, weil er vor meiner Tür saß.
Den Hund	habe	ich	gesehen	, weil er vor meiner Tür saß.
	weil	er vor meiner Tür	saß	

Abb. 1: Exemplarische Benutzung der topologischen Felder

Das Modell bietet den SuS die Chance, die Kommasetzung verborientiert und nicht gebunden an Konjunktionen zu erlernen. Der Ansatz des Königreichmodells von LINDAUER/SUTTER (2005) geht in genau diese Richtung: Basierend auf dem topologischen Modell thematisieren sie in einer etwas einfacheren und grundständigeren Variante zwar nicht explizit das Feldermodell, orientieren sich aber stark am Verb als Zentrum des Satzes und verzichten etwa auf Typisierungen von Nebensätzen o. Ä.

(vgl. LINDAUER/SUTTER 2005: 28). Sehr ähnlich funktioniert es auch, wenn das topologische Modell im Unterricht explizit thematisiert wird: Das Feldermodell bildet den Satz genau ab und verdeutlicht seine Struktur; dabei wird das finite Verb besonders hervorgehoben. Bei einem komplexen Satz wird der übergeordnete Satz entsprechend in das Modell eingeordnet; der untergeordnete Satz steht dann „komprimiert“ im Vor-, Mittel- oder Nachfeld (siehe Abb. 1). So wird sehr anschaulich deutlich, dass der Nebensatz ein untergeordneter Satz ist, der als unselbstständig gilt (vgl. WÖLLSTEIN 2014: 11). Um den untergeordneten Satz genauer strukturell zu analysieren, kann auch dieser einzeln in eine Zeile des Modells eingetragen werden. Hier besetzt dann die Subjunktion die linke Klammer und der Verbalkomplex die rechte (siehe Abb. 1). Das Satzgrenzenkomma steht dann zwischen den zwei Sätzen, die als zwei abtrennbare Einheiten von den Lernenden wahrgenommen werden. Die SuS lernen also, dass sie ein Satzgrenzenkomma setzen sollen, wenn sie eine neue Zeile in ihrem Modell anfangen müssen.

3.2 Hypothesen zum didaktischen Mehrwert im Unterricht

Im vorliegenden Abschnitt sollen mögliche Vorteile einer Vermittlung der Kommasetzungsregeln durch das topologische Feldermodell für die Lernenden in Form verschiedener Hypothesen diskutiert werden. Eine zusammenfassende Übersicht der forschungsleitenden Hypothesen findet sich in Abb. 2.

Allgemein kann behauptet werden, dass das Modell den SuS gerade am Anfang viel **(kognitive) Arbeit** abnimmt. Zu Beginn der Thematisierung müssen sie sich nur darauf konzentrieren, Sätze einzutragen und dabei die Verben zu erkennen und in den Kontext einzuordnen. Danach erst müssen sie die Sätze unterteilen und im Anschluss daran dann ein Komma setzen. Das bietet den Vorteil, dass sie sich nicht auf alles gleichzeitig konzentrieren müssen. Das Modell stellt einen Satz „analyse- und terminologiereduziert[...]“ dar (BREDEL 2015b: 212), sodass der ganze Prozess etwas entschleunigt wird und die SuS kognitiv entlastet werden. Durch eine ständige Wiederholung und Eintragung der Sätze in die Felder festigt sich dieses Wissen und hat dann längerfristig das Potential, auch automatisch angewendet zu werden. Aus Studien ist bekannt, dass die SuS Kommata selten nach Regeln, sondern eher automatisch basierend auf „gehörten Pausen“ oder Gefühl setzen (vgl. PEYER 2011: 198). Die topologischen Felder könnten dem nun entgegenwirken und zeigen, dass nur die syntaktischen Strukturen relevant sind. Das liegt u.a. daran,

dass der Satz in dem Modell räumlich gegliedert ist, sodass er viel übersichtlicher dargestellt wird. Die Lernenden können durch die Arbeit mit den topologischen Feldern also die **Syntax** eines Satzes besser nachvollziehen. Wenn sie dies häufig tun, sollte sich auch die Struktur anderer, bislang noch nicht thematisierter Sätze recht schnell erschließen. Die obigen Ausführungen können in Form der folgenden Untersuchungshypothese zusammengefasst werden:

H₁: Wenn die SuS das topologische Modell anwenden, dann werden sie die Syntax eines Satzes besser verstehen.⁴

Wenn die SuS lernen, dass das Satzgrenzenkomma zwischen zwei finiten Verben steht und die Aufgabe hat, zwei Sätze voneinander zu trennen, dann sollten sie dies nicht nur bei einfacheren Haupt- und Nebensatzkonstruktionen erkennen, sondern auch bei Relativsätzen. Bei der Anwendung des Modells ist nicht mehr wichtig, ob man es bspw. mit einem kausalen Nebensatz oder einem Relativsatz zu tun hat. Relevant für die SuS ist lediglich, dass es mindestens zwei finite Verben (und keine echt-koordinierende Konjunktion) gibt, sodass sie die Sätze durch ein Komma voneinander abtrennen. Auf der Grundlage dieser Erwartung soll die folgende Untersuchungshypothese formuliert werden:

H₂: Wenn die SuS das topologische Modell anwenden, dann werden sie insgesamt ihre Kommasetzung verbessern.

⁴ Die entwickelten Hypothesen H₁-H₄ beziehen sich in ihrer Formulierung auf den Vergleich zur herkömmlichen Didaktik. Sie orientieren sich dabei an den generellen Anforderungen an die Aufstellung von Untersuchungshypothesen, wie sie für explanative Studie etwa DÖRING/BORTZ (2016: 48-51, 145-148) beschreiben.

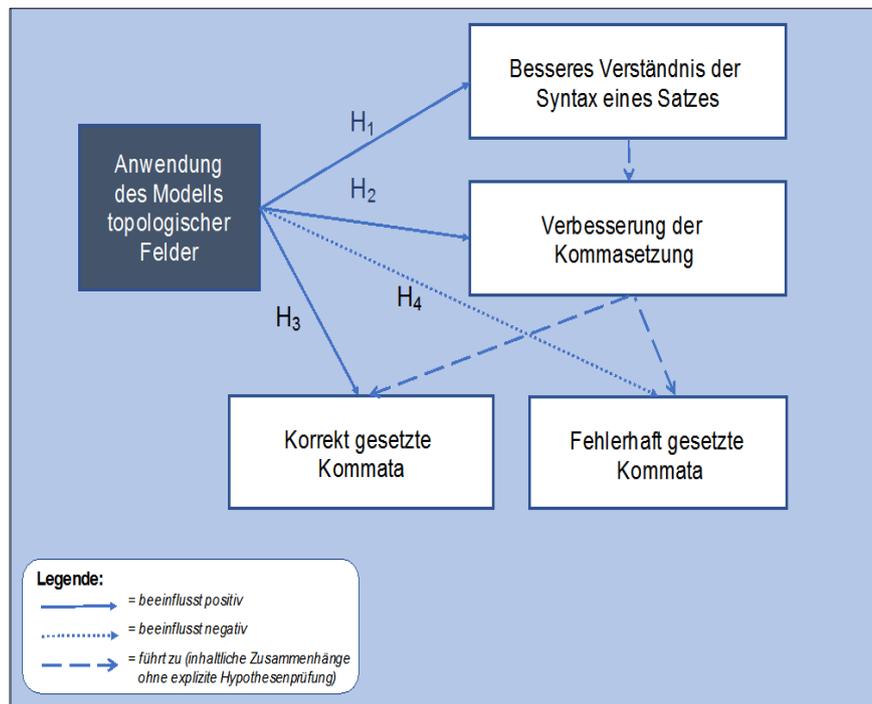


Abb. 2: Hypothesensystem der vorliegenden Untersuchung

Eine Verbesserung der Kommasetzung kann sich aus a) einer höheren Anzahl korrekt gesetzter Kommata sowie aus b) einer geringeren Anzahl fehlerhaft gesetzter Kommata ergeben. In Bezug auf a) kann darauf verwiesen werden, dass das Modell der topologischen Felder eine starke **Verborientierung** besitzt. Dies bedeutet, dass die Lernenden das Modell erst anwenden können, wenn sie begriffen haben, was das finite Verb ist. Der Fokus auf die Verben in einem Satz und das hierdurch bessere Verständnis vom Aufbau eines Satzes können dann dazu beitragen, dass auch schwierigere Kommata korrekt gesetzt werden können. Dadurch, dass die SuS in topologischen Modell für jeden Satz eine neue Zeile anfangen müssen, merken sie sich genauer, welche Rolle das finite Verb spielt. Dementsprechend sollten die SuS hier anders als bei der herkömmlichen Didaktik bei einem vorangestellten Nebensatz nicht mehr Probleme bei der Kommasetzung als bei einem nachgestellten Nebensatz haben. Die Anwendung des topologischen Modells wird daher die Kommasetzung u.a. dadurch verbessern, dass die SuS mehr Kommata korrekt setzen.

H₃: Wenn die SuS das topologische Modell anwenden, dann werden sie mehr Kommata korrekt setzen.

Mit Bezug auf b) ist ferner davon auszugehen, dass insgesamt durch die Anwendung des Modells der topologischen Felder weniger fehlerhaft gesetzte Kommata auftreten. Ein entscheidender Vorteil des Modells gegenüber der herkömmlichen Didaktik besteht darin, dass viele Lehrwerke getrennte Kommaeregeln für etwa indirekte Fragesätze oder Relativsätze bieten (vgl. BREDEL/MÜLLER 2015: 9). Dadurch entsteht eine Vielzahl an Regeln. Durch die topologischen Felder hingegen können die vermeintlich unterschiedlichen Regeln zur Kommasetzung **gebündelt** werden. In diesem Zusammenhang ist das Modell auch ideal, um etwa Fälle, bei denen häufig gezweifelt wird (wie beim **Vorfeldkomma** oder **Nachfeldkomma**), in der Kommasetzung zu thematisieren: Bei ausreichendem Wissen über die Nutzung der verschiedenen Felder kann schnell verdeutlicht werden, warum ein langes Vor- bzw. Nachfeld keine Bedingung dafür darstellt, dass ein Komma gesetzt wird (vgl. BREDEL 2015b: 212). Es wird also mit den topologischen Feldern auch gezeigt, wo kein Komma stehen darf. Auf der Grundlage dieser Erwartung kann ebenfalls H₂ konkretisiert werden als:

H₄: Wenn die SuS das topologische Modell anwenden, dann werden sie weniger fehlerhafte Kommata setzen.

4 Empirischer Untersuchungsansatz

4.1 Methodenindikation und gewähltes Forschungsdesign

Ich habe mich im Rahmen meiner Bachelorarbeit dazu entschieden, eine eigene, empirische Studie zur Kommadidaktik in der Schule durchzuführen. Der Studie liegt die zentrale Frage zugrunde, ob und wie eine Thematisierung der topologischen Felder im Unterricht die Kommasetzung von SuS beeinflusst. Dafür habe ich eine kurze Unterrichtseinheit à vier Unterrichtsstunden (je 60 Minuten) entwickelt und in einer Klasse eines Hamburger Gymnasiums durchgeführt. In der Stunde vor und nach der Unterrichtseinheit fand je ein Test zur Überprüfung der Kommasetzung der SuS statt (siehe Material 1/2 im Anhang). Des Weiteren füllten die teilnehmenden SuS am Ende der Studie einen Fragebogen über den durchgeführten Unterricht aus (siehe Material 3 im Anhang). Mit diesen beiden schriftlichen Abfragen sollte ermittelt werden, ob sich die Kommasetzung durch die Unterrichtseinheit verbessert. Schließlich werde ich in dem vorliegenden Aufsatz nicht nur diese Ergebnisse und die entwickelten Hypothesen evaluieren, sondern auch die Beobachtungen wä-

rend des Unterrichts kurz anführen und auswerten. Somit trägt die ausgeführte Studie nicht nur Merkmale eines quantitativen, sondern auch eines qualitativen Experiments: Mit der Unterrichtseinheit sollten unter möglichst natürlichen Bedingungen („in situ“) Daten erhoben werden (vgl. hierzu KLEINIG 1986: 724 f.). Die Studie wurde in einer siebten Klasse eines Gymnasiums einige Wochen vor Schuljahresende durchgeführt, da die SuS in der Jahrgangsstufe acht laut Bildungsplan die Kommasetzung in Satzreihen und Satzgefügen beherrschen sollen (vgl. Bildungsplan Gymnasium Sekundarstufe I Deutsch Hamburg) und die Studie gut in den Lehrplan passte. Auch in der Fachliteratur wird als ideale Phase der Anwendung des Modells im Zusammenhang mit der Kommasetzung die siebte oder achte Klasse empfohlen (vgl. GALLMANN 2015, MÜLLER/TOPHINKE 2011). Schließlich sei zu erwähnen, dass ich die SuS dieser Klasse in meinem vorherigen Praktikum bereits unterrichtet hatte und daher gut einschätzen konnte, was für die Planung und Umsetzung der Studie hilfreich war.

4.2 Datenerhebung, Datenbasis und Experimentstruktur

Innerhalb der Studie nahmen 24 SuS an der ersten und 21 an der zweiten Überprüfung der Kommasetzung teil.⁵ Von den 21 SuS waren fünf männlich und 16 weiblich. Im Unterricht nahmen während der durchgeführten Stunden i.d.R. 26 SuS teil. 19 SuS gaben an, Deutsch als Muttersprache bzw. zwei SuS Deutsch als Zweitsprache zu sprechen. Von den 19 SuS sind zehn zweisprachig aufgewachsen. Bis auf eine Person sind alle SuS in Deutschland aufgewachsen. 18 SuS waren zum Zeitpunkt der Erhebung 13 Jahre, drei SuS 12 Jahre alt.

Kurz zuvor hatten die SuS im regulären Deutschunterricht bereits die Kommaregeln gemäß der alten Didaktik thematisiert. Kommata sollten zwischen Haupt- und Nebensatz gesetzt werden. Diese Sätze sollten wiederum an Konjunktionen erkannt werden. Ferner wurden die Sätze anhand der Verbpositionen voneinander abgegrenzt. Die SuS hatten also im Unterricht die Verbletztposition als typisches Merkmal von einem Nebensatz kennengelernt. Die Klasse hatte darüber hinaus finite Verben in Abgrenzung zu infiniten Verben besprochen.

Die empirische Studie begann mit einem ersten Test, bei dem die SuS die fehlenden Kommata setzen sollten. Dieser war der Einheit vorangestellt,

⁵ Die Ergebnisse der SuS, die nur am ersten Test teilgenommen haben, sind aufgrund der Vergleichbarkeit im Folgenden nicht in die Endresultate integriert.

ohne dass die Klasse weitere Informationen über das Thema oder die folgenden Unterrichtsstunden erhielt. Jeder der Tests war nummeriert, sodass zwar die Anonymität der Jugendlichen gewahrt werden konnte, aber später die folgenden Überprüfungen auf einzelne Personen (in Form von Nummern) bezogen werden konnten. In dem Test wurde die Kommasetzung explizit suggeriert (i.A. an AFFLERBACH 1997: 51), also ohne einen inhaltlichen Zusammenhang zu einem anderen Thema herzustellen (z.B. einen Text zu schreiben, in dem dann die Kommasetzung korrigiert wird). Hierbei sollten die SuS alle fehlenden Kommata in den folgenden Sätzen setzen:

Satz 1: *Die Fledermaus ist ein Wirbeltier das auch in Deutschland beheimatet ist.*

Satz 2: *Obwohl sie Säugetiere sind können sie fliegen.*

Satz 3: *So können sie auch abschätzen wie weit ein Insekt von ihnen entfernt ist.*

Satz 4: *Die meisten Fledermausarten ernähren sich von Insekten aber einige nehmen nur vegetarische Nahrung zu sich.*

Satz 5: *Die kleinste Fledermaus die wir kennen (...)*

Satz 6: *(...) die wir kennen ist die Schweinsnasenfledermaus.*

Satz 7: *Viele Menschen dachten Fledermäuse sind verwandelte Vampire.*

In den vorliegenden Sätzen mussten die SuS die notwendigen Satzgrenzenkommata setzen. Dabei lagen ihnen auf der einen Seite sehr typische „Kommasituationen“ vor: So mussten sie zwei Sätze voneinander abtrennen, wobei der nachgestellte Satz durch *aber* eingeleitet ist (siehe Satz 4) oder der Nebensatz vorangestellt und durch den Subjunktorkonjunktiv *obwohl* eingeleitet ist (siehe Satz 2). Auf der anderen Seite mussten die SuS auch (eingeschobene) Relativsätze (siehe Satz 1, 5/6) oder Sätze ganz ohne Signalwort (siehe Satz 7) oder ohne ein typisches Signalwort voneinander abtrennen (siehe Satz 3). Ferner enthielt der Test Sätze, die die SuS dazu „verführen“ könnten, ein fehlerhaftes Komma zu setzen⁶:

Satz 8: *Mithilfe eines sehr komplizierten Echoordnungssystems und Ultraschallwellen können die Fledermäuse sich orientieren.*

Satz 9: *Sie wiegt ungefähr so viel wie eine Zwei-Cent-Münze.*

Satz 10: *Das macht sie einzigartig und für viele Menschen so faszinierend.*

⁶Satz 10 und 11 wurden aufgrund hoher Fehleranzahl in der ersten Durchführung des Tests nachträglich zu den zu analysierenden Sätzen hinzugefügt.

Satz 11: Daher ziehen sie sich oft tagsüber zum Schlafen in Felsspalten oder Baumhöhlen zurück.

Sowohl das lange Vorfeld (siehe Satz 8) als auch der mit *wie* eingeleitete Vergleich (siehe Satz 9) stellen typische Stellen dar, an denen häufig ein Komma gesetzt wird, obwohl keines gesetzt werden darf. Bei der Durchführung des Tests wurde die Aufmerksamkeit der SuS bewusst direkt auf die Kommasetzung gelenkt und auf Distraktoren aller Art zu verzichtet. So sollten sich die SuS bestmöglich auf die Kommata konzentrieren, so dass das Kommawissen ermittelt werden konnte. Da außerdem die folgende Unterrichtseinheit die Kommasetzung thematisierte, wäre den Teilnehmern spätestens in Test II bewusst geworden, was genau überprüft wurde. Somit hätte man Test I und Test II nicht gut vergleichen können. Im Anschluss an Test I fanden die vier Unterrichtsstunden statt, in denen die Kommasetzungsregeln unter der Zuhilfenahme der topologischen Felder thematisiert wurden. In der Stunde nach dem Abschluss der Unterrichtseinheit absolvierten die SuS Test II, in dem erneut alle fehlenden Kommata gesetzt werden sollten. Dabei wurde lediglich der Inhalt des Textes verändert; die syntaktische Struktur einschließlich der „Signalwörter“ wurde identisch von Test I übernommen, um größtmögliche Vergleichbarkeit zu gewährleisten. Test II beinhaltete folgende Sätze:

Satz 1': Fußball ist eine Ballsportart die in Deutschland sehr beliebt ist.

Satz 2': Obwohl man dabei nicht mit den Händen spielt kann der Torwart seine Hände benutzen.

Satz 3': So können sie zum Beispiel gut einschätzen wie lange sie in der Woche trainieren müssen.

Satz 4': Die meisten Fußballer ernähren sich hauptsächlich von Proteinen aber andere essen auch viele Kohlenhydrate.

Satz 5': Einer der besten Fußballer den wir kennen (...)

Satz 6': (...) den wir kennen ist Manuel Neuer.

Satz 7': Viele Menschen denken Manuel Neuer ist der beste Torwart der Welt.

Satz 8': Mithilfe eines sehr anstrengenden Trainings und eiserner Disziplin können es Fußballer in die Nationalmannschaft schaffen.

Satz 9': Er verdient etwa so viel wie sein Kollege Thomas Müller.

Satz 10': Das macht das Spiel spannend und für viele Menschen zu ihrem Lieblingssport.

Satz 11': Daher greifen sie oft tagsüber zum Rausgehen zu großen Sonnenbrillen oder Baseball-Caps.

In den Stunden wurden finite Verben in Abgrenzung zu infiniten Verben und die Kennzeichen von Haupt- und Nebensätzen wiederholt. Besonders thematisiert wurden die topologischen Felder, ihre Funktionen und einzelnen Besetzungen. Ferner wurden in diesem Zusammenhang lange Vor- und Nachfelder speziell im Hinblick auf die Kommasetzung und die Kommasetzungsregeln anhand der finiten Verben besprochen. Während der Stunden wurden die Inhalte immer wieder wiederholt und den SuS wurde wenig vorgegebenes Wissen präsentiert, sodass auch entdeckend gelernt werden konnte. Die wiederholenden Übungssequenzen waren sehr wichtig für den Lernprozess, da diese zur Automatisierung führen können; sie sollten aber mit kognitiver Einsicht erfolgen, da die Übungen ansonsten schnell zu einer stumpfen Wiederholung werden könnten, die ohne ein wirkliches Verständnis erfolgt (vgl. MÜLLER 2010: 17). Insofern hatten die Stunden ein grundlegendes Niveau als Basis, von welcher aus alle grammatischen Regeln transparent erfolgen sollten. Die SuS wurden daher zu Beginn zu SprachforscherInnen ernannt, die in den Unterrichtsstunden (in der „Sprachwerkstatt“) die Einheit Satz untersuchen sollten. Die begleitende Forschungsfrage lautete: „Wann steht eigentlich ein Komma?“. Als SprachforscherInnen in der Sprachwerkstatt hatten sie immer wieder die Aufgabe, Sätze ganz genau aufzuschlüsseln und sich die einzelnen Bestandteile anzuschauen – das Modell der topologischen Felder sollte also wie das Besteck von ChirurgInnen als Hilfsmittel dienen, um den Satz als „Patienten“ zu untersuchen.

5 Ergebnisse der empirischen Untersuchung

Als grundlegendes Ergebnis der Studie wurde erwartet, dass sich die eingangs aufgestellten Hypothesen nicht falsifizieren lassen⁷. Die Ergebnisse sollen nun näher beschrieben werden. Eine zusammenfassende Übersicht der Ergebnisse ist in Abb. 3 dargestellt:

⁷Die Überprüfung der Hypothesen orientiert sich an POPPERS kritischem Rationalismus: Eine Bestätigung der Hypothesen als wahr oder wahrscheinlich ist in diesem Sinne nicht möglich. Die Falsifizierungslogik erlaubt jedoch, Sätze, die nicht falsifiziert wurden, als (vorübergehend) bewährt zu verwenden (vgl. POPPER ¹¹2005: 8 f.).

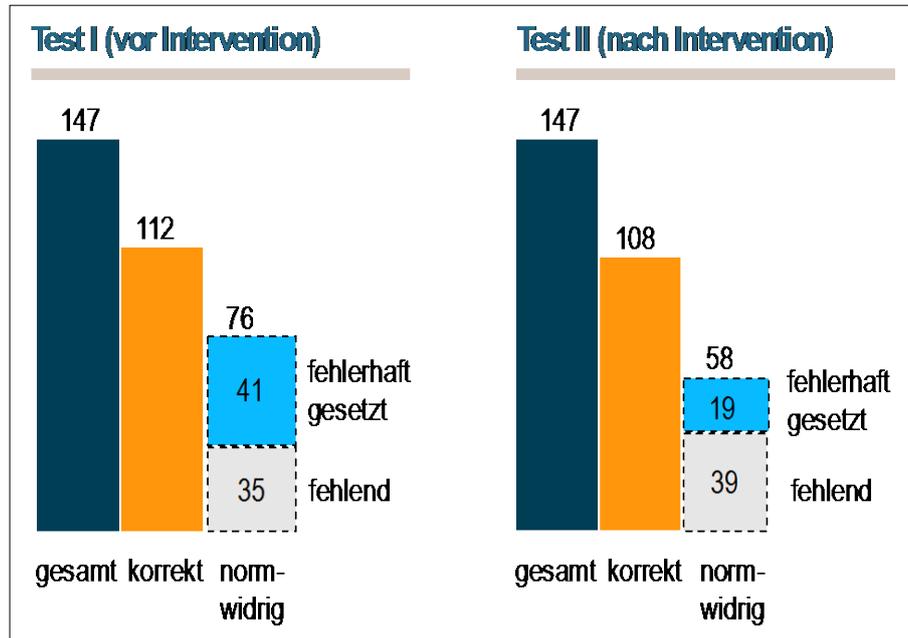


Abb. 3: Kommasetzung im Vergleich [Anzahl Kommata]

Frage 1: Konnten durch die Anwendung des topologischen Modells mehr Kommata korrekt gesetzt werden (H_3)?

Von den insgesamt 147 notwendig zu setzenden Kommata pro Testdurchgang wurden vor der Vermittlung des Modells der topologischen Felder in Test I 112 Kommata (76 %) korrekt gesetzt (siehe Abb. 3). Nach der Intervention waren es mit 108 (74 %) korrekten Kommata ungefähr eine identische Anzahl.⁸ Auf Basis eines durchgeführten t-Tests ist zudem von nicht signifikanten Unterschieden zwischen beiden Tests auszugehen (siehe Material 4 im Anhang). Daher ist festzustellen, dass die in H_3 getroffene Annahme, dass die Modellanwendung die Anzahl korrekt gesetzter Kommata erhöht, zu **verwerfen** ist. So wurden bspw. in Satz 5 im ersten Durchgang noch acht Kommata korrekt gesetzt, in Test II hingegen nur noch fünf (siehe Abb. 4). Die höhere Anzahl der fehlenden Kommata könnte darauf zurückzuführen sein, dass eingeschobene Relativsätze nur kurz thematisiert worden sind. Zwar wurden im Unterricht auch Relativsätze besprochen und in die topologischen Felder eingeordnet; dabei sollte das Relativpronomen von den SuS wie eine Subjunktion behandelt werden. Im Unterricht bereitete dies keine großen

⁸ Ein Komma, das in Klammern gesetzt worden ist, wurde als gesetztes Komma gewertet.

Schwierigkeiten, da auch Satzgefüge bestehend aus Haupt- und Relativsatz zwei finite Verben aufweisen. Bei dem eingeschobenen Relativsatz hingegen existieren ebenfalls zwei finite Verben, die SuS mussten aber auch zwei Kommata setzen. Das öffnende Komma, vor welchem kein finites Verb stand, wurde dementsprechend kaum gesetzt, da aufgrund des fehlenden Verbs offenbar keine Notwendigkeit dazu gesehen wurde. In der Unterrichtseinheit wurden zwar auch eingeschobene Relativsätze thematisiert, doch dies geschah mangels Zeit sehr schnell und war daher offenbar von den SuS noch nicht verinnerlicht worden.

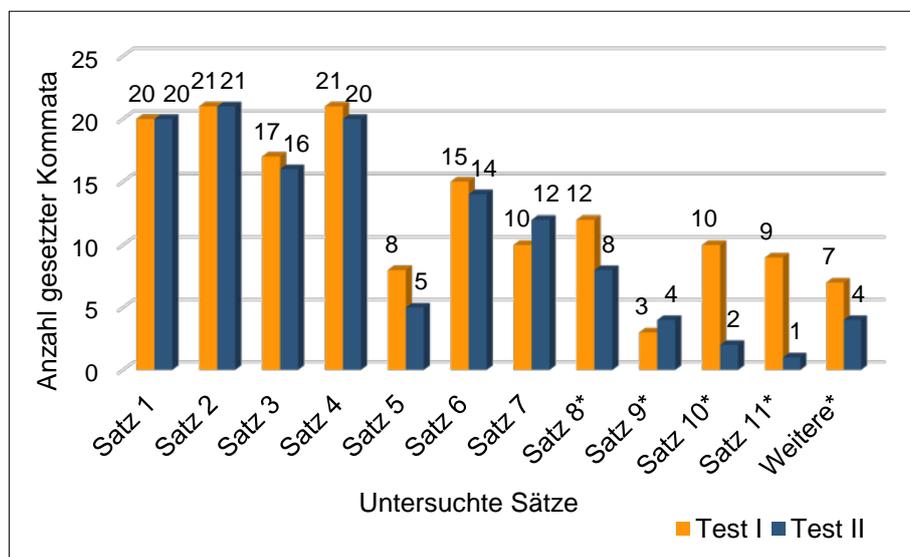


Abb. 4: Verteilung der gesetzten Kommata in den einzelnen Sätzen (n = 21)⁹

Frage 2: Konnte durch die Anwendung des topologischen Modells die Kommasetzung insgesamt verbessert werden (H₂)?

Nach der Unterrichtseinheit ist die Anzahl der Fehler insgesamt gesunken. Vor der Intervention machten die SuS noch 76 Fehler, nach der Intervention lediglich 58. Diese Fehler bzw. normwidrigen Kommata setzten sich aus den fehlenden Kommata und den Kommata zusammen, die ‚zu viel‘ gesetzt worden sind. Auf Basis des t-Tests konnte hier ein signifikanter Unterschied festgestellt werden (siehe Material 4). Dementsprechend konnte **H₂** in der Studie **nicht falsifiziert** werden. Das ist darauf zurückzuführen, dass die SuS weniger fehlerhafte Kommata gesetzt haben (siehe hierzu Frage 3).

⁹ Der Asterisk * in der Abb. zeigt an, dass in dem betreffenden Satz kein Komma stehen darf.

Frage 3: Konnten durch die Anwendung des topologischen Modells weniger fehlerhafte Kommata gesetzt werden (H_4)?

Der signifikante Unterschied (siehe Material 4) zeigt sich darin, dass die SuS in Test I noch 41 fehlerhafte Kommata gesetzt hatten, in Test II sich hingegen die Anzahl fehlerhafter Kommata mehr als halbiert hat und nur noch 19 Kommata fehlerhaft gesetzt wurden: Somit konnte H_4 in der Studie ebenfalls **nicht falsifiziert** werden. Das Modell der topologischen Felder scheint die SuS an dieser Stelle tatsächlich positiv beeinflusst zu haben, sodass sie erheblich weniger (fehlerhafte) Kommata setzten. So wurden bspw. in Satz 10 vor *oder* statt zehn nur noch zwei fehlerhafte Kommata gesetzt (siehe Abb. 4). Dies lässt sich darauf zurückführen, dass die SuS zuvor sehr auf Konjunktionen geachtet haben – wurde ein Wort als Konjunktion erkannt, wurde auch ein Komma gesetzt (auch bei echt-koordinierenden Konjunktionen). Diese Fokussierung scheint also etwas abgenommen zu haben. Ferner existierten noch weitere fehlerhafte Kommata an unterschiedlichen Stellen (wie z.B. *An Halloween, spielten Fledermäuse...*), die dann in der Auswertung unter „Weitere“ aufgelistet wurden. Die Anzahl dieser fehlerhaften Kommata betrug in Test I sieben und in Test II vier Kommata. Auch die Fehleranzahl bei einem langen Vorfeld ging zurück. Den SuS scheint also vermehrt deutlich geworden zu sein, wann kein Komma stehen darf und dass z.B. Betonung kein Kriterium ist.

Frage 4: Konnten die SuS durch die Anwendung des topologischen Modells die Syntax eines Satzes besser verstehen (H_1)?

Um diese Hypothese zu überprüfen, wurden nicht nur die Ergebnisse der beiden Tests, sondern ferner der Evaluationsbogen ausgewertet. Damit wurde ein erweiterter Blickwinkel auf die Resultate angestrebt, der die subjektive Wahrnehmung der SuS in Bezug auf die Kommasetzung berücksichtigen sollte. Insgesamt fällt hierbei auf, dass die SuS im Durchschnitt ihrer Antworten die Anwendung des Modells der topologischen Felder als positiv einschätzten (siehe Abb. 5). Die subjektive Wahrnehmung erscheint auch insofern relevant, als sie geeignet ist, die quantitativen Daten zu ergänzen. Auch bei einer unveränderten Anzahl korrekt gesetzter Kommata ist z.B. die Einschätzung, dass sich ein Kind nun sicherer in der Kommasetzung fühlt, eine wichtige Verbesserung, da diese

Sicherheit u.U. als Prediktor für zukünftige Fehler gelten könnte. Die meiste Zustimmung (im Durchschnitt 5,1) hat die Aussage bekommen, dass die Syntax eines Satzes nun besser verstanden wurde. Dies entspricht den vorangestellten theoretischen Erwartungen, sodass H_1 als **nicht falsifiziert** betrachtet werden kann. Dazu passt auch der Kommentar eines Schülers auf einem der Bögen: „Die topologischen Felder habe ich am besten gefunden, weil ich nun ein Komma setzen kann, ohne auf die Konjunktionen zu achten“. Es scheint also verstärkt auf den Satz und seinen Aufbau geachtet worden zu sein.

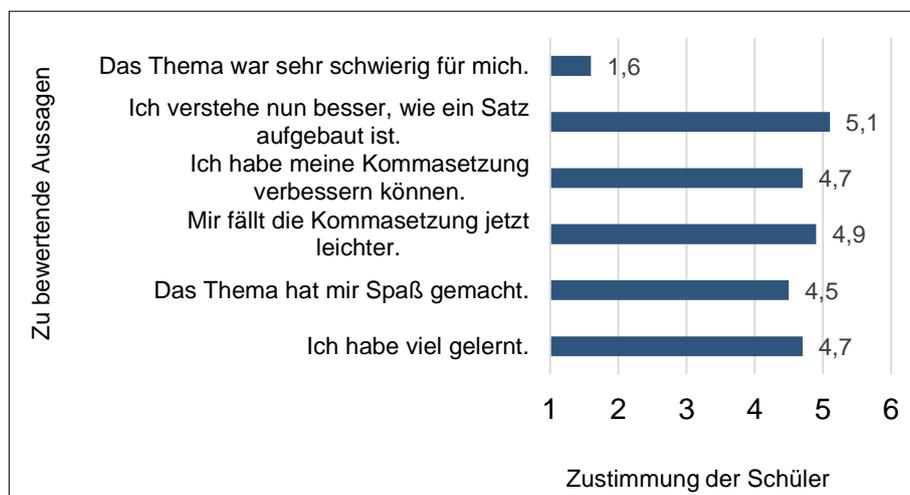


Abb. 5: Durchschnittliche Einschätzungen der SuS (1= stimmt nicht zu 6= stimmt vollkommen zu) (n = 21)

Abschließend kann gesagt werden, dass während der Unterrichtsstunden aufgefallen ist, dass die meisten Unterrichtsmaterialien für die Altersstufe gut geeignet waren. Die SuS wirkten i.d.R. ziemlich motiviert und auch interessiert an dem Thema, was sich auch in den Evaluationsbögen widerspiegelt. Die Aufgabenstellungen wurden gut verstanden und die Aufgaben dann häufig sehr zügig von der Klasse erledigt. Bereits in der ersten Stunde arbeiteten die Schüler gut mit und waren sogar schneller als erwartet mit dem Ausfüllen der topologischen Felder fertig. Einige Schüler haben bei der Bearbeitung der ersten Felder selbstständig (und unaufgefordert) die Sätze umgestellt und dann auch diese in die Felder eingeordnet. Zehn Schüler merkten explizit in den Fragebögen an, dass ihnen die topologischen Felder besonders gut gefallen haben, da sie diese gut verstanden hatten und die Arbeit mit dem Modell etwas Neues war, das sie bislang im regulären Unterricht nicht thematisiert hatten.

Gleichzeitig konnte festgestellt werden, dass es auch einiger Voraussetzungen bedarf, das Feldermodell in der Schule zu thematisieren. So hatten einige SuS bspw. zunächst Schwierigkeiten, finite und infinite Verben voneinander abzugrenzen.

Schließlich soll angemerkt werden, dass aufgrund der kleinen Fallzahl dieser Untersuchung sowie des speziellen Umfelds die vorliegenden Ergebnisse **nicht generalisierbar** sind. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die Ergebnisse keine Relevanz hätten. Vielmehr können sie als erste Hinweise interpretiert werden. Zudem weisen sie auf eine **neue Variable** hin, die bislang nicht thematisiert wurde: Es spricht viel dafür, dass das Thema **Zeit** eine wichtige Rolle im Rahmen dieser und ähnlicher Untersuchungen spielt. So könnte die Interpretation der Ergebnisse dadurch eingeschränkt sein, dass eine Beeinflussung der Kommasetzung der SuS nach der Unterrichtseinheit nur von **kurzer Dauer** ist. Die Kommasetzung der SuS verändert sich also ggf. kurzfristig, aber wird langfristig doch nicht beeinflusst, da es sich bei den vier Stunden um eine sehr kurze Einheit handelt. Andererseits weist zumindest die Analyse der Evaluationsbögen darauf hin, dass es sich genau anders herum verhalten könnte, da die SuS angaben, sich sicherer in der Kommasetzung zu sein, aber gleichzeitig (noch) nicht mehr korrekte Kommata setzten: Es könnte ein **timelag** zwischen dem besseren Verstehen der Kommasetzung und der sicheren Praktik hierin vorliegen. Beide Argumentationen sprechen somit u.a. dafür, zukünftig **Längstschnittuntersuchungen** vorzunehmen, um der Variablen Zeit mehr Aufmerksamkeit schenken zu können. Darüber hinaus sei auch darauf hingewiesen, dass nur vier Unterrichtseinheiten zur Verfügung standen und gleichzeitig sehr viel Neues gelernt werden sollte. Es ist wahrscheinlich, dass die Ergebnisse hinsichtlich der korrekt gesetzten Kommata (H_3) besser ausgefallen wären, wenn noch mehr Zeit zur Verfügung gestanden hätte. Ferner sei darauf hingewiesen, dass die beiden Tests erstens nicht eins zu eins **vergleichbar** sind und es sich zweitens um eine **Prüfungssituation** für die SuS handelt, in der sie ggf. anders agieren als normalerweise. Durch eine sorgfältige Vorbereitung und Durchführung der Studie habe ich versucht, einer Verzerrung größtmöglich entgegen zu wirken.

6 Fazit und Schlussfolgerungen

Dem vorliegenden Aufsatz lag die Intention zugrunde, eine erste empirische Studie zur Kommasetzung und topologischen Feldern in der Schule vorzustellen. Dafür wurde Unterrichtsmaterial konzipiert und der

Fragestellung nachgegangen, ob eine Thematisierung des Feldermodells die Kommasetzungsfähigkeit von SuS beeinflusst. Hierfür wurde ein Test durchgeführt, in dem die SuS explizit die fehlenden Kommata setzen sollten. Anschließend wurde eine Unterrichtseinheit mit der Klasse durchgeführt und ein zweiter Test absolviert, in dem die SuS erneut die fehlenden Kommata setzen sollten. Es hat sich herausgestellt, dass sich die Leistungen der Teilnehmenden in Test II tatsächlich von Test I unterscheiden: So wiesen die Tests statt wie zuvor 76 nur noch 58 normwidrige Kommata auf. Dies zeigte sich besonders in den Kommata, die fehlerhaft („zu viel“) gesetzt worden waren. Die SuS setzten nur noch 19 fehlerhafte Kommata, während es in Test I noch 41 waren. Gleichzeitig fehlten auch vier notwendige Kommata mehr als zuvor. So konnte festgehalten werden, dass die SuS in Bezug auf ihre Kommasetzung vorsichtiger geworden sind und insgesamt weniger Kommata gesetzt haben. Daraus konnte dann die positive Schlussfolgerung gezogen werden, dass sich die Kommasetzung der ProbandInnen durch die Unterrichtsstunden verbessert hatte. Das Modell scheint also besonders dafür geeignet zu sein, um zu verdeutlichen, wo kein Komma steht. Es ist gut vorstellbar, dass es bessere Erfolge gegeben hätte, wenn mehr Zeit zur Verfügung gestanden hätte. So mussten allerdings schnell die Grundlagen und die weiterführenden Bausteine gelehrt werden, ohne dass sehr viel Zeit zum Üben geblieben ist. Es hat sich aber insgesamt gezeigt, dass es durchaus gerechtfertigt ist, das topologische Modell in der Schule zu thematisieren. Die Klasse konnte ihre Kommasetzung verbessern und hatte darüber hinaus viel Interesse an einer Arbeit mit den Feldern. Die Kombination von Testdaten und einer subjektiven Evaluation der Methode durch die SuS hat zudem die Aufmerksamkeit auf eine neue Variable gelegt, die zukünftig stärker berücksichtigt werden sollte: Es spricht viel dafür, dass das Erlernen und Verstehen einer neuen Methode der Kommasetzung und ihre sichere Praktik zeitlich auseinanderfallen. Empirische Analysen sollten daher verstärkt die Praktik über einen längeren Zeitraum untersuchen. In Rahmen der Studie konnte ferner in diesem Zusammenhang festgestellt werden, dass die meisten SuS i.d.R. keine Probleme mit dem Material hatten, obwohl es ein ganz neues Thema für sie darstellte. An einigen Stellen sollten die Aufgaben für die SuS aber noch einmal angepasst werden. So hat sich die Einordnung von Haupt- und Nebensätzen in die topologischen Felder als etwas schwierig herausgestellt. Gleichzeitig konnte festgehalten werden, dass das Modell einiger Vorkenntnisse bei den SuS bedarf (wie z.B. ein Verständnis von

finiten Verben). Wenn dieses nicht ausreichend gegeben ist, kann das Modell sein volles Potential nicht entfalten.

Abschließend sei erwähnt, dass das bessere Verständnis der Syntax vermutlich viel weitreichendere Folgen hat, als hier untersucht wurde. So wird es nicht nur bei der Kommasetzung, sondern auch generell im Grammatikunterricht oder z.B. im Literaturunterricht eine Bereicherung bilden, da ein besseres Sprachverständnis gefördert wird. Das Potential, das das Modell mit sich bringt, sollte daher im Bildungsplan verankert werden, sodass alle SuS davon profitieren können! Gleichzeitig gibt es noch viel Forschungsbedarf in diesem Bereich. Über die tatsächliche Wirksamkeit in Bezug auf die Kommasetzung gibt es bislang keine Studien und auch wenig Unterrichtsentwürfe bzw. Materialien. Der vorliegende Aufsatz hat hierzu einen ersten Baustein geliefert.

Literatur

- Afflerbach, Sabine (1997). Zur Ontogenese der Kommasetzung vom 7. bis zum 17. Lebensjahr. Eine empirische Studie. Frankfurt a.M.: Peter Lang GmbH.
- Bildungsplan Gymnasium Sekundarstufe I Deutsch Hamburg (2011).
- Bredel, Ursula (2010). Strukturfunktionale und erwerbstheoretische Aspekte des Interpunktionsystems am Beispiel des Ausrufezeichens. In: Bredel, Ursula/Müller, Astrid/Hinney, Gabriele (Hg.): Schriftsystem und Schriffterwerb. Linguistisch – didaktisch – empirisch. Berlin/ New York: De Gruyter, S. 259-275.
- Bredel, Ursula (2011b). Interpunktion. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Bredel, Ursula (2015a). Das Satzgrenzenkomma und seine Didaktisierung – das Verb als Zentrum kommarelevanter Strukturen. In: Mesch, Birgit/Rothstein, Björn (Hg.): Was tun mit dem Verb? Über die Möglichkeit und Notwendigkeit einer didaktischen Neuerschließung des Verbs. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 135-149.
- Bredel, Ursula (2015b). Topologie und Orthographie. In: Wöllstein, Angelika (Hg.): Das topologische Modell für die Schule. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, S. 205-217.
- Bredel, Ursula/Hlebec, Hrvoje (2015). Kommasetzung im Prozess. In: Praxis Deutsch 42/254, S. 36-43.
- Bredel, Ursula/Müller, Astrid (2015). Interpunktion. In: Praxis Deutsch 42/254, S. 4-13.
- Colombo-Scheffold, Simona (2016). Kommatierungsverhalten von Deutschstudierenden bei Relativ-, Inhalts- und Adverbialsätzen. In: Olsen, Ralph/Hochstadt, Christiane/Colombo-Scheffold, Simona (Hg.): Ohne Punkt und Komma...Beiträge zu Theorie, Empirie und Didaktik der Interpunktion. Berlin: RabenStück Verlag, S. 178-213.
- Drach, Erich (1937). Grundgedanken der deutschen Satzlehre. Frankfurt a.M.: Diesterweg.

- Duden (⁹2009). Die deutsche Rechtschreibung (Band 1). Mannheim et al.: Bibliographisches Institut AG.
- Döring, Nicola/Bortz, Jürgen (⁵2016). Forschungsmethoden und Evaluation in den Sozial- und Humanwissenschaften. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Dürscheid, Christa (⁴2007). Syntax. Grundlagen und Theorien. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co.
- Dürscheid, Christa (⁵2016). Einführung in die Schriftlinguistik. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG.
- Gallmann, Peter (2015). Das topologische Modell: Basisartikel. In: Wöllstein, Angelika (Hg.): Das topologische Modell für die Schule. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, S. 1-36.
- Hochstadt, Christiane/Olsen, Ralph (2016). Zur Kommatierungskompetenz von Lehramtsstudierenden am Beispiel überflüssiger ‚Vorfeldkommata‘. In: Olsen, Ralph/Hochstadt, Christiane/Colombo-Scheffold, Simona (Hg.): Ohne Punkt und Komma...Beiträge zu Theorie, Empirie und Didaktik der Interpunktion. Berlin: RabenStück Verlag, S. 158-176.
- Kleinig, Gerhard (1986). Das qualitative Experiment. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38/4, S. 724-750.
- Krafft, Andreas (2016). „Einfach nach Gefühl...“ Zur Interpunktionskompetenz von Lehramtsstudierenden am Beispiel überflüssiger Kommata. In: Olsen, Ralph/Hochstadt, Christiane/Colombo-Scheffold, Simona (Hg.): Ohne Punkt und Komma...Beiträge zu Theorie, Empirie und Didaktik der Interpunktion. Berlin: RabenStück Verlag, S. 138-156.
- Küttel, Hartmut (⁴2007). Probleme des Erwerbs der Orthographie. In: Nerius, Dieter (Hg.): Deutsche Orthographie. Hildesheim: Georg Olms Verlag, S. 417-451.
- Lindauer, Thomas/Sutter, Elisabeth (2005). König, Königreiche und Kommaregeln. Eine praxistaugliche Vereinfachung des Zugangs zur Kommasetzung. In: Praxis Deutsch 32/191, S. 28-35.
- Lindauer, Thomas/Schmellentin, Claudia (2008). Studienbuch Rechtschreibdidaktik. Die wichtigen Regeln im Unterricht. Zürich: Orell Füssli Verlag AG.
- Meibauer, Jörg/Demske, Ulrike, Geilfuß-Wolfgang, Jochen/Pafel, Jürgen/Ramers, Karl Heinz/Rothweiler, Monika/Steinbach, Markus (³2015). Einführung in die germanistische Linguistik. Stuttgart: J. B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH.
- Menzel, Wolfgang/Sitta, Horst (1982). Interpunktion – Zeichensetzung im Unterricht. In: Praxis Deutsch 9/55, S. 10-21.
- Müller, Astrid (2010). Rechtschreiben lernen. Die Schriftstruktur entdecken – Grundlagen und Übungsvorschläge. Seelze: Friedrich Verlag GmbH.
- Müller, Astrid/Tophinke, Doris (2011). Verben in Sätzen. In: Praxis Deutsch 38/226, S. 4-11.
- Nerius, Dieter (³2000). Duden. Deutsche Orthographie. Mannheim: Bibliographisches Institut & F.A. Brockhaus AG.
- Ossner, Jakob (²2006). Sprachdidaktik Deutsch. Eine Einführung für Studierende. Paderborn: Verlag Ferdinand Schöningh GmbH.
- Peyer, Ann (2011). Sätze untersuchen. Lernerorientierte Sprachreflexion und grammatisches Wissen. Seelze: Friedrich Verlag GmbH.

- Piessnack, Christian/Schübel, Adelbert (2005): Untersuchungen zur orthographischen Kompetenz von Abiturientinnen und Abiturienten im Land Brandenburg. Online: http://opus.kobv.de/ubp/volltexte/2006/833/pdf/llh20_Piessnack_Schuebel.pdf. (zuletzt aufgerufen am: 06.02.2018).
- Pittner, Karin/Berman, Judith (⁵2013). Deutsche Syntax. Ein Arbeitsbuch. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag.
- Pittner, Karin (²2016). Einführung in die germanistische Linguistik. Darmstadt: WBG.
- Popper, Karl Raimund (¹¹2005). Logik der Forschung. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Primus, Beatrice (1993). Sprachnorm und Sprachregularität: Das Komma im Deutschen. In: Deutsche Sprache 21/3, S. 244-263.
- Sappok, Christopher (2011). Das deutsche Komma im Spiegel von Sprachdidaktik und Prosodieforschung. Forschungslage – „Parsing vs. Phrasing“ – Experimente. Berlin: LIT Verlag.
- Wöllstein, Angelika (²2014). Topologisches Satzmodell. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.

Anhang

Material 1

Arbeitsauftrag:

Setze in dem vorliegenden Text alle fehlenden Kommas.

Fledermäuse

Die Fledermaus ist ein Wirbeltier das auch in Deutschland beheimatet ist. Obwohl sie Säugetiere sind können sie fliegen. Das macht sie einzigartig und für viele Menschen so faszinierend. Mithilfe eines sehr komplizierten Echoordnungssystems und Ultraschallwellen können die Fledermäuse sich orientieren. So können sie auch abschätzen wie weit ein Insekt von ihnen entfernt ist. Die meisten Fledermausarten ernähren sich von Insekten aber einige nehmen nur vegetarische Nahrung zu sich. Sie sind nachtaktive Tiere. Daher ziehen sie sich oft tagsüber zum Schlafen in Felsspalten oder Baumhöhlen zurück. Die kleinste Fledermaus die wir kennen ist die Schweinsnasenfledermaus. Sie wiegt ungefähr so viel wie eine Zwei-Cent- Münze. An Halloween spielten Fledermäuse früher eine ganz besondere Rolle: Viele Menschen dachten Fledermäuse sind verwandelte Vampire.

Material 2

Arbeitsauftrag:

Setze in dem vorliegenden Text alle fehlenden Kommas.

Benutze ggf. auch das beiliegende Material: Du kannst die Sätze dort in die topologischen Felder einordnen. (Diese sind bloß eine Hilfestellung und fließen nicht in Dein Ergebnis ein).

Fußball

Fußball ist eine Ballsportart die in Deutschland sehr beliebt ist. Obwohl man dabei nicht mit den Händen spielt kann der Torwart seine Hände benutzen. Das macht das Spiel spannend und für viele Menschen zu ih-

rem Lieblingssport. Mithilfe eines sehr anstrengenden Trainings und eiserner Disziplin können es Fußballer in die Nationalmannschaft schaffen. So können sie zum Beispiel gut einschätzen wie lange sie in der Woche trainieren müssen. Die meisten Fußballer ernähren sich hauptsächlich von Proteinen aber andere essen auch viele Kohlenhydrate. Einige Fußballspieler sind sehr berühmt. Daher greifen sie oft tagsüber zum Rausgehen zu großen Sonnenbrillen oder Baseball-Caps. Einer der besten Fußballer den wir kennen ist Manuel Neuer. Er verdient etwa so viel wie sein Kollege Thomas Müller. Seit der letzten WM spielt Neuer eine noch wichtigere Rolle: Viele Menschen denken Manuel Neuer ist der beste Torwart der Welt.

Material 3

Evaluation

Angaben zur Person

Alter:

Geschlecht:

Was ist/sind Deine Muttersprache(n)?

Bist du mit einer Zweitsprache aufgewachsen? Falls ja, welche?

In welchem Bundesland bist Du aufgewachsen?

Wie sehr stimmst Du den folgenden Aussagen zu (+++ = völlig; --- = überhaupt nicht)?

Kreuze an:

	+++	++	+	-	--	---
Ich habe viel gelernt.						
Das Thema hat mir Spaß gemacht.						
Mir fällt die Kommasetzung jetzt leichter.						
Ich habe meine Kommasetzung verbessern können.						
Ich verstehe nun besser, wie ein Satz aufgebaut ist.						
Das Thema war sehr schwierig für mich.						

Dies hat mir die größten Schwierigkeiten bereitet:

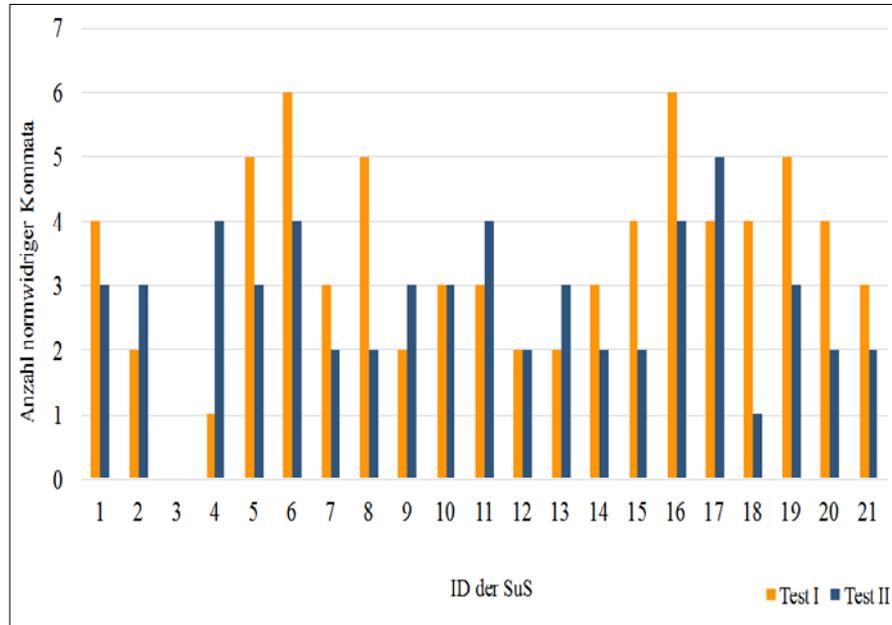
Dies hat mir am besten gefallen:

Material 4

Test bei gepaarten Stichproben									
	Gepaarte Differenzen	T	df	Sig. (2-seitig)	95% Konfidenzintervall der Differenz				
	Mittelwert	Standardabweichung	Mittelwertes	Untere			Obere		
Paaren 1	Fehler1 - Fehler2	1,00000	1,58114	,34503	,28027	1,71973	2,898	20	,009
Paaren 2	Missing1 - Missing2	-,33333	1,19722	,26125	-,87830	-,21163	-1,276	20	,217
Paaren 3	Korrekt1 - Korrekt2	,33333	1,19722	,26125	-,21163	,87830	1,276	20	,217
Paaren 4	Normwidrig1 - Normwidrig2	,66667	1,59164	,34733	-,05784	1,39117	1,919	20	,069

t-Test bei gepaarten Stichproben (Quelle: eigene Darstellung in SPSS)

Material 5



Normwidrige Kommata der einzelnen TeilnehmerInnen